

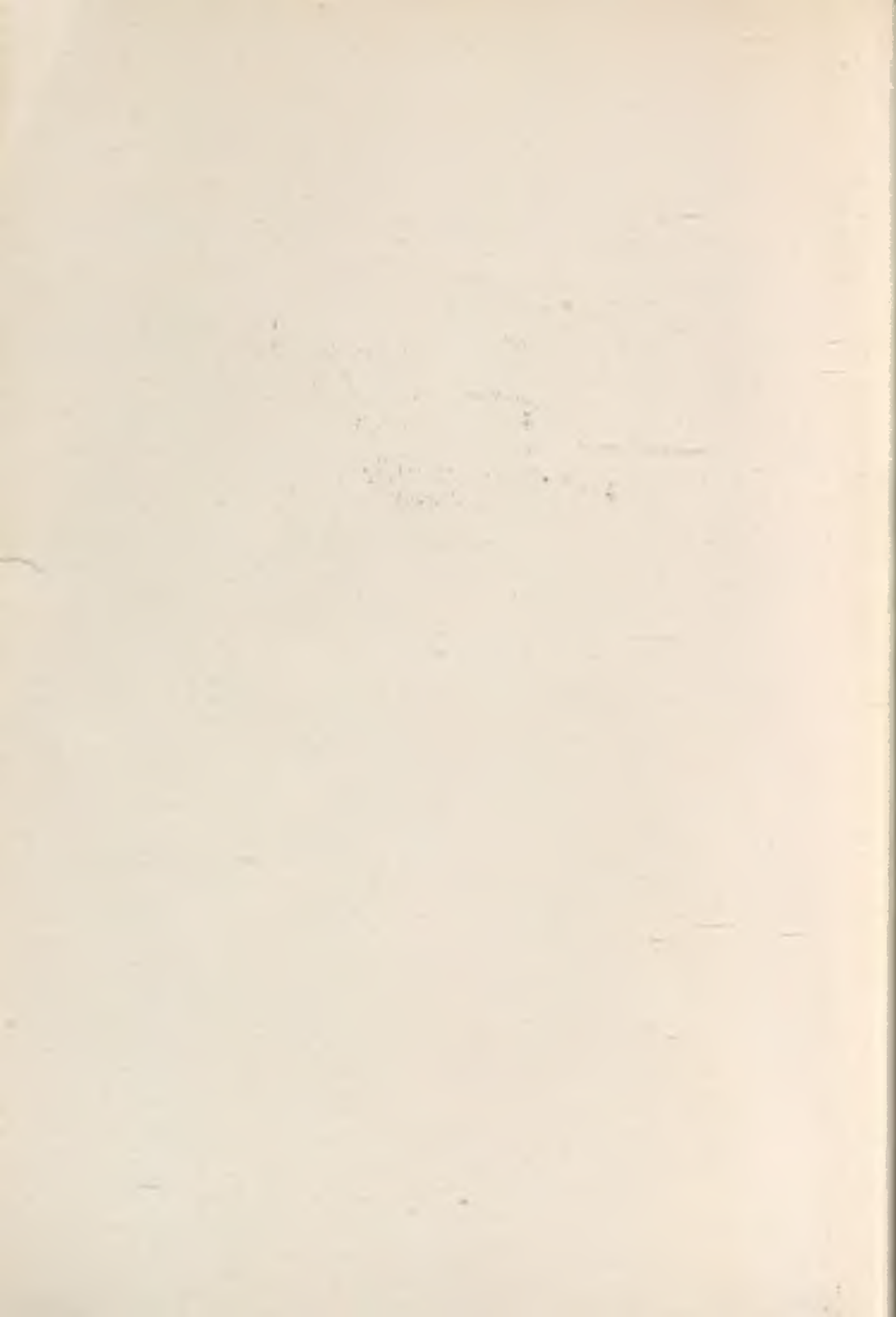
BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK
Schriftenreihe des Lehrstuhles für deutsche Sprache
und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität

14

DIE SPRACHLICHE NORM

János Juhász

Budapest
1985



16065

BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK

Schriftenreihe des Lehrstuhles für deutsche Sprache
und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität

14

János Juhász

Die sprachliche Norm

Budapest

1985

MTAK



0 00002 68645 5

647446

Budapester Beiträge zur Germanistik
Herausgegeben von Antal Mádl

Technische Redaktion: Lajos Szalai

Verantwortlicher Herausgeber: A. Mádl, Budapest V.,
Pesti Barnabás u. 1.

Herstellung: Druckerei der Zentralen Museumsdirektion
Budapest, VIII., Könyves Kálmán körút 40.

HU ISSN 0138-905X

ADATOK
KÖZMŰVELÉSI ÉS SZÉPMŰVÉSI
KÖZVETŐSÉG

Készült a Központi Muzeumi Igazgatóság Sokszorosító-
üzemében 500 példányban

Felelős Kiadó: Dr. Pölöskei Ferenc

Felelős Vezető: Mészáros János

Copyright: Dr. Juhász János, 1985

M. TUD. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA
Elsőségiár 10620/185 m.

UNTERS: DIE SPRACHLICHE NORM

INHALT

I. <u>Vorwort</u>	5
II. <u>Grundsätzliches</u>	
Der Idealisierungsfaktor in der synchronen Linguistik (Thesen)	11
Sprachliche Einheiten - linguistische Begriffe	19
Valenz und Text	29
III. <u>Systemlinguistik - Soziolinguistik</u>	
System, Norm, Sprachgebrauch - und Gesellschaft	53
Systemlinguistische und soziolinguistische Aspekte der Norm bei der Beschreibung der deutschen Sprache	69
Interlinguale soziolinguistische Überlegungen	85
Polemischer zur Norm	107
Zum Normempfinden von Schülern und Studenten	115
Zur normierenden Rolle der Linguistik	135
IV. <u>Sprachpflege - Sprachkultur</u>	
Zur sprachlichen Norm	147
Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft	169
Versuch einer konstruktiven Kritik von Sprachpflege	199
Zum Wandel der verbalen Höflichkeit im Deutschen	235

V. Die Norm im Fremdsprachenunterricht

Vier Fragen der Grammatikschreibung	247
Normensicherheit - Normtoleranz	261
Normenvorstellungen im Fremdsprachenunterricht	
Deutsch	285

VI. Literatur

I. VORWORT

1. Die vorliegende Sammlung enthält bereits erschienene Schriften bzw. die Abschrift gehaltener Vorträge. Der Hauptgrund für die erneute Publikation ist der, daß viele Schriften kaum oder überhaupt nicht mehr zugänglich sind.

2. Für die Zusammenstellung von Arbeiten eben auf dem Gebiet der Norm spricht der Umstand, daß es im Grunde genommen kein Thema der Linguistik gibt, welches sich nicht mit Normfragen auseinandersetzen müßte. Verständlicherweise wird die Norm jedoch nicht bei der Behandlung von Details auf der Metaebene thematisiert; die spezielle Forschung tut dies in den letzten Jahren in zunehmendem Maße. Es erübrigt sich zu betonen, daß nicht spezifisch linguistische, vor allem soziale Probleme die Linguisten zu der Beschäftigung mit der Norm im gesellschaftlichen Kontext herausfordern.

3. Die Auswahl der Studien erfolgte aufgrund der Aktualität innerhalb der Normproblematik. Diese Aktualität ergibt sich aus den einzelnen Schriften; deshalb braucht sie in einem Vorwort nicht ausgeführt zu werden. Es sei jedoch auf die Gliederung der Sammlung verwiesen, die die Aspekte fokussiert.

4. Die Schriften stehen hier in ihrer ursprünglichen Form. Selbst Vorträge behalten ihren ursprünglichen Redestil. In folgenden Fällen weiche ich von diesem Prinzip ab, oft in Form von Anmerkungen, die es in den Originalfassungen überhaupt nicht gibt:

4.1. Eine Feststellung hat sich als nicht genügend

differenziert erwiesen und eine Explikation sprengt nicht den ursprünglichen Rahmen.

4.2. Die Studie wurde ursprünglich aus Platz- oder Zeitgründen nicht in ihrem vollen Wortlaut publiziert. Hier steht sie dann in ihrer vollen Form.

4.3. An einigen - wenigen! - Stellen wird inzwischen erschienene wichtige einschlägige Literatur zumindest erwähnt.

4.4. Aus ethischen Gründen reagiere ich auf die Reflexionen, die zur ersten Publikation in der Literatur erschienen sind.

4.5. Offensichtliche stilistische Unebenheiten werden beseitigt.

4.6. Der Apparat ist für die Sammlung vereinheitlicht.

5. Einige Studien thematisieren nicht eigentlich die Norm, sondern berühren diese nur, so z.B. die Überlegungen zum Idealisierungsfaktor, zum Verhältnis von Valenz und Text u.a. Trotzdem sind sie in die Sammlung aufgenommen, und zwar deshalb, weil dadurch die allgemeine Konzeption klarer wird und weil diese Schriften von der linguistischen Literatur in diesem Sinne gut aufgenommen worden sind.

6. Nicht aufgenommen sind in die Sammlung dagegen solche Arbeiten, die auf bekannte Konzeptionen, wie z.B. auf die der Prager Schule, von Eugenio Coseriu, von Klaus Gloy, von Wolfdietrich Hartung, von Dieter Nerius, von Peter von Polenz u.a. reflektieren. Insofern die Kenntnis der Arbeiten dieser Autoren als bekannt vorausgesetzt wird, setzt sich die Sammlung natürlich auch nicht die Ausführlichkeit, geschweige denn die Vollständigkeit zum Ziel. Im Zusammenhang damit sei noch erwähnt, daß die erwähnten Autoren - trotz mancher unterschiedlicher Ansicht in Detailfragen - eine für mich homogenisierbare Konzeption repräsentieren.

7. Die Sammlung ist als eine Zwischenbilanz, noch eher

als eine Darstellung von Grundpositionen, aufzufassen, da die Forschung weiterläuft und auch zur Zeit des Abschlusses der Redaktion mehrere weitere Schriften im Druck liegen. Auf die weiteren Vorhaben wird an den gegebenen Stellen hingewiesen.

8. Schließlich möchte ich es nicht versäumen, Regina Hessky, Marianna Kertész und Sarolta László für die fast fünfzehnjährige Zusammenarbeit sowie für die vielen Impulse und Korrekturen zu danken, die ich von ihnen erhalten habe. Danken möchte ich ferner Herrn Professor Antal Mádl für die Ermöglichung der Herausgabe der Sammlung.

II. GRUNDSATZLICHES

Der Idealisierungsfaktor in der synchronen Linguistik
(Thesen)¹

0. Vorausgesetzt wird:

0.1. Wissenschaft involviert Abstraktion und Theoriebildung. Theorien erleichtern die Erkenntnis, indem sie die Empirie bis zu einem gewissen Grade erübrigen. Nicht erübrigt wird die Verifizierung der durch Theorien gewonnenen Feststellungen.

0.2. Die Autonomie einer Theorie bzw. einer ganzen Wissenschaft ist relativ: Da man im voraus i.a. nicht wissen kann, zu welchen Erkenntnissen die Forschung führen wird, muß dem Forscher weitgehende Freiheit eingeräumt werden; entfernt sich jedoch die Theoriebildung für längere Zeit von der Möglichkeit der Verifizierung, so besteht die Gefahr einer unberechtigten/unbegründeten Hypostasierung. Das "Bis-zu-einem-gewissen-Grade" bedeutet also die Relativität der Autonomie einer Theorie bzw. einer Wissenschaft.

0.3. Die Legitimierung einer Forschung wird nicht bekräftigt durch die (falsche?) Bescheidenheit eines Forschers, der seine Theorie für Hypothesen ausgibt.

0.4. Die Behauptungen 0.1. bis 0.3. beziehen sich nur sehr bedingt auf die mathematische Forschung, da diese nur unter starker Erweiterung des Begriffes "Wissenschaft" als solche bezeichnet werden kann. Daraus folgt nicht a) die Herabsetzung des Wertes der Mathematik für die Wissenschaft, b) die Berechtigung, nicht verifizierte bzw. nicht verifizierbare Theorien/Hypothesen von Wissenschaften im engeren Sinne des Wortes in den Status der Mathematik zu setzen.

0.5. Wissenschaft wird von Menschen für Menschen gemacht, - unabhängig davon, wie groß die Transmission von der abstrakten Theorie bis zu ihrer konkreten Nutzbarmachung für die Gesellschaft ist. Die Wissenschaft, ihr Entwicklungsstand und ihre Nutzbarmachung sind gesellschaftsbedingt, - selbst wenn sich der Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Wissenschaft häufig nur unmittelbar und mit einer Verzögerung herausanalysieren läßt.

0.6. Das bisher Gesagte ist trivial, aber Triviales muß gesagt werden, wenn die Forschung ihren Gegenstand mißversteht oder/und unangemessene Methoden gebraucht; denn in diesem Fall ist das als trivial Bezeichnete nicht trivial (vgl. S. 30). Außerdem ist es häufig von didaktischem Gesichtspunkt aus, z.B. für die Nachwuchsforscher, zweckmäßig, Triviales bewußt zu machen und dadurch Kenntnisse zu differenzieren.

1. Sprechen ist eine psychische Tätigkeit, die i.a. ein soziales Verhalten ausdrückt. Sprechen ist aber nicht die einzige psychische Tätigkeit und nicht das einzige soziale Verhalten. Dennoch läßt sich aus der Menge der psychischen Tätigkeiten und sozialen Verhaltensweisen das Sprechen herausisolieren: Es verfügt über eine genügend große Anzahl von unterscheidenden Merkmalen, um den Gegenstand von Untersuchungen zu bilden. Insofern ist die Existenz einer Sprachwissenschaft berechtigt. Diese operiert mit dem Abstraktionsprodukt "Sprache".

2. Untersucht man die Sprache, so muß man sich dessen bewußt sein, daß jede Feststellung, jedes Urteil über sie eine Idealisierung ist. Ihre Vergegenständlichung nimmt keine Rücksicht auf die Unterschiedlichkeit der einzelnen Psychen und der jeweiligen sozialen Situation der Sprachteilhaber. Auf diese Weise kann zwar vieles über das Phänomen Sprache festgestellt werden, es kann aber wenig Verbindliches über das sprachliche Verhalten in konkreten Situationen v o r a u s g e s a g t werden.

3. Linguistische Idealisierungen sind von zwei Gesichtspunkten aus einzuteilen: a) vom Gesichtspunkt der Notwendigkeit aus, b) vom Gesichtspunkt des Vernachlässigten aus.

3.1. Die Notwendigkeit der Idealisierung hängt u.a. von ihrer Möglichkeit ab, und diese wiederum von den vorhandenen Kenntnissen. Weiterhin ist die Notwendigkeit gesellschaftlich bedingt, wenn sich ein Zusammenhang auch nicht immer unmittelbar beobachten läßt. Die Notwendigkeit ist teleologisch bedingt, insofern ein Adressat vorausgesetzt wird.

3.2. Das Vernachlässigte kann psychischen, sozialen und rein sprachlichen Charakter tragen. Das Kriterium der Historizität ist in synchronen Forschungen per definitionem ausgeschlossen (vgl. aber 7.!). Es ist häufig schwierig, die vernachlässigten Faktoren sauberlich voneinander zu trennen, manchmal ist es auch nicht zweckmäßig.

4. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten wissenschaftlicher Forschung, daß der Forscher im Laufe der Arbeit "vergisst", auf welche Weise er Idealisierungen vorgenommen hat. Das kommt in fast jeder Richtung der synchronen Sprachwissenschaft vor. So wird es möglich, daß die Idealisierung die Sprache sowohl der Psyche als auch der Gesellschaft "entfremdet". Ein seltsamer Widerspruch: Eine der "menschlichsten" Wissenschaften wird dehumanisiert und desozialisiert.

5. Die Dehumanisierung und Desozialisierung äußert sich am prägnantesten in der Frage der Norm. Es gibt für die Norm (Grammatikalität, Akzeptabilität) entweder nur a) sehr allgemeine Richtlinien oder b) subjektive Urteile oder c) Restriktionen auf zu kleine, d.h. nicht repräsentative Segmente der Sprache.

Auch die Reduzierung sprachlicher Strukturen auf logische Relationen und Operationen denaturiert den Gegenstand der Sprachwissenschaft, obwohl doch eben die Logik das Denken - also eine menschliche Tätigkeit - zum Gegenstand hat; aber die Gesetze der Logik sind einerseits rein abstrakt,

andererseits nicht symmetrisch zu denen der Sprache. Es ist bezeichnend, daß mehrere logizistische Richtungen der Linguistik mit dem Kriterium des Wahrheitsgehaltes operieren. Der Wahrheitsgehalt kann aber nicht eine Kategorie der Linguistik sein, weil Unwahrheiten in normgerechter Form ausgedrückt werden können. Es ist eines zu behaupten, eine sprachliche Äußerung sei unter bestimmten Bedingungen wahr bzw. unwahr, und es ist etwas anderes festzustellen, man könne mit Hilfe von Sprache manipulieren.

6. Eine Reanthropologisierung der Sprachwissenschaft wird von der Psycholinguistik und Soziolinguistik versucht. Diese Disziplinen tragen zum besseren Verständnis des Funktionierens von Sprache bei. Prinzipiell könnte eine Matrix geschaffen werden, in der vieldimensional sowohl das Psychische als auch das Soziale eingetragen sind und in ihrer wechselseitigen Rückkopplung dargestellt werden. Vorläufig läßt sich jedoch die Konstruktion einer Maschine für solche Einträge nicht einmal denken, geschweige denn bauen. Erstens sind unsere biologischen Kenntnisse über die psychischen Tätigkeiten des Sprechens/Schreibens und Hörens/Lesens noch gering. Zweitens sind in den Gesellschaftswissenschaften derartige Prognosen schwer zu stellen.

Die Namen dieser Grenzgebiete muten allerdings seltsam an: Wenn es eine Psycholinguistik und eine Soziolinguistik gibt, muß es auch eine Sprache außerhalb der Psyche und der Gesellschaft geben. In der Tat beschäftigen sich die Forscher dieser Gebiete mit der Sprache nicht unter dem oben geforderten Aspekt, sondern die Objekte ihrer Untersuchungen sind wiederum auf eigentümliche Weise vergegenständlicht, - d.h., es wird auf eine andere Weise idealisiert. Damit wird selbstverständlich die Existenzberechtigung einer Systemlinguistik nicht geleugnet.

7. Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts verschiebt sich das Interesse der Linguisten von der historischen Sprachwissenschaft immer mehr auf die synchrone Linguistik. In dieser Entwicklung läßt sich eine Tendenz zur statischen

Auffassung der Synchronie nicht verkennen. Um eine Synchronie zu untersuchen, muß man einen zeitlichen Querschnitt machen, und dieser wird mehr oder weniger willkürlich sein, d.h., man idealisiert den Zustand. Dabei werden zwei wesentliche Umstände vernachlässigt: Erstens ist die Veränderung der Sprache - wie die der gesamten Kultur - kontinuierlich, permanent, und deshalb enthält jeder Sprach-"zustand" die Traditionen älterer Zustände und Ansatzpunkte für zukünftige Zustände; zweitens ist jeder Sprachteilhaber imstande, Äußerungen zu erzeugen, die nicht nur er noch nicht gebraucht bzw. gehört hat, sondern die es überhaupt noch nicht gegeben hat. Die beiden Umstände sind zwar kein Beweis für die alleinige Möglichkeit einer historischen Linguistik, sie schließen jedoch die statische Auffassung der Synchronie aus und fordern, daß diese statisch-dynamisch betrachtet werde. (Die Prager Schule spricht mit Recht von einer elastischen Stabilität.) Die Statik sichert die Kommunikation, die Dynamik gewährleistet die sprachliche Kreativität des Sprachteilhabers und wird den Anforderungen des virtuellen und tatsächlichen sozialen Wandels gerecht.

Obwohl die generative Linguistik die Dynamik im Prinzip anerkennt, ist sie praktisch nicht imstande, diese konsequent zu berücksichtigen, weil ihr Methodenapparat i.a. in die Logistik mündet.

8. Man spricht von "Sprachtheorie(n)". Theorien setzen die Anwendung der Deduktion voraus. Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied beispielsweise zwischen der Deduktion in der Mathematik und der in der Linguistik. Eine linguistische Theorie kann prinzipiell nicht so viel Deduktion zulassen wie die Mathematik, die mit Axiomen arbeitet. Eine in mathematischem Sinne verstandene axiomatische linguistische Theorie ist eine *Contradictio in adiecto*, weil Voraussetzungen (=Produkte von Deduktionen) für das sprachliche Verhalten entweder so restringiert sind, daß sie keinen repräsentativen Wert besitzen, oder aber der Wirklichkeit nicht gerecht werden. Mathematische Gesetze bedürfen keiner

Verifizierung in der außermathematischen Wirklichkeit; linguistische Feststellungen müssen ständig mit der sprachlichen Wirklichkeit konfrontiert werden. Daraus folgt, daß eine auf der symbolischen Logik beruhende linguistische Theorie ein falsches Verhältnis von Induktion und Deduktion sowie von Verifizierbarkeit und Unverifizierbarkeit aufweist und somit der Sprache ihren psychischen und sozialen Charakter nimmt. Gebraucht man den Begriff "Theorie" als ein geschlossenes deduktives System, so kann es überhaupt keine linguistische Theorie geben. Die Wissenschaft von der Sprache als einem par excellence offenen Gebilde ist in erster Linie empirisch und läßt Deduktion nur in begrenztem Maße zu.

9. Prinzipiell wäre die Erzeugungslinguistik die einzige angemessene synchrone Wissenschaft von der Sprache, die den anthropologischen Forderungen gerecht wird; p r i n z i - p i e l l, weil es noch keine solche Linguistik gibt und vorläufig nicht geben kann (vgl.6.). Infolgedessen versucht man es mit Sprachtheorien. Dabei werden Gegenstand und Methoden identifiziert: Die Methoden der symbolischen Logik und der Mengenlehre erscheinen als objektsprachliche Gegebenheiten. Diese Arbeitsmethode geht weit über die mögliche Idealisierungsgrenze hinaus; denn die Identifizierung von Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsmethode ist ein wissenschaftstheoretischer Fehler.

10. Erkenntnis bedeutet Segmentierung der objektiven Wirklichkeit, die Segmentierung manifestiert sich in Begriffen. Die Begriffe sind in ihrer Abstraktheit subjektiv, aber im Ganzen, im Gang ihrer Entwicklung werden sie objektiv, - wenn die Idealisierung der Wirklichkeit gerecht geworden ist. - Die Größe der untersuchten Segmente der Sprache wäre in der Linguistik für die Rechtfertigung der Idealisierung repräsentativ. Da die Sprache aber nur systemoid ist, also nicht ein einheitliches geschlossenes System bildet, tragen viele Segmente singulären Charakter. Idealisierungen sind demnach ab ovo nur dann möglich, wenn a) ein Genus proximum

vorliegt, b) die Zahl der segmentierten (ähnlichen) Erscheinungen relativ groß ist, c) das Subjektive der sprachlichen Äußerungen objektiv erfaßt werden kann. Die Bedingung (c) ist um so wichtiger, als die Sprachwissenschaft die einzige Wissenschaft ist, in der die Methodensprache mit der Objektsprache zu einem schwer definierbaren Teil identisch ist. Selbst bei ständiger Bewußtmachung des metasprachlichen Charakters des Sprechens über Sprache besteht die Gefahr der Vermengung von Sprachobjekt und Sprachbegriff und damit von Subjektivem und Objektivem. Die Gefahr wird um so größer, als im Bereich des Metasprachlichen keine Einheit besteht; unterschiedliche Sprachauffassungen benutzen unterschiedliche Terminologien. Auf diese Weise entstehen Metadialekte, und mancher Forscher merkt nicht, daß er vom Terminus ausgeht anstatt vom Begriff: Die Idealisierung geht ad absurdum.

11. Unangemessene Idealisierungen in der Linguistik sind kein Zufall. Die Sprache im technischen Zeitalter wird von Menschen untersucht, die eine große Affinität für Naturwissenschaften, Mathematik und Technik haben und Elemente eines hochdifferenzierten Apparats der Arbeitsteilung sind. Das Teleologische der Sprachwissenschaft kommt entweder gar nicht zur Geltung, d.h., es wird kein Adressat berücksichtigt, oder aber der vorausgesetzte Nutznießer der Wissenschaft erhält hochabstrakte Modelle, die sich für eine praxisbezogene Deduktion nur wenig eignen. Ein Ausweg aus dieser Sackgasse ist die Bewußtmachung und die angemessene Benutzung des Idealisierungsfaktors, dieses notwendigen aber gefährlichen Verfahrensfaktors in der synchronen Linguistik.

Anmerkung

1. In: Sprache im technischen Zeitalter 53/1975, S. 1-5. - Ursprünglich war beabsichtigt, die Thesen auszuarbeiten, um einen wissenschaftstheoretischen Beitrag zur

synchronen Linguistik zu leisten. Die Arbeit wurde jedoch abgebrochen, weil 1. die Idealisierung per se sich nicht als Angelpunkt der Überlegungen eignet und 2. in der einschlägigen Literatur die Gefahren der unangemessenen Idealisierung seitdem mehrfach zur Sprache gebracht worden sind. Übrigens war mir 1975 nicht bekannt, daß schon Husserl in seinen "Logischen Untersuchungen" dazu Stellung genommen hatte.

Kurz bevor ich die Sammlung in Druck gebe, gerät mir das Buch von Davis und Hersh (1981) in die Hand, das die Idealisierung außerordentlich differenziert behandelt. Allem Anschein nach sind eben die Logik und die Mathematik dazu imstande, das Problem auf einer höheren Abstraktionsebene und damit mit größerer Gültigkeit und Operationalisierbarkeit zu behandeln (vgl. dort das Kapitel über Abstraktion!).

Sprachliche Einheiten - linguistische Begriffe
 (Ein Plädoyer für die Textlinguistik)¹

0. Thema und Methode

1. Identifizierung von sprachlichen Einheiten und linguistischen Begriffen
2. Zweck des Grammatikstudiums
3. Syntax und Semantik
4. Kompetenz in den funktionalen Stilen
5. Wissenschaft des Satzes oder Wissenschaft des sprachlichen Verhaltens?
6. Schlußfolgerung

0. Thema und Methode

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man in einer Festschrift für unseren Jubilar Argumente für die Nützlichkeit der Textlinguistik aufzählen. Hans Glinz war einer der ersten, die auf diesem Gebiet theoretisch und praktisch Neues schufen. Wird nun im folgenden dennoch der Versuch gemacht, etwas zur Überzeugung der Notwendigkeit einer Textlinguistik beizusteuern, so hat dies zwei Gründe: erstens hat sich eine solche Sprachbetrachtung noch nicht überall durchgesetzt, und zweitens soll eben deshalb nochmals auf gewisse Gefahren des atomisierten und atomisierenden Sprachunterrichts hingewiesen werden, - und zwar von einigen miteinander zusammenhängenden Gesichtspunkten aus, die bisher nicht genügend berücksichtigt worden sind.

Die Art der Beweisführung wird empirisch sein; denn hier soll nicht die Theoretisierbarkeit der Textlinguistik bewie-

sen, sondern die Sackgasse überlieferter und zur Gewohnheit gewordener Methoden sowie die Notwendigkeit neuer Wege sollen aufgezeigt werden. Letzten Endes sind alle Linguisten und Lehrer einmal in die Schule gegangen und viele von ihnen bis zu einem gewissen Maß von ihr beeinflusst.

So wird es erklärlich, warum die Polemik in diesem Beitrag überwiegt.

Obwohl das Verhältnis zwischen linguistischer Theorie und sprachlicher Erziehung in der Textlinguistik noch eingehender Untersuchungen bedarf, wird hier mehr vom Praktisch-Pädagogischen her argumentiert; dies ergibt sich aus der gegenwärtigen Situation.

Um nicht vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, wird vieles als bekannt vorausgesetzt, insbesondere die Arbeit der Glinzschens Schule. Das wiederum hat zur Folge, daß die Ausführungen thesenhaften Charakter tragen.

1. Identifizierung von sprachlichen Einheiten und linguistischen Begriffen

Unsere Kinder besuchen 8-10-12-13 Jahre lang die Schule. Hier soll ihnen u.a. ihre Muttersprache bewußt gemacht werden. Die Bewußtmachung geschieht in den einzelnen Schulen aufgrund unterschiedlicher Konzeptionen, aber fast alle Konzeptionen haben einen gemeinsamen Zug: linguistische Begriffe werden auf eine solche Art vermittelt, daß sie dem Schüler als einzig mögliche Entsprechungen sprachlicher Einheiten und Regeln erscheinen.

Der Schüler lernt z.B.: "In dem Satz Ein Buch liegt auf dem Tisch ist liegt das Prädikat." Wenn er die Schule verläßt, ist das erlernte Bezugssystem so eng mit dem Phänomen Sprache verbunden, daß liegt für ihn nicht deshalb das Prädikat ist, weil dies e i n e Möglichkeit der Satzanalyse, sondern weil liegt s c h l e c h t h i n d a s P r ä d i k a t i s t. Käme ihm jemand mit der Behauptung, es gebe noch eine andere Möglichkeit, liegt zu benennen, so wäre dies gleichbedeutend mit dem, daß er nicht

nur Hans Müller, sondern auch Fritz Schulze heißen könnte.

Die Selbstverständlichkeit, mit der muttersprachliche Zeichen auf alltägliche Begriffe bezogen werden, wird auf die Bezeichnung von linguistischen Kategorien übertragen, und zwar i n n e r h a l b d e s S a t z e s.

Die Identifizierung von linguistischen Begriffen und sprachlichen Erscheinungen ist nicht nur für die Schüler charakteristisch; auch viele Lehrer würden sich wundern, wenn jemand Zweifel an der Einziggültigkeit ihrer Satzanalyse äußerte, obwohl sie sich häufig über "Grenzfälle", "Ausnahmen" und dergleichen den Kopf zerbrechen müssen. Befragungen haben erwiesen, daß diese Lehrer nicht die Unzulänglichkeit oder den relativen Gültigkeitsgrad linguistischer Auffassungen für die Ursache ihrer Probleme halten, sondern vielmehr den Mangel ihrer eigenen Kenntnisse dafür verantwortlich machen.

Eine solche Einstellung, d.h. die Darstellung einer einzigen Möglichkeit für die Adäquatheit von sprachlichen Erscheinungen und linguistischen Begriffen, ist allerdings aus mehreren Gründen nicht ohne weiteres verurteilbar: Erstens sind linguistische Begriffe nicht aus der Luft gegriffen, sondern entsprechen zu einem großen Teil tatsächlich sprachlichen Gegebenheiten, - unabhängig davon, auf welcher Grundlage die Grammatik beruht. So ist das Wort liegt im besagten Satz ohne weiteres einer bestimmten Klasse von sprachlichen Einheiten, d.h. einem linguistischen Genus proximum, zuzuordnen, die sich dadurch von anderen Einheiten unterscheiden, daß sie gut zu definierende morphologische Eigentümlichkeiten aufweisen: sie lassen sich nach relativ einheitlichen Paradigmata konjugieren, kongruieren im Satz i.a. nach Person und Numerus mit dem im Nominativ stehenden Wort u.a. Zweitens ist es vom didaktisch-pädagogischen Gesichtspunkt aus nicht zweckmäßig, im Unterricht alles zu relativieren. Durch eine übermäßige Relativierung würde der Lehreffekt vermindert und einem Agnostizismus Vorschub geleistet. Vieles muß vereinfacht und idealisiert werden. Drittens besitzt der

Grammatik-Unterricht in der überwiegenden Mehrheit der Fälle eine relativ geringe Eigenständigkeit, weil er ein M i t t e l zur Vervollständigung der Bildung ist; denn nur ein Bruchteil der Schüler studiert später seine Muttersprache. Also sind auch deshalb Vereinfachungen gerechtfertigt. Viertens braucht der Schüler in seiner Muttersprache ein relativ festes grammatisches Bezugssystem, um dieses mit dem einer oder mehrerer anderer Sprachen vergleichen und so fremde Sprachen leichter lernen zu können.

2. Zweck des Grammatikstudiums

Trotzdem darf die Identifizierung von linguistischen Begriffen und sprachlichen Erscheinungen nicht ohne weiteres hingenommen werden. Die Identifizierung führt zu einer Hypostasierung von Begriffen, die in eine Art von Dogmatismus ausarten kann. Es gibt erwachsene Leute, für die die Tatsache, daß im Satz Ein Buch liegt auf dem Tisch ein Buch das Subjekt und liegt das Prädikat sind, genauso selbstverständlich ist, wie die, daß zweimal zwei vier ist. Fragt man sie jedoch, woher sie das wüßten, so verstehen sie die Frage nicht, genauso wie sie die Frage nicht verstünden, warum zweimal zwei vier ist: es ist halt so. Im besten Fall erhält man die Antwort, alles müsse eben seinen Namen haben, und hier hießen die Dinge Subjekt und Prädikat.

Mit der besagten Bewußtmachung der Muttersprache scheint es also zu hapern, bzw. die Bewußtmachung scheint ihren Zweck verloren zu haben. In noch größere Verlegenheit geraten darum die Betreffenden, wenn sie dazu Stellung nehmen müssen, wozu es nützlich sei, von Subjekt und Prädikat zu sprechen.

Die Hypostasierung linguistischer Begriffe führt nämlich auch deshalb zum Dogmatismus, weil der Sprachteilhaber sich des Zwecks der Unterscheidung von Satzgliedern, der Satzanalyse usw. nicht bewußt ist und auch nicht bewußt sein kann, - wenn er die Grammatik mit herkömmlichen (und einigen nicht nur herkömmlichen) Methoden gelernt hat.

Der Zweck des Grammatik-Unterrichts ist es, den man sich

eine gewisse Zeit lang nicht genügend vor Augen gehalten hat, dessen Problematik man sich heute zwar schon langsam bewußt wird, über den man recht viel diskutiert, der aber immer noch nicht einheitlich aufgefaßt wird. Infolgedessen kann es noch keine einheitliche Überwindung der genannten Identifizierung geben; vieles beruht auf dem reinen Glauben.

Das Wissen, ob es sich bei liegt tatsächlich um das Prädikat handelt, bzw. ob das Prädikat in diesem Satz liegt ist usw., ist a n u n d f ü r s i c h eigentlich nicht wesentlich. Es ist erst dann wesentlich, wenn dadurch Fertigkeiten, Fähigkeiten und Kenntnisse gefördert werden, bzw. wenn dadurch ein Teil des Phänomens Sprache besser erkannt wird. Eine solche Satzanalyse ist jedoch nicht unbedingt geeignet für die Förderung des konsequenten Denkens des Schülers, für die Bewußtmachung der Muttersprache und nur in beschränktem Maße und mit gewissen Vorbehalten, die in der einschlägigen Literatur bisher wenig Beachtung gefunden haben, für die Erleichterung des Lernens fremder Sprachen. Das Wuchern von Anomalien, die eigenartige Verflechtung von Redundanz und Defizienz, die unterschiedliche Anwendung von Implikationen usw. usf. werden auf diese Weise nicht genügend berücksichtigt. Wenn die Sprache in den Regeln der traditionellen Satzgrammatiken und nur in diesen dargestellt wird und Ausnahmen gelehrt werden, weil es eben "keine Regel ohne Ausnahme" gibt, dann zwingt man die Sprache in ein Prokrustes-Bett, das nicht dem Charakter dieses universellsten und flexiblen Kommunikationsmittels gerecht wird. Das Bewußtmachen von Regeln und Ausnahmen (und Ausnahmen von Ausnahmen) bedeutet n i c h t u n t e r a l l e n U m s t ä n d e n die Bewußtmachung der Muttersprache. Es bedeutet häufig nur das Herantragen von dem Schüler fremden, ihm fernstehenden Begriffen an ihm wohlvertraute, allerdings unbewußt gebrauchte Einheiten, obwohl ihm doch eben die Muttersprache von allen Fächern in der Schule am vertrautesten sein sollte; sie ist doch das, was er mit einer mehr oder weniger vollständigen, vorhandenen und potentiellen Kompetenz aus dem Elternhaus,

aus dem Kindergarten, vom Spielplatz mitbringt. Fast könnte man sagen, die mechanisch gelernte, prinzipiell nie erlernbare, Satzanalyse entfremdet ihm die Muttersprache.

Ob und inwieweit diese Satzanalyse das Lernen fremder Sprachen erleichtert, hängt von vielerlei Dingen ab: vom Zweck des Fremdsprachenunterrichts, von der Stufe der Fortgeschrittenheit der Schüler, von den Eigentümlichkeiten der betreffenden anderen Sprache bzw. den typologischen Kontakten der beiden Sprachen, von der Methode des Lehrers u.a.

3. Syntax und Semantik

Aber nehmen wir an, der Satz Ein Buch liegt auf dem Tisch sei genügend gut analysiert, wenn wir ein Subjekt, ein Prädikat und eine Lokalbestimmung ansetzen. Nun bringt das "Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache" von Klappenbach und Steinitz unter dem Stichwort liegen zehn Bedeutungen mit zahlreichen Verwendungsweisen und viele feste Verbindungen. Für den deutschen Schüler ist der Gebrauch des Verbs - natürlich in Abhängigkeit vom Alter und anderen Umständen - so selbstverständlich, daß der Lehrer ihn ihm nicht zu erklären braucht. Es ist jedoch fraglich, ob dem Schüler in einem großen Teil der Schulen der syntaktisch-semantische Unterschied zwischen liegt in den Sätzen

Ein Buch liegt auf dem Tisch

Das Schiff liegt vor Anker

Hans liegt seiner Mutter fortwährend mit den Grammatik-
aufgaben in den Ohren

Mir liegt viel an seiner Anwesenheit

An wem liegt es, daß er so viele Schwierigkeiten mit
der Grammatik hat?

bewußt gemacht wird. Wird ihm der Unterschied nämlich nicht bewußt, so wird er liegt in allen angeführten Sätzen als das Prädikat bezeichnen, und umgekehrt wird er, wenn er das Prädikat herausanalysieren soll, liegt nennen. Mit einer solchen Analyse ist weder der Bewußtmachung der Muttersprache, noch der Vorbereitung zum Fremdsprachenunterricht und am wenigsten

der Förderung der Ausdrucksfähigkeit des Schülers geholfen, weil sie zu einer Trennung von Semantik und Syntax führt.

Daraus folgt: Eine der größten Gefahren, die in der formalen Satzanalyse liegt (liegt!), entsteht aus dem Umstand, daß einerseits die linguistische Bewertung von liegt im Satz Ein Buch liegt auf dem Tisch plausibel erscheint, andererseits liegen mit größter Selbstverständlichkeit in seiner gesamten Distribution angewendet wird, ohne daß die Polysemie und Polyfunktionalität des Wortes bewußt wären. Wiederum haben wir es mit einer Art Identifizierung inkongruenter Begriffe zu tun.

4. Kompetenz in den funktionalen Stilen

Gänzlich unberücksichtigt bleibt bei der formalen Satzanalyse der funktionale Stil der Äußerung. Bei Klappenbach und Steinitz findet sich z.B. für den Satz Die Sache liegt ihm gewaltig im Magen die Bewertung "salopp". Die traditionelle Satzanalyse ist aber nicht einmal als Vorbereitung dazu geeignet, dieses Saloppe im Satz zu erklären. Eben die funktionalen Stile sind es jedoch, deren Gebrauch gelehrt werden muß; hier zeigen sich nämlich die größten Lücken im Sprachgebrauch des Schülers.

Das sechsjährige Kind ist nur p o t e n t i e l l imstande, eine unbegrenzte Zahl von bisher nicht gehörten und nicht gebildeten Sätzen zu erzeugen. In der Praxis muß aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit geschaffen werden. Die Erzeugung eines Satzes muß allen Anforderungen der gegebenen Situation Genüge tun, damit der Satz seinen intentionierten funktionalen Wert besitze. Die stereotype Wiederholung der Unterscheidung der Satzglieder kann der Förderung des funktionalen Stilgefühls nicht dienen; die Analyse ist ja nur auf die Beschreibung beschränkt und erstreckt sich weder auf die Bewertung des Satzes noch auf die des sprachlichen Verhaltens. Selbst die nicht unwesentliche Funktion des Wortes gewaltig im Satz selbst ist auf diese Weise nur sehr unständiglich herauszustellen.

Im Bewußtsein oder im Gefühl dieser Tatsache ist die bisher verbreitetste Methode die, daß zusätzlich eine Stilistik gelehrt wird, die aber sehr wenig mit der Grammatik zu tun hat. Obwohl nicht geleugnet werden kann, daß das, was man allgemein als Stilistik bezeichnet (es gibt keine zufriedenstellende Definition des Stils und der Stilistik), nicht nur mit grammatischen Kategorien zu erklären ist, ist der Zusammenhang zwischen den funktionalen Stilen und der Grammatik doch enger, als daß man ihn vernachlässigen könnte.

5. Wissenschaft des Satzes oder Wissenschaft des sprachlichen Verhaltens?

Atomisiert nun schon die erwähnte Analyse den einzelnen Satz, so bezieht sich dies umso mehr auf ganze Äußerungen, und letzten Endes geht es bei der Förderung der sprachlichen Kompetenz nicht nur und nicht in erster Linie um einzelne, isolierte Sätze, sondern um Abfolgen von Sätzen, um Gedankengänge, um Repliken und Fragen in Dialogen usw., m.a.W. um die Förderung des sprachlichen Verhaltens - komplementär mit den anderen Formen des Verhaltens. Auf diese Weise tritt die Frage, aus welchen Satzgliedern Ein Buch liegt auf dem Tisch besteht, in den Hintergrund. Man kann das sprachliche Verhalten nur mit großen Schwierigkeiten entwickeln, wenn zuvor sprachliche Einheiten und linguistische Begriffe a priori identifiziert worden sind.

6. Schlußfolgerung

Man könnte die Liste der Nachteile der formalen Satzanalyse (der Zersplitterung von sprachlichen Äußerungen, der Trennung von Syntax und Semantik, der Hypostasierung linguistischer Begriffe und damit der Identifizierung von sprachlichen Einheiten und linguistischen Begriffen) fortsetzen. Außer den allgemein bekannten dürften wohl aber auch diese Argumente genügend beweiskräftig sein, um die Notwendigkeit einer Linguistik und eines Muttersprachenunterrichts herauszustellen, die die Interdependenz von Sätzen, gegebenen-

falls auch anderen kontextuellen Umständen in den Vordergrund rücken.

Um eventuellen Mißverständnissen vorzubeugen: es geht nicht darum, die ganze traditionelle Grammatik über Bord zu werfen; ohne Kategorien wie Deklination, Konjugation, Gliedfolge usw. kommt man nicht aus. Es geht nur darum, diesen Begriffen einen angemesseneren Stellenwert zu geben bzw. neue Kategorien zu schaffen, mit deren Hilfe einerseits die Funktionen der sprachlichen Einheiten besser erfaßt werden, andererseits die Apperzeptions- und Ausdrucksfähigkeit des Sprachteilhabers gefördert wird. Ja man darf sogar nicht verschweigen, daß eine Textlinguistik leicht ins Uferlose münden kann, wenn ihre Kategorien allzu vage sind, - und diese Gefahr besteht zweifellos. Auch wäre es eine Übertreibung, die Textlinguistik und nur diese als Retterin und Erlöserin des Muttersprachenunterrichts zu betrachten.

Das Prinzip der textlinguistischen Arbeit besteht darin, daß man nicht jede vorgefertigte Kategorie kritiklos im Einzelnen übernimmt bzw. dem Schüler vermittelt, sondern indem man die sprachliche Form eines ganzen Gedankenganges mit den Kontextelementen erst einmal global erfaßt und dann Schritt für Schritt segmentiert. Auf heuristische Weise entsteht für den Schüler ein natürliches Verhältnis zwischen den gut bekannten, aber nicht bewußt angewendeten sprachlichen Einheiten und den linguistischen Begriffen. Die Grammatik wird ihm zu einem sprachimmanenten Bezugssystem, weil er selbst zu den Begriffen gelangt und es nicht zu einer "Verfremdung" kommen kann.

Und hier mündet die Argumentation in die eingang erwähnte Arbeit der Glinzschen Schule.

Anmerkung

1. In: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Hrg. von Horst Sitta und Klaus Brinker. Düsseldorf 1973. (= Sprache der Gegenwart, Bd. XXX). S. 192-198.

Valenz und Text¹"Er sitzt, weil er gestanden hat."

0. Vorbemerkungen

1. Das Problem

2. Zum Verhältnis von Ziel und Methode der Forschung

3. Zum Problem "Text"

4. Valenz und Lexikographie

5. Valenz und Fremdsprachenunterricht

6. Ein interlingualer Vergleich

7. Provisorische Bilanz

8. Eine Schlußfolgerung

0. Vorbemerkungen

0.1. Die Ausführungen wollen als die Darstellung eines Problems verstanden werden; sie versuchen den Gedankengang Erbens, der einer diesbezüglichen Arbeit (1970) den im Motto stehenden Beispielsatz zum Titel gegeben hat, in einer anderen Beziehung weiterzuführen.

0.2. Die Ausführungen haben nur die F o r m von apodiktischen Behauptungen; es ist der beschränkte Umfang, der die Vorsichtigkeit des Gemeinten nicht zum Ausdruck kommen läßt.

0.3. Einschlägige Literatur wird zur Argumentation nur in Form von Hinweisen herangezogen, da der Umfang des Beitrags eine Auseinandersetzung weder pro noch contra ermöglicht.

0.4. Die relativ kleine Zahl der Beispiele wird durch die hohe Repräsentativität des sprachlichen Materials wettgemacht.

0.5. Termini werden ohne Definitionen gebraucht, da sowohl die einschlägige Literatur als auch der folgende Kontext ihren Stellenwert festlegt.

0.6. Unter Valenz wird nur Verbvalenz verstanden.

0.7. Die Verbvalenz ist ein Begriff der Relation zwischen Zeichen; Zeichen können aus mehr als einem "Wort" bestehen und "Wörter" können gegebenenfalls integrale Bestandteile eines Zeichens sein. Die Inhaltsseite wird unter diesem Aspekt auf die Ausdrucksseite projiziert und die Verbvalenz dadurch *s u b s t a n t i e l l* beschreibbar.

0.8. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Argumentation in mehreren Richtungen erweitert werden kann. Wenn im folgenden der interlinguale Vergleich als Methode herangezogen wird, so ist dies der spezifischen Situation zuzuschreiben, in der der Verfasser arbeitet.

0.9. Feststellungen, von denen man annimmt, sie seien bekannt und evident, nennt man trivial. Feststellungen, die evident zu sein scheinen, aus denen jedoch nicht die notwendigen Konsequenzen gezogen werden, nennt man aktuell. Was aktuell ist, kann jedoch nicht trivial sein.

Die gegenwärtige ethische Situation in der Linguistik verlangt es, daß die letzten drei Sätze hier stehen.

1. Das Problem

1.1. Die Verbvalenz wird von Anfang an als Kategorie des Satzes aufgefaßt.

1.2. Das Verb ist in diesen Auffassungen das Regens (Tesnière 1980, S.27), es organisiert den Satz.

1.3. Alle Grammatiken, die das Verb als den "Kern" des Satzes betrachten, sind Abhängigkeitsgrammatiken. Die Abhängigkeit ist demzufolge hier ein (satz)syntaktischer Begriff.

1.4. Die Beschränkung auf die Abhängigkeit bzw. auf die Syntax ist ein notwendiges Mittel der Sprachbeschreibung in einer bestimmten Periode, weil man Sprache nicht mit einem Griff sofort global beschreiben kann.

1.5. In dem Satz

(1) Der Bergsteiger bestieg die Kuppe

herrschen die gleichen syntaktischen Abhängigkeitsverhältnisse wie in dem Satz

(2) Der Stier bestieg die Kuh.

aber

- a) die Kompatibilitäten sind unterschiedlicher Natur,
- b) ohne Berücksichtigung der Semantik der Lexik im "Organisationsbereich" des Verbs ist die Semantik des Verbs nicht verständlich, und umgekehrt
- c) ohne die Kenntnis der potentiellen Bedeutungen des Verbs kann auch die Distribution des Verbs nicht ermittelt werden.

Infolgedessen kodifizieren Valenzwörterbücher nicht nur syntaktische sondern auch semantische Verhältnisse (Helbig/Schenkel 1973; Engel/Schumacher 1976).

1.6. Damit ist bewiesen, daß

- a) das unter 1.4. Behauptete (Beschränkung auf Abhängigkeit und Syntax) im Prozeß der Forschung nur provisorisch gültig sein kann, und
- b) in Wirklichkeit nicht eine Dependenz sondern eine *I n - t e r d e p e n d e n z* für den Satzbau charakteristisch ist (explizit bei Heringer 1970, S. 78).

1.7. Bei einer Anaphorisierung der Ergänzungen von Satz

(1) und Satz (2) ergibt sich der gleiche Satz

(3) Er bestieg sie.

der zwar von jeder Grammatik als grammatikalisch anerkannt wird, der jedoch infolge der semantischen Leere der Pronomen ohne Kontext bzw. ohne Situation nicht interpretierbar ist. Innerhalb des Satzes monosemieren Autosemantica das Verb.

Diese Auffassung impliziert die Notwendigkeit der Einbeziehung des Informationsgehalts in die Akzeptabilität des Satzes.

1.8. Stehen in den Leerstellen keine Autosemantica und sieht man von der Möglichkeit einer Deixis ab - was übrigens

nicht unbedenklich ist, hier jedoch nicht problematisiert werden kann -, so ist nur der Kontext a u ß e r h a l b d e s S a t z e s imstande, das Verb zu monosemieren, bzw. der Satz erhält nur so eine Eindeutigkeit (vgl. Erben 1980, S. 249) und seinen intentionierten Informationsgehalt.

Wenn die Valenz ein Begriff des Satzes sein soll und zugleich Valenz und Kompatibilität komplementär in einem Interdependenz-Begriff vereint werden sollen, so entsteht ein Widerspruch (vgl. Erben 1970; Arbeitsgruppe Marburg 1973, S. 14 f.; Nikula 1978, S. 17 ff.; Korhonen 1982, S. 95; u.a.).

1.9. Der Widerspruch entsteht nicht, wenn die Valenz nur auf der System-Ebene placiert ist. Die Valenz-Forschung hält jedoch expressis verbis die Erzeugung und Bewertung n o r m g e r e c h t e r Äußerungen vor Augen, und die Normativität des Satzes ist im Sinne von 1.8. ohne die Einbeziehung des Kontextes nicht denkbar. Hinzu kommt, daß es zwischen Norm und Usus keine festen Grenzen gibt, und da Häufigkeitsuntersuchungen des Usus notwendigerweise die sozial sanktionierte (Valenz-)Norm zum Ergebnis haben (Schwitalla), ist der Widerspruch eine Folge der immanenten Eigenschaften der Sprache. Deshalb kann das Problem nur approximativ gelöst werden.

2. Zum Verhältnis von Ziel und Methode der Forschung

2.1. Das Ziel wissenschaftlicher Forschung ist prinzipiell unbekannt oder verschwommen; denn wenn man das Ziel (genau) kennt, hat es keinen Sinn, nach ihm zu forschen und Forschung wird zur Pseudowissenschaft.

2.2. Man kennt nur seine Unzufriedenheit, die man zu beseitigen versucht, indem man zuerst bemüht ist, die Frage richtig zu stellen und das Problem zu erkennen.

2.3. Wer über genügend Erfahrung verfügt, besitzt eine Intuition für das Voraussehen von Zielen, für das richtige Stellen von Fragen und für das Erkennen der Probleme. Dies enthebt den Forscher nicht der Verpflichtung, die Fragen explizit zu stellen und die Ergebnisse der Forschung

(= das Ziel) mit der Wirklichkeit zu konfrontieren. Die Intuition kann große Dienste leisten und fatale Fallen stellen (Nalčadžjan 1975).

2.4. Eine solche fatale Falle ist die, wenn die Intuition unangemessene Methoden suggeriert, z.B. wenn man die Methode ohne besonderen Anlaß zum Ziel macht.

2.5. Methoden können

2.5.1. sich jeweils im Rahmen einer Konzeption den Zielen anpassen;

2.5.2. sich im Laufe der Forschung ändern, weil sie den Forscher dem Ziel nicht näher bringen;

2.5.3. hypostasiert werden. Hier gibt es zwei Möglichkeiten:

2.5.3.1. Die Hypostasierung verstellt dem Forscher den Blick vor den ursprünglichen Zielen, d.h. sie führt in eine Sackgasse.

2.5.3.2. Die Hypostasierung ist der Ausgangspunkt für solche Forschungen und damit für solche Erkenntnisse, die von irgendeinem neuen Gesichtspunkt aus "interessant" sind. Dies sollte man eigentlich nicht Hypostasierung sondern Verdinglichung nennen.

2.6. In der synchronen Linguistik gibt es folgende Schwierigkeiten für die Bestimmung eines angemessenen Verhältnisses zwischen Ziel und Methode der Forschung:

2.6.1. Jedes Sprechen über die Sprache beruht auf einer nicht formalisierbaren und darum schwer zu erkennenden Vermischung des Gebrauchs von natürlicher Sprache und Metasprache.

2.6.2. Die Sprache allein dient so gut wie nie der Kommunikation, sondern setzt ein gemeinsames Vorwissen, eine gemeinsame Kultur und den gleichzeitigen Gebrauch anderer Kommunikationsmittel voraus.

2.6.3. Die Sprache wird immer in zwei Dimensionen realisiert: in psychischer und in sozialer Dimension. Eine Methode zur gesamtheitlichen Erfassung der Sprache fordert also eine praktisch nicht zu erstellende multidimensionale

Matrix.

2.6.4. Da die Methode die Konsistenz der Konzeption sichern muß, die Sprache systemtheoretisch jedoch nur als ein Konglomerat von Subsystemen zu erfassen ist und fast alle Subsysteme Lücken aufweisen (Glinz 1962, S. 21), ist es zumindest schwierig, sie ohne Überidealisationen als ein **k o n s i s t e n t e s S y s t e m** zu erfassen (vgl. S. 16 und S. 63 f.). Ein *genus proximum* gibt es nur in so allgemeiner Form (Kommunikation), daß die *differentiae specificae* (Gebrauchsweisen) in streng logischem Sinne theoretisch schwer zu bestimmen sind. Diese Situation zeigt sich in dem immer wiederkehrenden Vorwurf des Eklektizismus bzw. in dem prinzipiellen Beharren auf dem Eklektizismus.

2.7. Sprache *per se* kann nicht Gegenstand der Forschung sein, weil es keine Methode dafür gibt. Diese Behauptung bezieht sich nicht auf die Allgemeine Sprachwissenschaft, wenn diese unter Sprache Übereinzelsprachliches versteht (vgl. Heger 1981, S. 73 f.). Nur Segmente der Sprache oder des Sprachgebrauchs können mit angemessenen Methoden untersucht werden. (Auch die Allgemeine Sprachwissenschaft segmentiert allerdings, z.B. wenn sie in einer Typologie der Gliedfolge nur die Verben und Ergänzungen berücksichtigt.)

Unter Angemessenheit der Methode wird verstanden, daß

2.7.1. die Methode im Dienst der Erreichung des Ziels steht;

2.7.2. die Methode nicht selbst zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung wird;

2.7.3. bei einer Veränderung des Ziels sich die Methode ändert.

Daraus folgt:

2.7.4. Das unter 2.1. Gesagte (das Ziel der Forschung ist unbekannt oder verschwommen) bezieht sich so auf die Linguistik, daß jeglicher bisherigen synchronen Untersuchung solche Methoden zur Verfügung standen, die es nur gestatteten, **S y m p t o m e** zum Gegenstand zu haben bzw. aufgrund von Symptomen auf die Erscheinung selbst **und** ihre inneren

Zusammenhänge zu schließen.

2.7.5. Das unter 2.2. Gesagte (man ist bemüht, die Fragen richtig zu stellen und das Problem zu erkennen) bezieht sich auf die Linguistik insofern, als jede Fragestellung nur e i n Ansatz unter anderen sein kann; denn wenn das Ziel unbekannt oder verschwommen ist und man gezwungen ist, aufgrund von Symptomen Schlüsse zu ziehen, so ist jeder Schluß a) provisorisch und b) methodologisch nicht abgesichert. Es gibt in der Linguistik nur wenige Feststellungen, die so verifiziert sind, daß ein Konsens darüber besteht. Selbst der Fortschritt der Forschung und damit das notwendige Überholen älterer Ansichten führen erfahrungsgemäß oft zu keinem Konsens.

2.7.6. Die unter 2.3. erwähnte Intuition hat in der synchronen Linguistik einen eigenartigen Stellenwert: Da jeder Mensch die Sprache gebrauchen kann, ergibt sich die Antwort auf viele Fragen n a i v intuitiv. Die Antworten sind jedoch infolgedessen oft pseudorichtig.

2.7.7. Selbst die fast ausschließlich auf Explikation Wert legende Forschung idealisiert die Fakten in so hohem Maße, daß die Repräsentativität ihrer Ergebnisse fraglich ist. Dies bezieht sich insbesondere auf die Beschreibung in axiomatisierten Systemen (z.B. Heringer 1972, S. 37 ff.)

2.7.8. Die naive und die wissenschaftlich geschulte Intuition bilden ein Paradoxon: Die Hypostasierung der Methode (2.5.3.2.) kann z.B. beim Anspruch auf eine formale Theorie bzw. auf eine größtmögliche Explikation dem naiven, sog. vorwissenschaftlichen Wissen über Sprache widersprechen. Es gehört aber zu den Spezifika des 20. Jahrhunderts, daß die Forschung, die sich die Explikation zum Ziel setzt und in der die wissenschaftlich geschulte Intuition zur Geltung kommt, als positiver Katalysator wirken kann (sinngemäß dargestellt bei Molnár 1969).

2.8. Zu den methodologischen Schwierigkeiten der synchronen Linguistik gehört die Bestimmung der Kriterien der Segmentierung, so z.B. welches die Grundeinheit der Äußerung

und welches die sich mit dieser Grundeinheit befassende Disziplin ist (vgl. Bühler 1965, S.24-27; Ries 1931). Hier ist es fast zu einem Konsens gekommen, indem als Grundeinheit der Satz, als Disziplin die (Satz-)Syntax anerkannt wird.

2.9. Dieser Auffassung entsprechen die gängigen Grammatiken, indem ihr Instrumentarium zwar hie und da inkonsequent ist, sie im Grunde jedoch nicht von der Ausgangsposition abweichen.

Wenn nun aber die Konfrontation mit der Wirklichkeit² (2.3) dazu führt, daß die konsequente Operationalisierung eines Begriffs (Valenz) den Rahmen des Satzes sprengen kann (1.7. - 1.8.), so muß die Methode geändert werden (2.5.2.). Die Frage heißt also: Entspricht dem provisorischen Ziel der Beschreibung mithilfe einer Valenz-Grammatik die Segmentierung in Sätze oder nicht? Und wenn nicht oder wenn nur teilweise, kann die nächsthöhere Ebene, der Text, mit der Valenz erfaßt werden?

3. Zum Problem "Text"

3.1. Insofern der Satz

(3) Er bestieg sie

als selbständige grammatische Einheit aufgefaßt wird, semantisch jedoch nicht interpretierbar ist, weil er kontextfrei praktisch keine Entropie besitzt, kann nicht nur von einer Interdependenz innerhalb des Satzes sondern auch von einer Interdependenz zwischen Sätzen gesprochen werden. Damit wird die konventionelle Segmentierung in Frage gestellt und das alte Problem aufgewärmt, ob es einen Sinn hat, den Satz zu definieren (Glinz 1962, S. 448 ff.).

3.2. Weiterhin fragt sich, ob und wenn ja, wie man die Grammatikalität von der semantischen Kompatibilität trennen kann.

3.3. Helbig/Schenkel und Engel/Schumacher sowie andere Arbeiten zur Valenz lösen die Frage 3.2.so, daß sie Valenz und Distribution mehr oder weniger explizit miteinander verbinden.

3.4. Nicht gelöst von den Wörterbüchern ist die Frage, inwiefern eine Interdependenz zwischen Sätzen für das Verständnis der Beschreibungskraft der Valenz relevant ist. Vorläufig wird sie von Theoretikern gestellt (z.B. Henne 1977, S. 12).

3.5. Für die Integration des Satzes als Redeeinheit sprechen folgende Argumente:

3.5.1. Strukturen lassen sich im Deutschen (und in den bekannteren europäischen Sprachen) am besten als intonatorische Einheiten bzw. "zwischen Punkt und Punkt" erkennen und beschreiben. (Die Valenz-Argumente s. unter 1.2. - 1.4. und 5.5.1)

3.5.2. Syntagma-Strukturen sagen relativ wenig über die Organisation der Rede aus.

3.5.3. Texte zeigen eine zu große Vielfalt ihrer Organisation (Kohärenz) auf, als daß man sie in dem gleichen Maße formalisieren könnte wie Sätze.

3.6. Aus 3.5. folgt die Bequemlichkeitshypothese der Forschung, und damit ist ein weiterer Beweis für die Behauptung 1.4. (die Beschränkung auf die Abhängigkeit bzw. auf die Syntax ist ein notwendiges Mittel der Sprachbeschreibung) erbracht. Bequemlichkeit ist kein pejorativer Begriff, sondern eine *conditio sine qua non* methodologischer "Einheit" (dazu sinngemäß Gauger 1976, S. 161).

3.7. Obwohl die Einbeziehung des Textes in die linguistische Forschung a) ins Uferlose führen und b) die methodologisch notwendige Grenze zwischen Linguistik einerseits und Kommunikationsforschung bzw. Informationstheorie andererseits verwischen kann, darf der Linguist nicht außer acht lassen, daß das Phänomen Sprache, d.h. ein historisch entstandenes Gebilde, das zu keiner anderen sozialen und psychischen Erscheinung ein symmetrisches Verhältnis aufweist, nur unter Berücksichtigung sehr vieler und sehr heterogener, in ihrer Gesamtheit eklektisch anmutender Gesichtspunkte und Methoden (vgl. 2.6.) zu beschreiben ist (vgl. Daneš/Viehweger (Hrsg.) 1976; Weinrich 1976; Daneš 1982, S. 132 ff.; u.v.a.m.).

3.8. Dies bezieht sich auch auf die Valenz-Forschung.

Das Problem besteht darin,

- a) wie weit die Valenz-Forschung gehen kann, ob sich die Behauptung, daß es eine Satzgrammatik und eine textbezogene Grammatik gibt (vgl. Isenberg 1974, S. 5 ff., 43 ff.), auch unter dem Blickwinkel der Valenz vertreten läßt;
- b) wie weit sich die Bequemlichkeitshypothese mit der Ganzheitlichkeit der Beschreibung bzw. mit der Repräsentativität des Materials vereinen läßt.

3.9. Die Ausarbeitung einer auch nur einigermaßen zuverlässigen Methode zur Feststellung dessen, in welchem Grade der Satz und in welchem der Text für eine Valenzanalyse repräsentativ ist, wird u.a. dadurch erschwert, daß sprachliche Produkte in unterschiedlichen Textsorten unterschiedliche signifikante Textmerkmale haben, ja daß selbst in gleichen Textsorten die Signifikanz unterschiedlich sein kann. Allein die Intuition sagt z.B., daß in mündlichen Dialogen die Valenz weniger gut aufgrund von Einzelsätzen beobachtet werden kann als in schriftlichen Beschreibungen (Nikula 1978, S. 17 ff.; Helbig 1982, S. 73; u.v.a.m.; dagegen die überzeugenden Analysen bei Schwitalla). Da es prinzipiell keinen sprachlichen "Durchschnitt" geben kann, der für "die Sprache" repräsentativ wäre, ist jedes pauschale Urteil ab ovo falsch.

3.10. Es gilt also, ein Verfahren zu finden,

3.10.1. mithilfe dessen den unterschiedlichen Textsorten Rechnung getragen wird;

3.10.2. das innerhalb ein und derselben Textsorte Valenzunterschiede zu berücksichtigen imstande ist;

3.10.3. das Verallgemeinerungen mit einer gerade noch erträglichen Großzügigkeit zuläßt, das es ermöglicht, den kognitiven Wert der Valenz herauszustellen, ohne allzu große Restriktionen anwenden zu müssen.

4. Valenz und Lexikographie

4.1. Wenn das Ziel wissenschaftlicher Forschung unbekannt oder verschwommen ist (2.1.) und Lexikographie wissenschaftliche Arbeit ist, so entsteht ein Widerspruch; denn weder das Ziel noch die Methode des Lexikographen sind unbekannt oder verschwommen. Der Widerspruch wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß man einen Unterschied zwischen "reiner" und "angewandter" Wissenschaft macht, da beim heutigen Stand der Arbeitsteilung die Linguistik nur noch selten so eingeteilt werden kann und die Lexikographie sowohl aus der "reinen" Linguistik schöpft als auch sie bereichert.

4.2. Die Lexikographie hat ihre souveränen Ziele und Methoden. Durch diese wird vieles von dem explizit, was die "reine" Linguistik benötigt.

4.3. Von den Schwierigkeiten der Bestimmung eines angemessenen Verhältnisses zwischen Ziel und Methode gilt für die Lexikographie insbesondere 2.6.1. (Vermischung von natürlicher Sprache und Metasprache) und 2.6.2. (die Sprache allein dient so gut wie nie der Kommunikation).

4.4. Die Lexikographie hat zudem eine zusätzliche spezifische Schwierigkeit: Da der Umfang von Wörterbüchern notwendigerweise beschränkt ist, um überhaupt einen Gebrauch zu ermöglichen, ist auch der Umfang ihrer Beispiele beschränkt. Es ist aber eben eine der Funktionen der Beispiele, die Kompatibilitäten und die Distribution des Lemmas so zu veranschaulichen, wie es anders nicht möglich ist. Die Beispiele erscheinen zumeist in Form von Syntagmen und Sätzen und fast nie in Form von Texten. Dies hat zwei Folgen:

4.4.1. Die Verwendung des Stichwortes wird idealisiert.

4.4.2. Das Beispiel muß so konstruiert oder ein solcher Beleg sein, daß die Verwendung hoch frequent ist und darum eine hohe Repräsentanz besitzt.

4.5. Ein Valenz-Wörterbuch muß nicht nur deshalb die Beispiele auf Sätze beschränken, weil sein Umfang keine größeren Einheiten ermöglicht, sondern auch deshalb, weil der

gegebene Stand der Forschung die Einbeziehung des Textes nicht gestattet (dagegen aber schon Projektgruppe Verbvalenz 1981, S. 43, 55 etc.). wenn der Valenz-Lexikograph die Ambiguitäten erkennt (vgl. aber 5.2.), so kann er sie mit folgenden Verfahren aufdecken, bewußt machen und so zum effektiveren Gebrauch des Wörterbuchs beitragen:

4.5.1. Er gebraucht Symbole für die Kennzeichnung der semantischen Möglichkeiten der Lexeme in der Distribution des Verbs.

4.5.2. Er unterteilt das Verb in eine womöglich große Zahl von Anwendungsmöglichkeiten.

4.5.3. Er "interpretiert" die einzelnen Bedeutungen bzw. Anwendungsweisen des Verbs durch seine Synonyme.

4.5.4. Er gibt in einer Einleitung Hinweise für die Berücksichtigung textueller Elemente.

4.6. Diese Verfahren lösen das grundlegende Problem nicht: es wird nie möglich sein, aufgrund eines Valenz-Wörterbuchs nur grammatikalische und akzeptable (= wohlgeformte) Sätze zu bilden, weil selbst in einer komplexen lexikographischen Erfassung die sprachliche Kreativität des Menschen prinzipiell nicht ausgeschöpft werden kann und die Segmentierung der Sprache Idealisierungen voraussetzt.

4.7. Die Erkenntnis der Grenzen eines Valenz-Wörterbuchs ist nicht gleichbedeutend mit der Einsicht seiner Überflüssigkeit. Wenn auch Sprache per se nie Gegenstand der Forschung sein kann (2.7.), ja selbst wenn die Untersuchung von Segmenten ohne Idealisierung nicht auskommt, so ist doch eben mit der Kodifizierung der Zahl und der Semantik der Ergänzungen, mit der Möglichkeit der Monosemierung des Verbs innerhalb des Satzes usw. die Grundlage für den weiteren Ausbau der Beschreibung gelegt. Insofern ist es nicht nur eine objektiv bedingte Notwendigkeit sondern auch zweckdienlich, in der Lexikographie den Satz auch weiterhin als Grundeinheit der Valenz zu betrachten.

4.8. Der unter 4.1. erwähnte Widerspruch erhält durch die Arbeit der Valenzwörterbücher eine besondere Aktualität;

seine Erkenntnis trägt zu einer differenzierteren Thematisierung der Forschung bei und hebt diese auf ein höheres Niveau.

5. Valenz und Fremdsprachenunterricht

5.1. Im Sinne von 4.1. (Verhältnis von "reiner" und "angewandter" Linguistik) können Argumente für die Methoden der Valenz-Beschreibung auch aus der Praxis des Fremdsprachenunterrichts genommen werden, wenngleich Fremdsprachenmethodik und angewandte Linguistik nicht identifiziert werden dürfen. Beide bisher erschienenen deutsch-einsprachigen Valenz-Wörterbücher beabsichtigen, dem Fremdsprachenunterricht zu dienen. Dieser Dienst ist reversibel, genauer: sollte reversibel sein.

5.2. Linguisten, die einen Teil ihrer Muttersprache, so z.B. die Valenz und die Distribution der Verben, kodifizieren, sind sich der Feinheiten der Sprache nicht immer bewußt und können sie deshalb nicht immer genügend differenziert darstellen. Das bezieht sich vor allem auf die im Deutschen relativ undifferenzierten Entitäten und Strukturen, die in anderen Sprachen diskrete Einheiten bilden. Darum spielt der synchrone Sprachvergleich für die Förderung der Bewußtheit des Muttersprachengebrauchs bei Linguisten eine wichtige Rolle (László/Szanyi 1985):

5.3. Einsprachige Valenz-Wörterbücher können nur den Rohstoff für den Fremdsprachenunterricht bilden (László 1978, S. 162 f.), weil zwischen den Sprachen solche Valenz-Unterschiede bestehen,

- a) die sich auf die Bedeutungsstrukturen der Verben erstrecken;
- b) die die Zahl und die Form der Ergänzungen betreffen;
- c) die die Semantik der Ergänzungen und Angaben betreffen;
- d) die das Verhältnis von Ergänzungen und Angaben betreffen;
- e) die die Monosemierungsmöglichkeiten und -bedingungen andersartig gestalten;
- f) die zu einem unterschiedlichen Verhältnis zwischen Satz

und Text führen (Juhász 1970, S. 144).

5.4. Daraus könnte folgen, daß einsprachige Valenz-Wörterbücher den Fremdsprachler irreführen. Diese Möglichkeit besteht, wenn sie nicht durch zweisprachige ergänzt werden, welche der potentiellen Interferenz der Muttersprache vorbeugen bzw. sie korrigieren. Ein einsprachiges Wörterbuch kann nie sämtliche Muttersprachen der Gebraucher berücksichtigen, weil dies zu einer Unübersichtlichkeit führen würde. Es besteht allerdings nur die Möglichkeit und nicht die Notwendigkeit der Irreführung, weil zwischen den bekannteren Sprachen viele "Entsprechungen" bestehen, die zu einem positiven Transfer führen.

5.5. Der Fremdsprachenunterricht nimmt selbst bei kommunikativer Orientiertheit den Satz zum Ausgangspunkt. Die zentrale Aufgabe ist, grammatikalische und akzeptable Sätze zu bilden. Die Differenziertheit der Grammatikalität und der Akzeptabilität nimmt im Laufe des Lernprozesses zu.

Der größte Teil des Unterrichts besteht zwar in der Erzeugung solcher Sätze, deren Strukturen und Kompatibilitäten im Valenz-Wörterbuch kodifiziert sind, je weiter aber der Lernprozeß fortschreitet, desto häufiger stößt man auf spezifisch t e x t u e l l e Schwierigkeiten, deren Überwindung nicht von den einsprachigen Wörterbüchern zu erwarten ist. In bestimmten typologischen Relationen (z.B. Ungarisch-Deutsch) gibt es diese Schwierigkeiten schon auf der Anfängerstufe (vgl. 6.).

5.6. Es ist ein vorläufig ungelöstes Problem, ob man eine Valenz-Typologie, die einen Teil der linguistischen Grundlage des Fremdsprachenunterrichts bilden könnte, auf den Rahmen des Satzes beschränken kann.

6. Ein interlingualer Vergleich

6.1. Interlinguale Vergleiche können eine typologische Analyse vorbereiten. Führen die Vergleiche auch zu keiner konsistenten Typologie, so besteht doch immerhin die Möglichkeit, Teilbereiche der Sprache differenzierter zu erfassen

(Kontrastive Linguistik). Ein solcher Teilbereich ist das Verhältnis von Valenz und Text im Ungarischen und im Deutschen.

6.2. Der Satz

(1) Der Bergsteiger bestieg die Kuppe
und der Satz

(1a) A hegymászó megmászta a hegykupot
sowie der Satz

(2) Der Stier bestieg die Kuh
und der Satz

(2a) A bika meghágta a tehenet
sind strukturell und semantisch adäquat und äquivalent.

6.3. Daß die Verben in den beiden deutschen Sätzen identisch sind, im Ungarischen nicht, ist auf deduktivem Wege zwar nicht erstellbar, aufgrund der historisch bedingten Unterschiedlichkeit der Sprachen jedoch plausibel und insofern empirisch gesehen trivial (vgl. 5.2.). Die Asymmetrie der Verben spielt für die folgenden Ausführungen keine Rolle, da die syntaktische Seite der Valenz in beiden Sprachen identisch ist.

6.4. Bei einer Anaphorisierung des Agens entstehen die Sätze

(4) Er bestieg die Kuppe und

(5) Er bestieg die Kuh.

Diesen Sätzen können im Ungarischen die Sätze

(4a) Ő megmászta a hegykupot und

(5a) Ő meghágta a tehenet

entsprechen, diese Formen sind jedoch entweder ungewöhnlich oder aber z.B. der Satz (4a) erhält die Bedeutung 'Ihm gelang es, die Kuppe zu besteigen, dem anderen nicht'.³ Für gewöhnlich und ohne Hervorhebung gelten die Formen

(4b) Megmászta a hegykupot und

(5b) Meghágta a tehenet.

Bei Verben ohne Verbzusatz (hier meg) ist es möglich, daß die Setzung des Pronomens ő das Agens hervorhebt.

6.5. Bei einer Anaphorisierung des Objekts entstehen die Sätze

(6) Der Bergsteiger bestieg sie und

(7) Der Stier bestieg sie.

Diesen Sätzen können im Ungarischen die Sätze

(6a) A hegymászó megmászta azt und

(7a) A bika meghágta őt

entsprechen, diese Formen sind jedoch ungewöhnlich. Für gewöhnlich gelten die Formen

(6b) A hegymászó megmászta und

(7b) A bika meghágta.

6.6. Die Anaphorisierungsunterschiede zwischen den beiden Sprachen können auf breiterer Basis historisch erklärt und systemtheoretisch - unter Einbeziehung der Intonation! - beschrieben werden. Dies ist hier jedoch nicht notwendig, weil die Darstellung 6.4. und 6.5. für die vorliegende Beweisführung ausreicht (vgl. aber 7.3.!).

6.7. Dem deutschen Satz

(3) Er bestieg sie

entsprechen auf diese Weise die ungarischen Sätze

(8) Megmászta und

(9) Meghágta.

und sie werden vom ungarischen Muttersprachler genauso grammatikalisch und akzeptabel bewertet wie der deutsche Satz (3) vom deutschen Muttersprachler.

6.8. In bestimmten Kontexten, so z.B. nach der Frage Megmászta a hegykupot? 'Hat er die Kuppe bestiegen?', ist die Antwort

(10) Meg

möglich und häufig gebräuchlich, d.h. der Verbzusatz allein ist imstande, die Frage zu bejahen.

Im Deutschen kann man die Frage Hat er die Kuppe bestiegen? nur mit

(11) Ja

beantworten, wenn man von dem möglichen, jedoch nur unter bestimmten Umständen gebräuchlichen Satz

(12) Er hat sie bestiegen

absieht. Auch im Ungarischen ist zwar das

(13) Igen 'ja'

möglich, da ihm aber die perfektive-resultative Aktionsart des Verbzusatzes meg fehlt, ist es "schwächer" als dieses. Im Deutschen ist die Antwort "be" (zu bestiegen) nicht nur norm- sondern auch systemwidrig, obwohl das Präfix dem Verb steigen gleichfalls eine perfektive-resultative Aktionsart verleiht.

Diese Aktionsart gelangt im Deutschen in einer Form zum Ausdruck, die in den vorliegenden Valenzwörterbüchern nicht kodifiziert ist und auch nicht hat kodifiziert werden können, weil sie den Konzeptionen widerspricht:

(14) Ja, hat er!

Diese Form wird sehr häufig gebraucht.

7. Provisorische Bilanz

7.1. Die mit der Methode des interlingualen Vergleichs vorgenommene Argumentation ist nur dann gerechtfertigt, wenn die ungarischen synthetischen verbalen Formen als normgerechte Sätze anerkannt werden. Eine solche Beweisführung, die in jedem Fall eine sprachliche Manifestation der Leerstellen mithilfe selbständiger Lexeme für t r a n s f o r m a t i o n e l l erforderlich hält, kommt notwendigerweise zu einer anderen Interpretation der sprachlichen Fakten. Diese Beweisführung bedient sich jedoch der unter 2.5.3.1. beanstandeten Methoden.

7.2. Im Ungarischen kann man nicht deshalb von einer Valenz sprechen, weil es im Deutschen eine gibt oder weil man sie als eine linguale Universale betrachtet. Will man nämlich im Ungarischen Intentionen ausdrücken, die nur durch solche lexikalischen Bedeutungsträger manifestiert werden können, die in den Organisationsbereich des Verbs gehören, so kann man hier genauso von Valenz sprechen wie in anderen Sprachen.

7.3. Der deutschen Anaphorisierung entspricht (kann ent-

sprechen) die ungarische Grammatikalisierung: dt. Pronomen - ung. Konjugationsflexion. Insofern im Deutschen sowohl Substantive als auch Pronomen Leerstellen ausfüllen, besteht zwischen ihnen ein Substitutionsverhältnis. Das Substitutionsverhältnis besteht im Ungarischen zwischen Substantiven und Konjugationsflexionen. (Damit wird die Pronominalisierung nicht ausgeschlossen, es geht nur um die hochfrequente Möglichkeit.) Die Konjugationsflexionen werden auch dann benötigt, wenn in der potentiellen Leerstelle ein Substantiv steht; steht jedoch kein Substantiv, so wechselt die Flexion ihren Status.

László spricht in diesem Sinne von "morphologischen Aktanten" (1978, S. 165), da die Konjugationsmorpheme die gleichen syntaktischen Funktionen haben wie die deutschen Pronomen. Wenn der Satz

(3) Er bestieg sie

wohlgeformt genannt wird, so besteht keine Ursache dafür, die Sätze

(8) Megmászta und

(9) Meghágta

anders zu beurteilen, und vice versa. (Unberücksichtigt bleibt hier das unterschiedliche Verhältnis zwischen Deixis und Anapher in den beiden Sprachen, z.B. bei der Realisierung der 2. Person.)

7.4. Der Begriff "morphologischer Aktant" hat nicht nur deshalb Existenzberechtigung, weil er die gleiche syntaktische Funktion wie der Satzglied-Aktant hat, sondern auch deshalb, weil das Verhältnis zwischen dem deutschen Pronomen und dem Kontext außerhalb des Satzes ein ähnliches ist wie das zwischen der ungarischen Konjugationsflexion und dem Kontext außerhalb des Satzes. Die Berücksichtigung der semantischen Kompatibilitätsregeln (1.5.) und der Interdependenz zwischen den Sätzen (1.8.) bezieht sich also sowohl auf das Deutsche wie auch auf das Ungarische.

7.5. Die Feststellung 7.4. ist für eine linguistische Analyse stichhaltig, für das Lernen einer fremden Sprache

jedoch nicht ohne Vorbehalt akzeptabel. Da nämlich im Sprachbewußtsein (Sprachgefühl?) eines Lernenden grammatische Elemente (Konjugationsflexionen) einen anderen Stellenwert haben als lexikalische (Pronomen), m.a.W. der Muttersprachler versucht ist, die Struktur seiner Muttersprache auf die der Fremdsprache zu übertragen (explizit bei der Valenz: László 1978, S. 167), können beim Deutsch lernenden Ungarn der Satz

(15) Ő estieg

und beim Ungarisch lernenden Deutschen die Sätze

(16) Ő megmászta azt und

(17) Ő meghágta őt

entstehen. Die linguistische Feststellung der erwähnten Äquivalenz (7.3.) gilt also beim Lernen der Fremdsprache nicht in dem Sinne, daß der Lernende die Entsprechung von morphologischen und Satzgliedaktanten automatisch als äquivalent empfindet.

Daraus folgt, daß das frühe Einführen textgrammatischer Regeln in den Fremdsprachenunterricht dem Bilden normgerechter Äußerungen förderlich wäre.

7.6. Während für die Gegenüberstellung von morphologischen und Satzgliedaktanten Argumente bestehen, darf Ähnliches von der Gegenüberstellung ungarischer Verbzusätze und deutscher affirmativer Partikeln in der Linguistik nur dann behauptet werden, wenn die Begriffsapparate auf die gleiche Weise text- und kommunikationsbezogen sind (vgl. aber 3.7.1). In diesem Fall ist die Valenz kein operationalisierbarer Begriff, da solche sprachlichen Äußerungen wie neg, igen bzw. ja zwar "Satzwert" besitzen und insofern einen hohen Informationswert haben (deshalb z.B. auch im Fremdsprachenunterricht frequentiert werden müssen), jedoch in einer beschreibenden (nicht-prädiktiven) Abhängigkeitsgrammatik kaum Platz finden; sie gehören nicht in den Organisationsbereich des Verbs.

7.7. Die Frage, wann ein Satz grammatikalisch und akzeptabel ist, muß von einer Valenz-Grammatik nicht nur

damit beantwortet werden, ob die Ergänzungen des Verbs vorhanden sind und die Kompatibilitätsregeln befolgt werden, sondern sie sollte auch auf folgende Fragen *i n t e r d e p e n d e n t* antworten können:

7.7.1. Ist es möglich, Ergänzungen und Angaben säuberlich voneinander zu trennen, wenn die kommunikative Funktion des Satzes als wichtigstes Prinzip anerkannt wird? (Vgl. dazu den neuen Ansatz bei Heringer 1984!)

7.7.2. Gibt es einen homogenen Gesichtspunkt für die Bestimmung der Grenze zwischen Grammatikalität und Akzeptabilität?

7.7.3 Sind sämtliche Kompatibilitätsregeln innerhalb der Grenzen des Satzes bestimmbar?

7.7.4. Darf der Informationsgehalt im Rahmen einer Valenz-Grammatik aus dem Begriff der Wohlgeformtheit des Satzes ausgeklammert werden?

7.7.5. Gibt es einen Gesichtspunkt, von dem aus man bestimmen könnte, wann der Kontext außerhalb des Satzes für die Wohlgeformtheit und für den Informationsgehalt des Satzes relevant ist und wann nicht? (Vgl. Juhász 1973)

7.6. Eine interdependente Beantwortung scheint umso weniger möglich zu sein, als selbst Einzelantworten (z.B. auf die Frage 7.7.5.) vorläufig nicht abzusehen sind. Der Unmöglichkeit ist jedoch folgendes entgegenzuhalten:

7.8.1. Heute besteht immer noch die Gefahr, Untersuchungen auf allzu kleine Segmente zu beschränken, so daß die Repräsentativität der Segmente verlorengehen kann. Deshalb müssen zumindest die Fragen in bezug auf die Gesamtheitlichkeit und Repräsentativität gestellt werden (vgl. Heger 1979, S. 60).

7.8.2. Da sich die Strukturiertheit der Sprache mithilfe des Valenz-Begriffs relativ gut beschreiben läßt, ist es gerechtfertigt, die Ausweitung seines methodologischen und kognitiven Wertes zu erproben.

7.8.3. Schließlich und hauptsächlich: Prinzipiell läßt sich über Akzeptabilität/Wohlgeformtheit und Informations-

gehalten nur auf der Textebene Verbindliches aussagen.

8. Eine Schlußfolgerung

Die Ausweitung des methodologischen und kognitiven Wertes des Valenz-Begriffs ist bei der häufig gebrauchten Anaphorisierung *r e l a t i v* einfach, in solchen Fällen wie beim Satz von Johannes Erben jedoch schwierig. Heute läßt sich mit einiger Sicherheit folgendes sagen:

- a) Die Valenz ist primär ein Satzbegriff.
- b) wenn der Satzkontext für die Bestimmung der Wohlgeformtheit und des Informationsgehaltes nicht ausreicht, kann die Valenz mittelbar über die Satzgrenze hinausgreifen.

Wie schwierig die Formalisierung von b) ist, beweist folgender Kontext, der das Verb anders monosemiert als der von Erben: "Hänschen ist erst neun Monate alt, hat es aber schon geschafft, ohne Hilfe in seinem Bettchen aufzustehen und ohne sich festzuhalten eine Zeit lang stehnzubleiben. Da steht er nun und freut sich über seinen Erfolg, beginnt nach einer Zeit jedoch zu wackeln - und plumps: auf einmal sitzt er wieder. Sein dreijähriges Schwesterchen guckt die Mutter an und fragt: 'warum sitzt er denn?' Und Mutter sagt: 'Er sitzt, weil er gestanden hat.'"

Anmerkungen

1. In: Studien zur deutschen Grammatik - Johannes Erben zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Erwin Koller und Hans Moser. S. 137-151. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Band 25)
2. Ich bin mir darüber im klaren, daß der Begriff "Wirklichkeit" in dieser Undifferenziertheit Anlaß zu Mißverständnissen geben kann. Es dürfte jedoch leicht einzu-sehen sein, daß dies nicht der Platz ist, wo man dieses philosophische Problem auch nur approximativ lösen kann. Deshalb erwähne ich hier nur so viel, daß unter Wirklichkeit in diesem Kontext der Sprachgebrauch (Usus) zu ver-

stehen ist. Nicht um das theoretische Konstrukt geht es also, sondern um die empirisch festgestellten Tatsachen. Insofern aber "Tatsachen" wiederum konzeptabhängig sind, kann auch meine Einschränkung nur hypothetisch aufgefaßt werden. Eben die Beschäftigung mit dem Verhältnis von Deskription und Präskription bei der Norm (vgl. S. 227 ff.) wirft einiges Licht auf das spezifisch Linguistische des Problems.

3. Hier und an anderen folgenden Stellen entstehen im Ungarischen intonatorische Probleme. Unterschiedliche Toneme sind mit unterschiedlichen Strukturen verbunden, d.h. der Verbsatz steht in Abhängigkeit von der Intonation an unterschiedlichen Stellen. Deshalb ist die "Richtigkeit" einiger folgender ungarischer Sätze nur bedingt anzuerkennen. Die "Unrichtigkeit" ist jedoch nicht so groß, als daß jede Variante angeführt werden müßte. Meine Informanten haben übrigens keine einheitlichen Formen erzeugt. Da außerdem diese Arbeit keinen Beitrag zur ungarischen Sprachrichtigkeit liefert, sehe ich von den irrelevanten Nuancen ab.
4. Auch der Gebrauch der Pronomen azt und öt kann Anlaß zu Mißverständnissen geben, weil die Distribution im Ungarischen nur lückenhaft geregelt ist und die Pronomen deshalb miteinander konkurrieren können. Die ungarische Sprachpflege befaßt sich mit dieser Konkurrenz seit Jahr und Tag. Da die Diskussion für meine Überlegungen nicht relevant ist, vernachlässige ich ihre Explikation und beschränke mich auf mein Sprachgefühl.

III. SYSTEMLINGUISTIK - SOZIOLOGUISTIK

System, Norm, Sprachgebrauch - und Gesellschaft¹

1. Die Voraussetzung: Was ist trivial?
2. Rekapitulation von Grundbegriffen
3. Das Problem: Wie "gesellschaftlich" ist das sprachliche System?
4. Eine Gretchenfrage: Was ist Sprachsystem?
5. Exkurs: Kindersprache
6. Fazit

1. Die Voraussetzung: Was ist trivial?

Folgende Ausführungen erheben den Anspruch, Begriffe der zeitgenössischen Linguistik von einem Gesichtspunkt aus zu beleuchten, der m.E. nicht immer genügend berücksichtigt wird. Insofern dürfte der Gedankengang ein Beitrag zum besseren Verständnis der Problematik und damit zur Verbreitung des besseren Verständnisses des Phänomens Sprache sein.

Die Dinge, von denen die Rede sein wird, sind jedoch gewissermaßen trivial; in der einschlägigen Literatur ist allzu viel von ihnen die Rede, als daß die Ausführungen Anspruch auf wissenschaftliche Neuigkeit erheben könnten. Insofern sollte nicht allzu viel von ihnen erwartet werden.

Die Frage, ob eine Behauptung trivial ist oder nicht, scheint leicht zu beantworten zu sein; lat. trivialis 'zum Dreiweg gehörend', d.h. eine öffentliche Straße bzw. eine Straßenkreuzung, die allen zugänglich ist, ist ebenso wie dt. Gemeinplatz ein durchsichtiges Wort. Das Anliegen, über etwas Triviales zu schreiben, kommt also etwa einer solchen bewußten Tätigkeit nahe, die man mit Eulen nach Athen tragen zu bezeichnen pflegt. Damit könnte dieser Beitrag denn auch

beendet werden. Daß dies nicht getan wird, hat folgenden Grund.

Es gibt wohl kaum eine Feststellung, aber auch keine Argumentation für eine Feststellung, von der sich im Laufe der Zeit nicht herausstellt, daß sie einer weiteren Explikation bedarf. Die Geschichte der Sprachwissenschaft liefert zahlreiche überzeugende Beweise dafür. In dem Augenblick, da sich die Notwendigkeit einer weiteren Explikation erweist, ist eine Feststellung jedoch nicht mehr trivial.

Ein solcher Augenblick erfolgt prinzipiell dann, wenn die gesellschaftliche Praxis mit neuen Anforderungen an die Forschung herantritt, bzw. wenn die Forschung einen höheren Stand erreicht. Die Einschränkung "prinzipiell" im vorigen Satz muß deshalb gemacht werden, weil die gesellschaftliche Praxis unter Umständen nur mit einer großen Transmission, also nicht unmittelbar, die Explikation der Feststellung fordert, bzw. es oft schwierig ist zu definieren, was ein höherer Stand der Forschung ist.

Beim zu besprechenden Problem implizieren die gesellschaftliche Praxis und der höhere Stand der Forschung eine solche konkrete Lage, in der Linguisten zwar wesentliche Zusammenhänge erkennen und sogar betonen, jedoch nicht immer die notwendigen Konsequenzen daraus ziehen; mit einer gewissen Zuspitzung könnte man hier von einem Lippenbekenntnis sprechen.

Um zu vermeiden, daß obige Behauptungen als Unterstellungen aufgefaßt werden, soll der Versuch gemacht werden, eine Erklärung für die entstandene Lage zu geben. Die Erklärung wird so allgemein gehalten, daß sie prinzipiell für alle den negativen Folgen unseres Zeitalters ausgesetzten Wissenschaften Gültigkeit besitzen kann.

Eine Vorbedingung für wissenschaftliche Tätigkeit ist der Prozeß der Vergegenständlichung. Der Grad der Vergegenständlichung hängt von vielen und unterschiedlichen Umständen ab. Ein einziger solcher Umstand sei hier erwähnt, der für das 20. Jahrhundert charakteristisch und deshalb für

die vorliegenden Überlegungen wesentlich ist.

Die progressiv zunehmende Arbeitsteilung in der Produktion führt fast unmittelbar zu einer zunehmenden Arbeitsteilung in der wissenschaftlichen Forschung. Die Arbeitsteilung in der wissenschaftlichen Forschung führt u.a. zu einer Zersplitterung der Forschung und damit zu einer rasanten Zunahme der Vergegenständlichung in der Begriffsbildung, schließlich in extremen, jedoch bei weitem nicht seltenen Fällen zu einer Hypostasierung von Nicht-Hypostasierbarem. Die nicht legitimierte Hypostasierung wiederum fördert die Selbstlegitimierung und Selbstisolierung der Forscher und vice versa. Die Rückkopplung zur gesellschaftlichen Praxis wird beeinträchtigt; als Resultat findet man nicht selten eine Art von Verfremdung.

So unerläßlich auch die Vergegenständlichung und in ihrem Gefolge die "reine" Wissenschaft sind, so fruchtbar und notwendig Metatheorien auch sein können, eine Hypertrophie der Theorizität ist weder dem wissenschaftlichen Fortschritt an sich, noch dem gesellschaftlichen Fortschritt im allgemeinen förderlich. Der "Mut zur Lücke" hat zweifellos sein Ethos, ähnlich wie Versuche in der Kunst zu wertvollen Ergebnissen, gegebenenfalls zu Revolutionen, geführt haben. Eine Verfremdung jedoch, so gut sie als Folge der gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten auch zu verstehen ist, muß rechtzeitig erkannt werden, damit man ihr entgegenwirken kann, damit die Wissenschaft ihre gesellschaftliche Funktion erfüllen kann.

Das Ungenügen der Schlußfolgerungen, die aus der Kenntnis von Zusammenhängen gezogen werden können und müssen, ist also bis zu einem gewissen Grade objektiv bedingt. Wenn aber nun einmal der Wissenschaftler den zu rechtfertigenden Anspruch erhebt, Mißstände zu erkennen und zu beseitigen, weil eben er infolge seiner Bildung und seiner Berufung diese Aufgabe zu bewältigen hat, so sind die Behauptungen, die im folgenden gemacht werden, nicht trivial (vgl. S. 30!).

Es handelt sich um das Verhältnis von Sprache und

Gesellschaft, genauer: um die Begriffe System, Norm und Sprachgebrauch im Kontext der Gesellschaft.

Eine einzige allgemeine Vorbemerkung zum Thema und zur Art seiner Behandlung selbst. Es wird keine Literatur zitiert, und zwar aus zwei Gründen: Erstens gibt es keinen Linguisten, der hier keinen Zusammenhang sieht. Zweitens ist es schwer, die Grenzlinie zu ziehen, von der man sagen könnte, daß die Kritisierten sich nur hüben oder drüben befinden. Es geht deshalb eher um die Sache selbst als um das Aufzeigen von Fehlern bei einzelnen Forschern. Also nicht die Kritik steht im Vordergrund (höchstens eine Kritik an unserem Zeitalter), sondern eine Explikation wird vorgenommen: Die Explikation des Verhältnisses von System, Norm und Sprachgebrauch einerseits und Gesellschaft andererseits.

Wer nach dem Lesen der folgenden Seiten die Gedanken dennoch für trivial hält, möge mich entschuldigen; wir sind dann der gleichen Meinung.

2. Rekapitulation von Grundbegriffen

Die wichtigste und universellste Kommunikationsform des sozialisierten Menschen ist das artikulierte Sprechen. (Der Einfachheit halber wird nicht vom Schreiben die Rede sein.) Aufgrund von vielen Beobachtungen können Regelmäßigkeiten der Erzeugung von Sprechakten festgestellt werden. ("Sprechakt" wird nicht als Terminus der Sprechakttheorie, sondern als gemeinsprachliches Appellativum gebraucht.) Die Feststellung von Regelmäßigkeiten beruht primär nicht auf Spekulationen, sondern auf der natürlichen Einsicht, daß die Regelmäßigkeiten für das Zustandekommen des gegenseitigen Verständnisses objektiv notwendig sind. Traditionell werden die Regelmäßigkeiten Normen genannt.

Untersuchungen haben ergeben, daß für eine Sprache (franz. idiome!) weitaus mehr Möglichkeiten der Erzeugung von Sprechakten charakteristisch sind, als ein oder einige Angehörige einer Sprachgemeinschaft benutzen, um sich norm-

gemäß auszudrücken und verstanden zu werden. Sprachteilhaber empfinden bei Befragungen auch solche sprachliche Formen als für ihre Muttersprache charakteristisch, die sie nie gehört haben und die auch in den einschlägigen Standardwerken nicht kodifiziert sind. Die Gesamtheit dieser Möglichkeiten (Inventar + Distributionsregeln) nennt man System. Innerhalb des Systems nennt die Linguistik nur diejenigen Formen normativ, die von einem durchschnittlichen Muttersprachler gebraucht werden und die er als "richtig" bezeichnet.

Schon in diesem Zusammenhang entsteht bei der Rekapitulation von Grundbegriffen ein aktuelles Problem: Was ist ein "durchschnittlicher" Sprachteilhaber? Dieser Ausdruck ist zweifellos verschwommen. Im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich besitzen Durchschnitte nämlich prinzipiell nur eine approximative Repräsentanz. Das Approximative bedeutet einen großen und auf den verschiedenen Gebieten - selbst innerhalb der Sprache - unterschiedlichen Spielraum. Es gibt keine kompetente Instanz und kann auch keine geben, die ein für allemal für die Größe des Spielraums, d.h. für die Festlegung sämtlicher sozialer Verbindlichkeiten zuständig wäre. Eine solche Instanz ist schon deshalb undenkbar, weil die Sprache ein sozial-historisches Produkt ist und es für die Faktoren, die den Sprachwandel beeinflussen, kein homogenes Genus proximum gibt. Sprache befindet sich in permanentem Wandel, und deshalb hat man schon im vorigen Jahrhundert eingesehen, daß eine Synchronie nicht nur statisch sondern auch dynamisch ist.

Die Dynamik der Synchronie ist eine Folge der sprachlichen Kreativität des Menschen. (Diese zeigt sich übrigens am augenfälligsten im Sprachgebrauch der Lyrik und des Humors.) Die Kreativität ist bei den einzelnen Sprachteilhabern recht unterschiedlich, und auch dies erschwert die Bestimmung dessen, was ein Durchschnittssprecher ist.

Dennoch darf man über der Heterogenität der Muttersprachler und der Dynamik der Synchronie nicht die relative Einheitlichkeit der sprachlichen Norm und die Statik der

Synchronie vergessen; denn ohne diese Statik könnte keine Kommunikation zustandekommen. Insofern ist die Forschung gezwungen, mit der Hypothese des Durchschnittssprechers zu operieren, und insofern - aber nur insofern - hat die generative Grammatik das Recht, den idealen Sprecher als den kompetenten Erzeuger grammatikalischer Äußerungen sowie die homogene Sprachgemeinschaft in den wissenschaftlichen Apparat einzubeziehen. Gegenwärtig gibt es keine systemlinguistische Konzeption, die ohne eine solche oder eine ähnliche Idealisierung auskommt. Dies ist wohl der Fall, wo es berechtigt ist, aus der Not eine Tugend zu machen, und wo die Vergegenständlichung nicht einer Hypostasierung gleichzusetzen ist.

Das Plädoyer für eine solche Grenzziehung ist notwendig, um die weitere Argumentation, die auf die Schwierigkeiten der Grenzziehung hinausläuft, überzeugender und glaubhafter zu machen. Idealisierungen dürfen nicht in toto abgelehnt werden; sie sind notwendige Verfahren. Sie dürfen nur nicht übertrieben werden.

Jede gesellschaftswissenschaftliche Beschreibung ist umso genauer, je ausführlicher sie ist. Eine ausführliche Beschreibung der sprachlichen Norm stößt jedoch auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und zwar aus folgenden Gründen:

- a) Eine erschöpfende Darstellung der Norm ist mehr als eine technische Unmöglichkeit; sie müßte so viele Umstände berücksichtigen, daß sie - ad absurdum geführt - nur noch singuläre Äußerungen beschriebe, und eine solche Beschreibung könnte keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben. Es sei hier nur auf die Frage der Situationsadäquatheit der sprachlichen Äußerung verwiesen.
- b) Die Darstellung der Norm ist selbst bei größter Gewissenhaftigkeit des Forschers und unter Berücksichtigung der Äußerungen sehr vieler Informanten nicht von den individuellen und sozialen sprachlichen Gewohnheiten des Darstellers zu trennen.
- c) So sehr auch der Darsteller bemüht ist, rein deskriptiv

vorzugehen, jede Grammatik und jedes Wörterbuch wirken mehr oder weniger auch präskriptiv, beeinflussen also auch die Herausgestaltung der Norm, d.h. Beschreibungen wirken kodifizierend. Die Effektivität der Kodifizierung hängt von zahlreichen Umständen ab, die hier nicht weiter erörtert werden können (vgl. aber S. 214 ff.).

Zwischen den angeführten Gründen bestehen Zusammenhänge und Querverbindungen; es besteht eine Interdependenz zwischen ihnen.

Die Schwierigkeiten der Beschreibung der Norm werden zum Teil dadurch verringert, daß man eine Dreiteilung ansetzt: System, Norm und Sprachgebrauch. (Auf die wissenschaftsgeschichtliche Darstellung der Entstehung der Dreiteilung wird hier verzichtet.) Das Verhältnis der drei Begriffe wird häufig graphisch dargestellt, und zwischen diesen Darstellungen bestehen gewisse Unterschiede, die auch terminologisch zum Ausdruck kommen; das Modell ist jedoch selbst in seinen verschiedenen Varianten gut dazu geeignet, die Dinge geordnet zu sehen, ohne die Sprache in das Prokrustesbett einer spekulativen Theorie zu zwingen. Indem man unter Sprachgebrauch etwas anderes versteht als unter Norm, kann letztere zwar ein idealisierter, jedoch relativ klarer Begriff bleiben.

Sprachgebrauch soll hier folgendes bedeuten: Er ist einerseits weniger als das, was die Norm zuläßt, weil der Muttersprachler nicht alle Möglichkeiten der Norm (nicht nur des Systems) ausnutzt, andererseits - und das ist das Ausschlaggebende - mehr, als die Norm zuläßt, d.h. viele Verstöße gegen die Norm werden als "Sprachgebrauch" zur Kenntnis genommen, sie stören i.a. nicht die Kommunikation, ja sie haben sogar ihre spezifischen Effekte, die die Einhaltung der Norm nicht ermöglichen würde.

3. Das Problem: Wie "gesellschaftlich" ist das sprachliche System?

Nach dieser skizzenhaften Rekapitulation, von der

keineswegs behauptet werden soll, daß sie nur Unproblematisches enthält (z.B.: inwiefern bewegt sich der Sprachgebrauch, der gegen die Norm verstößt, im Rahmen des Systems? u.v.a.m.), kommen wir zum eigentlichen Anliegen des vorliegenden Beitrags. Während nämlich die Norm bewußt als gesellschaftlich bedingter, sanktionierter und regulierender und der Sprachgebrauch als gesellschaftlich bedingter Begriff gebraucht wird, büßt der Begriff des Systems durch die wissenschaftliche Vergegenständlichung gelegentlich seinen sozialen Charakter ein. Genauer: Niemand zweifelt an dem sozialen Charakter, wenn er danach befragt wird, aber im Laufe der Arbeit, im Zuge der Operationalisierung geht das Soziale verloren. Man vergißt, daß das System nur deshalb als System funktionieren kann, weil die Gesellschaft dieses System zusammenhält, weil die Kohäsion des Systems ohne den gemeinsamen Zwang der gemeinsamen Kommunikation undenkbar ist, weil die Konsistenz des Systems durch die Konsistenz der Sprachgemeinschaft gesichert ist. Die Konsistenz der Sprachgemeinschaft ist natürlich nicht mit der nationalen, manchmal nicht einmal mit der ethnischen Homogenität der Gesellschaft gleichzusetzen, da zwischen Sprache und Kultur kein symmetrisches Verhältnis besteht, das verbegrifflichte Phänomen Sprache auch kein unmittelbares Abbild der objektiven Realität² ist. Die Konsistenz bezieht sich "nur" auf die Kommunikationsmöglichkeit, die das System mit allen seinen Implikationen schafft. Für eine spezifisch linguistische Annäherung des Phänomens Sprache ist aber eben dieser Gesichtspunkt ausschlaggebend.

Für die sicher nicht ganz einfache, aber m.E. auch nicht sehr komplizierte Beweisführung, die der Unterstützung dieser Behauptung dienen kann, ist - wie so oft in der Linguistik - die beim Sprachvergleich gebrauchte Methodologie von Nutzen.

Die Vielfalt der Sprachen und der sich intensivierende Kontakt zwischen ihnen haben Forschungen angeregt, die sich mit den durch diese Kontakte verursachten Systemveränderungen befassen. Es hat sich erwiesen, daß generell die Ver-

änderung eines Systems durch Sprachkontakt über den Weg Sprachgebrauch - Norm - System vor sich geht. Diese richtige Beobachtung verstellt jedoch manchmal den Blick vor einem wichtigen Umstand: Das System selbst verändert sich deshalb später als der Sprachgebrauch und die Norm, weil es die größte Konstanz aufweist. Die Konstanz ist dadurch bedingt, daß der von den Linguisten vergegenständlichte Begriff des Systems eigentlich nichts anderes ist, als die überindividuelle, d.h. sozial bedingte Fähigkeit, sprachliche Äußerungen zu erzeugen, solche sprachlichen Äußerungen, die im Vergleich zu sprachlichen Äußerungen anderer Systeme signifikante Unterschiede aufweisen.

Hier zeigt sich der hohe kognitive und methodologische Wert des Vergleichs von Sprachen. Wie gesagt, weist das System die größte Konstanz auf; es verändert sich selbst infolge innersprachlicher Ursachen (darunter wollen wir vor-sichtshalber die zur Eigengesetzlichkeit des Sprachwandels gehörenden Faktoren verstehen) langsamer als die Norm bzw. der Sprachgebrauch. Norm und Sprachgebrauch verändern sich aber nicht unabhängig vom System; wenn zwischen den Systemen zweier Sprachen relativ große typologische Ähnlichkeiten bestehen, so bestehen auch größere Möglichkeiten und eine größere Wahrscheinlichkeit für die schnelle Beeinflussung der Norm und des Sprachgebrauchs der einen Sprache durch die andere Sprache, als wenn die Ähnlichkeiten gering sind.

Wie nichts in den Gesellschaftswissenschaften so darf auch diese Beobachtung nicht absolutisierend verallgemeinert werden; zweifellos gibt es außersprachliche Einflüsse, die große Systemunterschiede relativ schnell überwinden. Auch sollte ein Unterschied gemacht werden, um welche Ebene des Systems es sich handelt; semantische Kompatibilitätsregeln haben einen anderen Konstanzgrad als phonologische Distributionsregeln. Als Tendenz und linguistisches Prinzip kann die These jedoch anerkannt werden.

Der Vergleich von Sprachen liefert einen weiteren Beweis für die soziale "Verinnerlichtheit" des sprachlichen Systems,

dafür, daß Norm und Sprachgebrauch, trotz ihres unmittelbaren Verhältnisses zur alltäglichen Realität, nicht mehr - allerdings auch nicht weniger - sozial sind als das System.

Aus dem Gesagten scheint sich ein Widerspruch zu ergeben: Wenn Sprachgebrauch und Norm sowohl Ausgangspunkte innersprachlicher Veränderungen bilden als auch unmittelbar dem Einfluß anderer Sprachen ausgesetzt sind, unmittelbarer als das System, wenn auch außersprachliche Faktoren sich primär in der Veränderung des Sprachgebrauchs und der Norm zeigen, wenn individuelle, soziale, dialektale u.a. Eigentümlichkeiten sich in erster Linie in Sprachgebrauch und Norm äußern, so scheint doch der Begriff des Systems etwas relativ Abstrakteres zu sein. Allein die größere Konstanz des Systems dem Sprachgebrauch und der Norm gegenüber spricht doch gegen eine Überbetonung des sozialen Charakters des Systems.

Wenn auch nicht für eine Überbetonung, so doch für eine starke Betonung des sozialen Charakters des Systems spricht jedoch folgendes: Wer einmal als Muttersprachler schon kompetenter Sprachteilhaber ist, verfügt über die Fähigkeit, eine unbegrenzte Zahl von Äußerungen in seiner Muttersprache zu erzeugen. Diese Äußerungen bewegen sich im Rahmen des gegebenen Sprachsystems. Erst die Fähigkeit, eine unbegrenzte Zahl von Äußerungen zu erzeugen, sozialisiert den Menschen, genauer: schafft die Vorbedingungen für seine Sozialisierung.

Eben in dieser Einräumung scheint aber der eigentliche Widerspruch zu stecken. Nehmen wir an, jemand erwirbt die Kompetenz einer Sprache und legt dann aus irgendeinem Grunde ein Schweigegelöbniß ab. Auf diese Weise "entsozialisiert" er sich wieder bis zu einem gewissen Grade; denn die Fähigkeit allein ist noch keine Tätigkeit, und nur durch Tätigkeiten kann man sich sozialisieren. (Inwiefern die schweigenden Trappisten sozialisiert sind, sei hier dahingestellt.) Der Verlust der Sozialisiertheit zeigt sich übrigens nicht nur bei diesem Schweigegelöbniß, sondern in der

Praxis kommen durchaus Fälle vor, wo Menschen sehr lange nicht in ihrer Heimat leben, ihre Muttersprache nicht gebrauchen und später, wenn sie in ihre ursprüngliche Sprachgemeinschaft zurückkehren, Kommunikationsschwierigkeiten haben, sich also z. T. erneut sozialisieren müssen.

Spricht man von einem durch den Gebrauch des sprachlichen Systems sozialisierten Menschen, so muß der soziale Charakter des Systems mit der Sozialisierung des Menschen zusammenhängen. Der Zusammenhang ist nun - wie man sieht - außerordentlich fest, aber er ist nicht so unmittelbar wie der Zusammenhang zwischen einer konkreten sozialen Situation des Menschen einerseits und der Auswahl der sprachlichen Mittel aus dem System, die der Mensch in der gegebenen Situation für die geeignetsten hält, andererseits. (Von dem Grad der Bewußtheit bei der Auswahl sei hier nicht die Rede.)

Bedeutet die größere Abstraktheit des Begriffs System im Vergleich zu den Begriffen Sprachgebrauch und Norm zugleich auch seinen "schwächeren" sozialen Charakter?

4. Eine Gretchenfrage: Was ist Sprachsystem?

Um weitere Klarheit zu schaffen, muß nun - vielleicht etwas spät, aber doch noch nicht verspätet - folgende Frage gestellt werden: Wodurch wird das, was man Sprachsystem nennt, in seiner vergegenständlichten Form eigentlich "systematisch"? Man muß festhalten, daß der Begriff "Sprache" zwar als System funktioniert, streng logisch jedoch die beiden Begriffe nicht identisch sind - wie das in der einschlägigen Literatur nachzulesen ist.

Die Vergegenständlichung der beiden Begriffe ist aufgrund der Erfahrungen des beobachtenden Linguisten auf ähnliche Weise vor sich gegangen, der Zusammenfall ist sozusagen empirisch belegt, aber eben vom Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Funktion aus muß ein Unterschied gemacht werden. Sprache schlechthin ist ein Kommunikationsmittel. Das Systemhafte an der Sprache liegt darin, daß sie aus einer

Reihe von Teilsystemen besteht, zwischen denen unterschiedliche Relationen, aber feste Zusammenhänge bestehen. Die Teilsysteme sind z.T. leicht beschreibbar, so z.B. die Personalendungen der Verben im Deutschen, und insofern lassen sich hier bisher ungebrauchte, unbekannte bzw. neue Verben leicht in das Teilsystem des Paradigmas einordnen. Andere Teilsysteme lassen sich nur schwer beschreiben, so z.B. semantische Kompatibilitäten in jeder Sprache, weil es wenige Paradigmen gibt und diese mehr "Anomalien" als Systemhaftigkeiten aufweisen. (Dies ist einer der Gründe, warum es so schwer ist, eine fremde Sprache zu erlernen.)

Die Frage, wodurch die Sprache in ihrer vergegenständlichen Form eigentlich systematisch wird, ist infolgedessen schwer zu beantworten, und deshalb haben sich kluge Linguisten dazu veranlaßt gesehen, die Sprache "systemoid" zu nennen. Man läuft damit zwar Gefahr, die Schwierigkeit einer Definition durch ein geistreiches Wort euphemisierend zu überbrücken, das Geistreiche ist im gegebenen Fall beim gegenwärtigen Stand der Forschung aber mehr als eine euphemisierende Notlösung, allerdings auch sicher nicht das letzte Wort.

5. Exkurs: Kindersprache

Dadurch ist die zuvor aufgeworfene Frage (die der Sozialisierung des Menschen) nicht nur nicht gelöst, sondern ihre Beantwortung ist um einen weiteren Umstand erschwert. Die neue Frage könnte etwa so lauten: Trägt das Sprachsystem als überindividuelle Institution zur Sozialisierung des einzelnen Menschen durch seine verbindlichen Analogien, Assoziationen, arbiträren Konventionen etc. bei? Bilden letztere eine so starke soziale und kulturelle Macht, daß letzten Endes die Sozialisierungsfunktion und die durch die Systemhaftigkeit gegebene Kohärenz der Sprache zwei Seiten einer und derselben Sache sind?

Untersuchungen der Kindersprache dürften darauf eine bejahende Antwort geben, wie überhaupt psychologische und ins-

besondere entwicklungspsychologische Forschungen einen wesentlichen Beitrag zu einer im Vergleich zu den bisherigen theoretischen linguistischen Arbeiten differenzierteren Fragestellung und sicher auch Lösung leisten (können). Man hat den Eindruck, daß Kinder ihre Muttersprache eher über das System hin erwerben, als Erwachsene eine Fremdsprache erlernen. Nur die soziale Rückkopplung engt den Gebrauch des Systems bei Kindern sukzessive auf die Norm ein. (Es ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, auf die Funktionen der Hemmung bzw. des Sprachspiels in der Entwicklung des Kindes einzugehen.)

Nun kommt das System natürlich nicht in seiner abstrakten Form auf das Kind zu, sondern das permanente Hören sprachlicher Äußerungen, auf die das Kind noch ohne Hemmungen reagiert und die es in die Fähigkeit, seine Intentionen auszudrücken, einbaut, fördert den Systembau. Sozialisiert wird das Kind also auf der Ebene des Systems und auf der der Norm gleichzeitig - mit abwechselnder Phasenverzögerung. Der Spieltrieb des kleinen Kindes, der es auch zu Sprachspielen veranlaßt, führt zu "systematischen", jedoch häufig "nicht-normativen" sprachlichen Äußerungen (sowohl was die Grammatikalität als auch was die Akzeptabilität anbelangt).

Die Verflochtenheit der das Kind umgebenden Kultur mit den diese Kultur repräsentierenden sprachlichen Konventionen, weiterhin die relative Ökonomie der verbalen Kommunikation in Form der Norm innerhalb des Systems auf der kulturellen Grundlage und andere Umstände "erziehen" das Kind zu einem sozialisierten Menschen. Die normativen Äußerungen nehmen permanent die Überhand; die Norm ist die "Hemmung des Systems".

Metaphorisch könnte man sagen: Das System der Kultur hält das System der Sprache zusammen. Die erwähnten Analogien, Assoziationen, arbiträren Konventionen etc. sind ja eigentlich nichts anderes als Konstituenten der Kultur, solche Konstituenten, die die Kohäsionskraft besitzen, Menschen zu einer Kommunikationsgemeinschaft zu konstituieren. Dieser

Prozeß beginnt in der Kindheit.

Das große Problem, das hier nur formuliert und mit den bisherigen bekannten Methoden wahrscheinlich nicht gelöst werden kann, besteht darin, wie das Verhältnis zwischen dem System der Kultur und dem der Sprache beschaffen ist und wie es sich im einzelnen und global ontogenetisch herausgestaltet.

6. Fazit

Aufgrund des Ausgeführten ist nun eigentlich zweierlei unter sprachlichem System zu verstehen: Einerseits ist das System ein Konglomerat von sprachlichen Teilsystemen. Andererseits ist das System eine durch die mehr oder weniger gleiche Sozialisiertheit der Menschen, durch ihre Kultur bedingte und notwendige Kohäsionskraft. Die beiden Interpretationen hängen miteinander zusammen: Nur die doppelte Interpretation ermöglicht das Verständnis des Begriffs, des Grades der Vergegenständlichung dieses und anderer linguistischer Begriffe, vor allem der Norm und des Sprachgebrauchs - das Verständnis des Zusammenhanges von Sprache und Gesellschaft.

Mit diesen Überlegungen kommt man der Lösung einer solchen Frage näher, ob das sprachliche System etwas objektiv Gegebenes oder etwas durch wissenschaftliche Abstraktion Geschaffenes ist. Zweifellos ist das sprachliche System ein Phänomen, zu dem man über gedankliche Tätigkeit gelangt, es ist jedoch keinesfalls etwas so Spekulatives, das lediglich hypothetischen Wert besitzt. Die Schwierigkeit seiner Erfassung und Beschreibung, die Problematik seiner Verflochtenheit mit anderen Sphären der Kultur, die sich im Laufe des Abstraktions- und Idealisierungsprozesses ergebenden wissenschaftstheoretischen Fragen, das während der Forschungsarbeit stets von neuem auftretende Schillern des Begriffs System sind keine Beweise gegen seine Existenz; denn da es sozial bedingt ist, ist es auch existent, und das daraus folgende Hauptargument ist, daß es sozial wirkend ist.

Wenn das sprachliche System sozial bedingt, existent und wirkend ist, so ist seine Vergegenständlichung ohne Einbeziehung der Gesellschaft aber immer nur provisorisch und immer nur methodologisch gerechtfertigt. Eine Systemlinguistik kann allein nicht Anspruch auf Vollständigkeit bei der Erfassung der Sprache erheben, wenn sie nicht die soziale Bedingtheit der Sprache berücksichtigt.

(Hier am Ende des Beitrags muß ich noch etwas für die Methodologie der Sprachwissenschaft im einzelnen und für alle Wissenschaften im allgemeinen Wesentliches hinzufügen. Die Art der Argumentation mag den Anschein erweckt haben, daß ich im Prinzip gegen Hypostasierungen bin, diese jedoch selbst in Anspruch nehme, indem ich auf so mannigfaltige Weise an die Begriffe System, Norm und Sprachgebrauch bzw. an ihr wechselseitiges Verhältnis und ihre Bezogenheit auf die Gesellschaft herangehe. Ich kann nicht bestreiten, daß ich die diesbezügliche Problematik - vor allem in den Gesellschaftswissenschaften - vorläufig zu bewältigen nicht imstande bin. Das Studium der Wissenschaftsgeschichte lehrt mich, daß eine säuberliche Unterscheidung zwischen zweckdienlicher Vergegenständlichung und willkürlicher Hypostasierung außerordentlich schwierig ist. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, daß Hypostasierungen, die unter Umständen in Sackgassen führen, einen spezifischen kognitiven Wert besitzen und Aussichten freilegen können, die auf andere Weise schwer oder überhaupt nicht zu erreichen wären. Selbst solche Hypostasierungen, die als Katalysatoren wirken, halte ich für notwendig. Es ist dies nicht der Ort, wo ich meine diesbezügliche Meinung ausführlich darstellen und exemplifizieren kann; ich muß dies aber einschieben, um dem Vorwurf der Apodiktik und der inneren Widersprüchlichkeit vorzubeugen. Daß ich das Thema aufgegriffen und auf obige Weise behandelt habe, liegt einzig und allein an dem Umstand, daß heute zwar viel vom Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft die Rede ist, im Laufe der Diskussion jedoch die Begriffe "ihr eigenes Leben zu leben" beginnen. Meine Attacke

gegen die Hypostasierung sollte deshalb nicht als etwas von Zeit und Raum Losgelöstes betrachtet, sondern als eine Aktualität aufgefaßt werden.)

Selbst folgende Konzession ist kein Freibrief für Hypostasierungen: Der Mensch forscht nicht nur dann und dort, wenn und wo er etwas gesellschaftlich Nützlichliches erwartet. Es gehört zu den - gewiß nicht schlechtesten - Eigenschaften des Menschen, aus Neugier zu forschen, zu forschen, weil er nicht n i c h t f o r s c h e n kann. Sobald die Arbeitsteilung es ermöglicht, forscht der Mensch auch ohne konkrete Ziele, und diese Forschungen haben bekanntlich oft zu die Welt umwälzenden Entdeckungen und Erfindungen geführt. Eben die gesellschaftlichen Verhältnisse führen heute jedoch - wie am Anfang erwähnt - zu einer Hypertrophie der Vergegenständlichung, zur Hypostasierung, zur Verfremdung. Dieses - nicht nur für die Linguistik charakteristische - Verfahren ist kein Fatum, dem man nicht enttrinnen kann. Der Forscher ist Wissenschaftler, um den Fallen aus dem Wege gehen zu können und zu gehen, um einen Ausweg zu finden. So fruchtbar Systemlinguistik auch war und ist, die Beschränkung der Forschung auf ein von der Gesellschaft losgelöstes System hat seine Grenzen.

Nur insofern halte ich meine Ausführungen für nicht-trivial.

Anmerkung

1. Ersterscheinung.
2. Vgl. Anm. 2 auf S. 49-50!

Systemlinguistische und soziolinguistische Aspekte der Norm bei der Beschreibung der deutschen Sprache

1. Definitionen
2. Zum Status der Norm
3. Systemlinguistik und Empirie
4. Systemlinguistik und Sprachkontakte
5. Exkurs über das Problem der Einheitlichkeit der deutschen Sprache
6. Soziolekt oder Dialekt?
7. Soziolektale Variablen der Norm
8. Deskriptive - präskriptive Grammatik
9. Eine Schlußfolgerung

1. Definitonen

Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen und hauptsächlich um von vornherein die folgenden Überlegungen in einem beschränkten Rahmen zu halten, beginne ich mit der Definition der im Titel des Beitrags genannten Begriffe.

1.1. Unter Systemlinguistik verstehe ich eine solche Wissenschaft von Sprache, die die Gesamtheit der durch hochgradige Abstraktion erhaltenen sprachlichen Entitäten und Strukturen darstellt und die sich nicht auf die Untersuchung der Sprechfähigkeit in Abhängigkeit von den sozialen, individuellen und situativen Umständen erstreckt, unter denen sie zustandekommt und die die Sprechfähigkeit determinieren. Systemlinguistiken können unterschiedlich konzipiert sein und die verschiedensten Ebenen der Sprache zum Gegenstand der Untersuchung haben.

1.2. Unter Soziolinguistik verstehe ich eine solche

Wissenschaft von Sprache, die die gesellschaftliche Determiniertheit der Sprechfähigkeit herausstellt. Auch Soziolinguistiken können unterschiedlich konzipiert sein und verschiedene Ebenen der Sprache zum Untersuchungsgegenstand haben.

1.3. Unter Norm ist dementsprechend systemlinguistisch gesehen eine im Prinzip sozial sanktionierte Realisierung des potentiell im System Gegebenen, soziolinguistisch gesehen eine nicht nur im Prinzip sozial sanktionierte, sondern auch situativ determinierte Verwendung sprachlicher Mittel zu verstehen.

Inwiefern Normkodifizierungen in dieser und in jener Hinsicht möglich bzw. notwendig sind, hat von Polenz (1972) überzeugend dargestellt, so daß ich dies später nur andeuten werde.

1.4. Zwischen den beiden Aspekten gibt es einen wesentlichen Berührungspunkt, nämlich den, daß Sprache ein soziales Phänomen ist, aber auch einen wesentlichen Unterschied, nämlich den, wie allgemein bzw. wie konkret der soziale Charakter der Sprache berücksichtigt wird.

1.5. Die Definitionen reichen für eine wissenschaftstheoretisch saubere Explikation der Begriffe zwar nicht aus; es dürfte im weiteren jedoch klar werden, daß die knappen Formulierungen für meine zeitlich beschränkte und deshalb sehr gezielte Behandlung des Themas relevant sind.²

Nur andeutungsweise möchte ich darauf verweisen, daß in meiner Beweisführung der in der Literatur bei ähnlichen Problemen verwendete Begriff des Sprachgebrauchs bzw. Usus als solcher nicht vorkommt. Das bedeutet nicht, daß ich ihm keinen Erklärungswert zuschreibe, im Gegenteil: etwa die Teilung in System, Norm und Rede (Coseriu 1975) ist ein gutes Modellierungsverfahren. Auch die progressiv wirkende und sehr ausgewogene von Polenzsche Konzeption (1972) lasse ich unerwähnt. Daß ich die Ergebnisse dieser Forschungen nicht zitiere, liegt daran, daß es in diesem Beitrag ausschließlich um das Verhältnis von systemlinguistischen und

soziolinguistischen Aspekten der Norm geht. Ich halte es für gerechtfertigt, Rede bzw. Usus/Sprachgebrauch hier in den Begriff der den Sprachgebrauch regulierenden Norm zu integrieren, weil nicht von singulären Eigentümlichkeiten der Anwendung sprachlicher Mittel die Rede ist, sondern für meine Beispiele in der deutschen Sprachgemeinschaft eine relativ große Repräsentanz charakteristisch ist.

2. Zum Status der Norm

2.1. Für jegliche Beschreibung des Zeichensystems des Homo sapiens gilt das Gleiche wie für alle anderen sozialen Phänomene: in der Gesellschaft ist alles genormt; denn ohne Norm wäre von der Arbeitsteilung bis zur Kunst, von der Ethik bis zur Wissenschaft etc. keinerlei menschliche Tätigkeit denkbar. Dabei beruhen die Normen primär auf unwillkürlich entstehenden Konventionen, sekundär auf bewußt vorgenommenen Präskriptionen. Auf das sich sehr interessant gestaltende und eine Menge von Problemen involvierende Verhältnis von Konvention und Präskription kann hier nicht eingegangen werden (vgl. Hartung 1977, S. 12), nur auf einen einzigen Umstand möchte ich hinweisen: Als Appellativum kann das Wort Norm sowohl eine Konvention als auch eine Präskription suggerieren. Ich nehme an, daß dies häufig Verwirrung stiftet und halte es deshalb für wichtig, in der Wissenschaft Distinktionen zu machen.

2.2. Man kann zwar nicht sagen, daß Sprache vom Gesichtspunkt der Norm aus eine Sonderstellung einnimmt, denn die Normen j e d e r sozialen Erscheinung sind auf eine bestimmte Weise einmalig; man darf aber wohl behaupten, daß die Universalität der Sprache und die Vielfalt ihrer Funktionen sowie die Verflechtung von Sprache mit anderen menschlichen Tätigkeiten ihre Untersuchung außerordentlich kompliziert machen.

2.3. Die Untersuchung der sprachlichen Norm unter verschiedenen Gesichtspunkten ist jedoch gut dazu geeignet, a) die in den letzten anderthalb Jahrhunderten entwickelten

Konzeptionen und Methoden der Sprachwissenschaft auf ihren Erklärungsgehalt und ihre Stichhaltigkeit hin zu erproben;

- b) beim heutigen Stand der Sprachwissenschaft eine gewisse Synthese zu schaffen, die die sprachliche Norm in die Mannigfaltigkeit sozialer Institutionen einbettet; und
- c) aus diesen prinzipiellen Überlegungen heraus in Verbindung mit empirisch gewonnenen Erkenntnissen praktische Schlußfolgerungen für den Mutter- und Fremdsprachenunterricht, für die Sprachpflege und für die Erwägung der Möglichkeiten einer Sprachplanung zu ziehen.

Im Sinne dieser Zielsetzungen möchte ich hier den Versuch unternehmen, mit dem im Titel genannten Thema einen Beitrag zur Formulierung eines Problems bei der Beschreibung der deutschen Sprache zu liefern.

3. Systemlinguistik und Empirie

Man braucht nicht der generativen Grammatik verpflichtet zu sein, um einzusehen, daß systemlinguistische Abstraktionen unumgänglich sind. So wissen wir, daß zwischen dem Phonem /t/ und dem Phonem /sch/ (aus drucktechnischen Gründen werden Buchstaben und keine Transkription gebraucht) kein Konsonantenphonem, sondern nur ein Vokalphonem stehen kann; diese Unterscheidung ist für die deutschen Distributionsregeln signifikant. (Von einem Zero-Phonem, das die beiden Konsonantenphoneme zu einem Affrikatphonem werden läßt - etwa im Wort deutsch - sehe ich hier ab.) Das System scheint dabei sämtliche Monophthonge und Diphthonge zu ermöglichen. Realisiert sind dagegen in der deutschen Gegenwartssprache nicht alle Vokale, so z.B. die Phoneme /o/ und /ei/ nicht, und selbst in äquipollenter Opposition ist dies nicht möglich.

Woher weiß das der Systemlinguist? Zu diesem Wissen gelangt er etwa auf folgendem Wege. In allen mir bekannten Sprachen gibt es die Distributionsregel, daß zwischen einem Phonem, das mindestens die phonetischen Merkmale explosiv

und alveolar-dental hat, und einem Phonem, das mindestens die Merkmale spirantisch und palatal hat, ein Vokal stehen kann. Diese typologisch universale Regel ist also zu allgemein, als daß die Systemlinguistik sie nur für das Deutsche bzw. für nur wenige Sprachen charakteristisch halten könnte. M.a.W.: Der Systemlinguist kann die Regel nicht deduktiv erstellen, er muß auf andere Weise zu diesem Wissen gelangen.

Er weiß das aus der Beobachtung, daß er nicht instande ist, einen Muttersprachler zur Erzeugung einer solchen Sequenz zu veranlassen, wo die Vokale /o/ oder /ei/ stehen. Tatsächlich gibt es in der deutschen Gegenwartssprache kein Wort, in dem sich z.B. die Sequenz /tosch/ fände.³

Nun kann aber jeder Deutsche ohne weiteres den japanischen Namen Toshiba aussprechen, und zwar so, daß sich das Wort "deutsch" anhört. Ist dies tatsächlich ein Beweis für den erwähnten Sachverhalt, nämlich dafür, daß die deutschen Distributionsregeln, die von dem "systematischsten" aller Zweige der Linguistik, von der Phonologie, aufgestellt werden, prinzipiell das Phonem /o/ zwischen /t/ und /sch/ ermöglichen? Ich lasse die Frage vorläufig offen.

Wichtiger ist zuvor folgendes: Die Phonologie als Zweig der Systemlinguistik ermöglicht Deduktionen, und die Erfahrung lehrt, daß Deduktionen für das Verständnis des Funktionierens des phonologischen Systems i.a. zuverlässig, ja auf manchen, bisher noch nicht genügend erschlossenen Gebieten sogar praktikabel sind. Die Phonologen haben die Distributionsregeln jedoch prinzipiell e m p i r i s c h aufgestellt. Das bedeutet so viel, daß sie von der Vielzahl der kompetenten Sprecher nie ein Wort gehört haben, in welchem die Sequenz /tosch/ vorgekommen wäre, bzw. wenn sie selbst Deutsch können, sagt ihnen die Introspektion, daß es kein solches Wort gibt. Die Beobachtung der erzeugten sprachlichen Äußerungen ermöglicht also überhaupt erst die wissenschaftliche Beschreibung des phonologischen Systems.

Damit ist natürlich kein Argument gegen die Existenzberechtigung der Systemlinguistik erbracht und soll über-

haupt nicht erbracht werden; allein die Berufung auf die Inanspruchnahme der sozial sanktionierten Norm widerspricht z.B. nicht der Hypothese einer homogenen Sprachgemeinschaft, also einer Hypothese, der man nur systemlinguistischen Charakter zuschreiben kann. Hier kann von einer Soziolinguistik noch nicht die Rede sein, und die Norm bleibt ausschließlich ein Begriff der Systemlinguistik. So wie langue und parole bedingen einander analog einerseits phonologisches Inventar und Distributionsregeln, andererseits Artikulationsbasis. So trivial dies auch anmuten mag, ich habe diese Dinge festhalten müssen, um meine Stellungnahme der Systemlinguistik gegenüber zumindest andeuten zu können.

4. Systemlinguistik und Sprachkontakte

4.1. Wenden wir uns dem morphologischen Problem des Wortes Toshiba zu. Sprachkontakte können bekanntlich Veränderungen der Norm bzw. u.U. auch des Systems verursachen (vgl. Coseriu 1974, S. 101 f.). Um also die vorhin gestellte Frage zu beantworten, muß man sich einigen, wie die Systemlinguistik zu den Sprachkontakten steht.

Wenn das Wort Toshiba einen relativ großen Bekanntheitsgrad erreicht hat, also ein repräsentativ großer Teil der deutschen Sprachgemeinschaft das Wort gebraucht, sollte es im deutschen Lexikon kodifiziert werden. Im gegebenen Fall besteht nicht einmal die Möglichkeit, daß die Puristen sich dagegen wehren, weil es sich nämlich um einen Namen handelt, mit dem bestimmte japanische Erzeugnisse bezeichnet werden.

Für die Annahme, daß zwischen /t/ und /sch/ auch ein /o/ stehen kann, spricht dann aber auch die Tatsache, daß die mit der Verbreitung des Wortes vor sich gehende Erweiterung der deutschen Lexik zur Erweiterung der deutschen morphologischen Norm führt. Unabhängig davon, ob man diese Distributionsregel früher ohne empirische Daten anerkannt hat oder nicht, ist jetzt auch die erweiterte Lexik ein Argument für das Bestehen der Distributionsregel "Im Deutschen kann zwischen /t/ und /sch/ ein /o/ stehen". Ein

System beeinflusst das andere, sprachliche Systeme bzw. Teilsysteme können sich als Folge von Sprachkontakten verändern.

4.2. Zwei Umstände, die eigentlich zwei Seiten ein und derselben Erscheinung sind, dürfen hier aber nicht unerwähnt bleiben.

Erstens liegt die Sache hier relativ einfach, weil die systematische und artikulatorische Analogie zu Tasche, Tisch, Fuscha, Fausch etc. sehr groß ist und damit der Einbürgerung von Toshiba morphologischer Vorschub geleistet wird. Zweitens wäre es bei diesem Beispiel systemlinguistisch nicht gerechtfertigt, von einer Veränderung der Norm zu sprechen, wenn für diese Veränderung zunächst keine Möglichkeiten innerhalb des deutschen Systems bestünden.

Man denke im Gegensatz zu Toshiba nur an das Wort Ensemble, dem kein semantisch und signifikativ äquivalentes "deutsches" Wort entspricht und das von Deutschen artikulatorisch eingebürgert wird - vorausgesetzt man kann die Abänderung des französischen nasalen Vokals zu einem deutschen nicht-nasalen Vokal plus einem nasalen Konsonanten mit Verschluss überhaupt Einbürgerung nennen (vgl. "Grundzüge..." 1981, S. 907). Ich habe es mit Toshiba also relativ einfach gehabt und betone deshalb, daß ich mir der Schwierigkeiten in anderen Fällen durchaus bewußt bin. Die Skala von dem lange Zeit hindurch als "fremd" empfundenen Element über eine Veränderung der Norm ganz bis zum Wandel des Systems ist groß. Man sollte auf dieser Skala aber einen prinzipiellen Unterschied machen einerseits zwischen Normveränderungen, die von den Spezifika des Systems begünstigt werden, andererseits Normveränderungen, denen die Spezifika des Systems entgegenwirken.

4.3. Ich sage, ich habe es mit dem Wort Toshiba relativ einfach gehabt. Nur relativ deshalb, weil die Behauptung, das Wort höre sich "deutsch" an, eines Kriteriums bedarf, aufgrund dessen man die Grenze zwischen "deutsch" und "nicht-deutsch" ziehen kann, und dieses Kriterium nicht ohne weiteres zu bestimmen ist. Wenn man sagt, das Wort höre sich

deutsch an, so ist damit die Norm, also etwas im Prinzip Soziales, gemeint. Der Deutsche, der das Wort das erste Mal hört, empfindet es aber nicht deutsch, weil es in seinem Wortschatz noch nicht vorgekommen ist und er auch seine Semantik nicht kennt. Die Einbürgerung wird jedoch dadurch erleichtert, daß es deutsche Wörter wie etwa toll und Gosche gibt, der Vokal also nach /t/ und vor /sch/ vorkommt, die Distribution also Ähnlichkeiten zu Toshiba aufweist. Dieser Umstand trägt systemlinguistischen Charakter. Die Schwierigkeit für die Entscheidung, wo die Grenze zwischen "deutsch" und "nicht-deutsch" zu ziehen ist, welches das besagte Kriterium ist, besteht also dementsprechend darin, wie man Systemlinguistik und Soziolinguistik voneinander trennen kann.

Diese Überlegung ist natürlich nicht neu, ich habe aber den Eindruck, daß man sich häufig allzu leichtfertig über die Problematik hinwegsetzt, leichtfertiger als z.B. die klassische Phonologie (vgl. Trubetzkoy 1962, S. 21 ff.), indem man über der Beschäftigung mit dem sprachlichen System vergißt, daß Sprache letzten Endes doch nur in der Gesellschaft funktioniert.

4.4. Da ich den Sprachkontakt in die Argumentation einbezogen habe, möchte ich an dieser Stelle noch auf den Umstand hinweisen, daß sich im 20. Jahrhundert Kulturen im allgemeinen und Zivilisationen im besonderen einander dermaßen genähert haben, daß der Kontakt solcher Sprachen, deren Gemeinschaften weit voneinander entfernt leben und zwischen deren systemhaften Eigentümlichkeiten große Unterschiede bestehen, in großer Quantität schnell und intensiv zustandekommt. Man denke nur an die Beeinflussung des deutschen Wortschatzes durch den englischen Nordamerikas und an die dadurch recht wahrscheinlich gewordenen zukünftigen morphologischen Veränderungen im Deutschen.

5. Exkurs über das Problem der Einheitlichkeit der deutschen Sprache

Bevor ich zu folgendem Problem komme, möchte ich etwas Prinzipielles vorausschicken, was in gewisser Hinsicht zwar über den Rahmen des Beitrags hinausgeht, mir für die Beweiskräftigkeit der Argumentation jedoch notwendig zu sein scheint.

Insofern über die Einheitlichkeit einer Sprache ein Konsens besteht, sind ihre dialektal beeinflussten und soziolektalen Eigentümlichkeiten als Variablen der Norm anzusehen. Beide Eigentümlichkeiten erschweren die Kodifizierung der Normen der Standardsprache. M.E. sind diese Schwierigkeiten besonders im Deutschen so groß, daß ich in vielen Fällen die besagte Einheitlichkeit nur mit Vorbehalten anerkenne: dem Konsens fehlt m.E. nämlich eine spezifisch linguistische Grundlage. Da jede Kommunikation verbindliche Normen voraussetzt und die Kommunikation eine soziale Tätigkeit ist, müssen die sprachlichen Normen durch ihre Verbindlichkeit den Variablen Grenzen setzen; sonst kommt keine Kommunikation zustande. (Die daraus folgenden praktischen Schlüsse vgl. z.B. bei Weber 1980.)

Dieser Exkurs ist sehr apodiktisch formuliert; ich kann die damit angedeutete Problematik hier aber unmöglich ausführlich behandeln und exemplifizieren.

6. Soziolekt oder Dialekt?

6.1. Das, was wir langue nennen, ist durch seine Überindividualität objektiv gegeben, wissenschaftlich vergegenständlicht, insofern also beschreibbar. Die systemlinguistische Beschreibung idealisiert notwendigerweise die Sprache (vgl. S. 12 ff.). Es kann in der Systemlinguistik prinzipiell keinen Regelmechanismus geben, der allen sozialen und individuellen Ansprüchen der verbalen Kommunikation gegenüber gerecht würde, mit dem für sämtliche Situationen, Sachverhalte, Gesprächspartner etc. die entsprechend nor-

mierten Äußerungen generiert würden (vgl. Oksaar 1976, S. 13 f.). Damit leugne ich nicht nur nicht die Universalität der Sprache und die dem Menschen eigene Kreativität, mit der er eine unbegrenzte Zahl von Äußerungen generieren kann, sondern damit betone ich eben, daß der Mensch imstande ist, für jede Situation und Intention eine angemessene Äußerung aus seinem Reservoir zu schöpfen. Ich betone nur die Unmöglichkeit, diese Kreativität mit systemlinguistischen Methoden zu beschreiben.

6.2. Nehmen wir wieder die Sequenz von /t/ bis /sch/. Bekanntlich wird der Vokal im Wort Tisch in einem Teil des niederdeutschen Sprachgebiets, besonders im Berliner Raum, labialisiert und die Zungenwölbung verschiebt sich zum Postpalatum, häufig sogar bis zum Velum. Die Labialisierung und Velarisierung kommt natürlich auch in anderen Positionen vor, diese lasse ich jetzt aber unerwähnt. Die Norm der deutschen Standardsprache, so wie sie in den gängigen Aussprachewörterbüchern kodifiziert ist, spricht in diesem Zusammenhang von "Bildungsfehlern" und qualifiziert die Labialisierung und Velarisierung mit solchen Ausdrücken wie "besonders hüte man sich davor!" (Siebs, S. 66) und "das ist zu vermeiden" (Wörterbuch der deutschen Aussprache, S. 29). Dies sind für die deutsche Sprachgemeinschaft verbindliche Regeln, also soziale Institutionalisierungen.

6.3. Trotz des sozialen Verbots funktioniert aber der labial-velare Vokal. Daß er funktionieren kann, liegt an mehreren Umständen:

- Der Artikulationsunterschied zwischen dem illabial-palatalen und dem labial-velaren Vokal ist nicht groß.
- Der Kontext ist so eindeutig, daß i.a. keine Verwechslung, also keine Kommunikationsstörung entsteht.
- Wer auch nur ein Mindestmaß von Sprachbewußtsein hat, identifiziert anhand des labial-velaren Vokals den Berliner und nimmt dies - wenn er nun gerade kein Logopäde oder Purist ist - je nach Mentalität mehr oder weniger gelassen zur Kenntnis.

- Das Schriftbild ist das gleiche.

6.4. Die Aufzählung der Umstände beweist, daß die Systemlinguistik selbst in einem verhältnismäßig so einfachen Fall, wie dieser es ist, überfragt ist. Weder ihr Spezifikum liegt auf diesem Gebiet, noch reichen infolgedessen ihre Methoden für eine Erklärung aus. Die Kodifizierung der sprachlichen Normen hat es letzten Endes mit recht heterogenen Faktoren zu tun. Ein solches heterogenes Faktorenbündel möchte ich kurz erörtern.

Bekanntlich ist der besprochene labial-velare Vokal ein historisches Rudiment (Paul, S. 194 f.). Er wird von den Dialektologen zwar lokalisiert, aber kaum als territoriale Variante angesehen. Hermann Paul spricht hier von "norddeutscher Vulgärsprache"⁴. Deshalb betrachte ich die labial-velare Artikulation nicht als eine niederdeutsche Variante im traditionell dialektologischen Sinne des Wortes. Zweifellos ist die Artikulation an ein bestimmtes Gebiet gebunden, aber eben das Prädikat "vulgar" bei Paul weist darauf hin, daß - wie das im übrigen sehr häufig der Fall ist - Dialektales sich mit Soziolektalem vermengt. Der Dialektsprecher sozialisiert sich auf eine bestimmte Weise durch seine Aussprache, seinen Wortschatz etc., und schon die Artikulation eines einzigen Vokals ist dazu geeignet, zu einer spezifischen Sozialisierung beizutragen.

Aufgrund dieser Überlegungen sehe ich mich dazu berechtigt, die labial-velare Artikulation des Vokals im Wort Fisch auch unter soziolinguistischem Aspekt zu behandeln.

7. Soziolektale Variablen der Norm

7.1. Aus dem Mund eines Ausländers mag diese Behauptung sehr gewagt klingen. Sicher kann man dem ein illabiales und palatales /i/ verlangenden Deutschen nicht vorwerfen, er sei ein Purist; schließlich ist eine mehr oder weniger einheitliche Aussprache eine Forderung der Sprachkultur (vgl. die zahlreichen Arbeiten der Prager Schule; Kostomarov-Leont'ev 1966; Ludwig 1980 etc.), und Sprachkultur sollte

wohl heute angesichts der sich verbreitenden Schludrigkeit des Sprachgebrauchs ernst genommen werden. Wenn man aber eben als Ausländer und noch dazu als ausländischer Linguist auf deutschem Sprachgebiet herumkommt, als ein solcher Mensch also, dem bedeutend mehr bzw. anderes auffällt als dem deutschen Linguisten, so kann man sich schwer vorstellen, daß selbst eine solche autoritäre Macht wie das Hallensische Wörterbuch oder der Siebs in absehbarer Zeit eine Vereinheitlichung des Vokals im Wort Tisch zustandebringt. An den durchschlagenden Erfolg der Sisyphusarbeit des Deutschlehrers und des Sprachpflegers glaube ich nicht so recht (meine Reverenz den Ausnahmen!), und weiterhin ist es nicht nur eine spezifisch soziale, sondern auch eine individuelle Frage, welchen Geschmack, welches Sprachbewußtsein, welche Ansprüche, welche Bildung etc. man hat, um sich für eine liberalere oder eine rigorosere Beurteilung der Artikulation entscheiden zu können.

7.2. Ich möchte mich zur Unterstützung meiner Bewertung auf zwei deutsche Linguisten berufen, die zwar nicht zu dem Problem des labial-velaren /i/ Stellung genommen haben, deren Ausführungen ich jedoch zu entnehmen glaube, daß unsere Auffassungen einander zumindest ähnlich sind. Der eine ist Dieter Nerius (1967; 1980), dessen Begriff der Variablen und dessen aufschlußreiche Ausführungen über das sich unterschiedlich gestaltende Verhältnis von Invarianz und Variabilität m.E. mit meiner Stellungnahme kongruieren. Der andere ist Klaus Gloy (1975), dessen zum Teil soziologischer Apparat auf der deontischen Logik beruht und dessen Stellungnahme gegenüber den herrschenden Normen bzw. ihren Befürwortern vielleicht etwas übers Ziel hinausschießt, der sich jedoch erfolgreich darum bemüht, flexibel zu sein und bei der Normenkritik nicht den Boden der sozialen Realität unter den Füßen zu verlieren.

8. Deskriptive - präskriptive Grammatik

Es fragt sich nun, in welchem unmittelbaren Verhältnis die system- und soziolinguistischen Überlegungen zu der Beschreibung der deutschen Sprache stehen. Eine synchronisch orientierte Beschreibung der deutschen Sprache - so wie auch jeder anderen Sprache - kann sich auf Feststellungen oder auf Präskriptionen konzentrieren. Insofern spricht man von deskriptiven und von präskriptiven - manchmal auch prädiktiven - Grammatiken (vgl. S. 247 ff.).

Deskriptive Grammatiken sind i.a. systemausgerichtet, präskriptive normauserichtet. Es gibt zwar in Abhängigkeit von der Stärke der Idealisierungen Unterschiede bei den deskriptiven Grammatiken; eine deskriptive Grammatik, die keine zu kleinen Segmente der Sprache zum Gegenstand wählt und keine allzu spezifischen Methoden anwendet, wirkt auch normativ; und eine präskriptive Grammatik muß unter allen Umständen eine solide deskriptive Grundlage haben. Das Verhältnis zwischen Deskription und Präskription gestaltete sich übrigens in den verschiedenen Epochen der Wissenschaftsgeschichte recht unterschiedlich, weil sich die kulturellen Bedingungen wandelten.

In diesen Jahrzehnten, da in unserem Kulturkreis die Beschäftigung mit Sprache über eine relativ große Publizität verfügt, da eine Reihe von Wissenschaften sehr bewußt mit Sprache umzugehen bemüht ist und da vor allem das öffentliche Leben in einer niedagewesenen Fülle verbaler Formen vor sich geht, ist die Frage des Verhältnisses systemlinguistischer und soziolinguistischer Aspekte bei der Bestimmung der Norm sowohl in deskriptiven als auch in präskriptiven Grammatiken höchst aktuell.

Eine glückliche Synthese ist für die Bewältigung des Problems in den Stellungnahmen der Prager Schule zu sehen (vgl. den Überblick in: Pražská lingvističeská škola 1964). Das funktional-teleologische Kriterium für die Bestimmung der Richtigkeit einer sprachlichen Form hat nichts von seiner Aktualität verloren: Der systemhafte und soziale

Charakter der Sprache erscheinen hier in einer solchen Symbiose, die einer gesamtgesellschaftlichen Beschreibung der Sprache entspricht. Angesichts der rasanten Entwicklung der Systemlinguistik in den letzten Jahrzehnten sowie der ungeheuerlichen Beschleunigung des Wandels in der gesamten Kultur bedarf das Erbe der Prager natürlich weiterer Differenzierungen, - insbesondere in dem Verhältnis von deskriptiver und präskriptiver Grammatik. Dies bezieht sich mutatis mutandis auf alle sozialen Normen unserer Zeit.

9. Eine Schlußfolgerung

Ich möchte nachdrücklich betonen, daß ich mir nicht anmaße, anhand einer einzigen Phonemsequenz hier etwas für alle Fälle Verbindliches gesagt zu haben. Ich habe das Beispiel absichtlich aus der Phonologie bzw. Phonetik genommen, weil ich zeigen wollte, daß man selbst bei prinzipiell agrammatischen und im engeren Sinne asemantischen Elementen eine soziale Komponente herausstellen kann (vgl. dazu Coseriu 1974, S. 118). Die Beispiele waren deshalb dazu geeignet, system- und soziolinguistische Aspekte auf eine solche Art aufeinander zu beziehen, daß der soziale Charakter der Sprache betont wurde (vgl. Meyer-Ingwersen 1973, S. 77).

Damit soll auch der Versuch gemacht worden sein, eine Lösung des im Generalthema dieser Konferenz formulierten Problems anzudeuten: Wenn man unter Funktion nicht nur die Eigenschaft sprachlicher Entitäten und Strukturen versteht, im Rahmen des Systems Oppositionen zu bilden, sondern auch die Eigenschaft, in der Gesellschaft zwar limitierte, jedoch verschiedene Rollen zu spielen (vgl. dazu z.B. die Ausführungen bei Martinet 1975 und Helbig 1968); und wenn man weiterhin unter Semantik nicht nur eine vergegenständlichte Eigenschaft des sprachlichen Zeichens versteht, sondern auch die gesellschaftlich-pragmatische Komponente miteinbezieht, so lassen sich eine funktionale und eine semantische Beschreibung der Sprache nur mit einer starken Abstraktion voneinander trennen.⁵

Ich wiederhole allerdings, daß es sich hier um einen Versuch gehandelt hat; denn ich teile die Meinung der "Grundzüge einer deutschen Grammatik" (1981), die mit Recht betonen, daß der Aufbau der kommunikativ-pragmatischen Komponente und ihr Zusammenspiel mit anderen Komponenten noch weitgehend ungeklärt ist (S. 7; vgl. aber auch S. 84-90, 105-107 etc.). Aber selbst die "Grundzüge ..." kommen bei ihren Bemühungen um eine solide theoretische Fundierung der Beschreibung der deutschen Sprache nicht umhin, die kommunikativ-pragmatische Komponente im Zusammenhang mit vielen linguistischen Kategorien zu behandeln.

Da diese Komponente in der deutschen Sprache heute mehr Probleme aufwirft als in anderen Sprachen, sollten Untersuchungen der Norm in Zukunft das Verhältnis des systemlinguistischen und des soziolinguistischen Aspekts genauer bestimmen, um die Beschreibung des Deutschen theoretisch zuverlässiger und praktikabler zu gestalten.

Anmerkungen

1. In: Semantische und funktionale Beschreibung des Russischen und des Deutschen. Wissenschaftliche Konferenz der Forschungskollektive Deutsche und Russische Sprachwissenschaft der Pädagogischen Hochschule "Liselotte Herrmann" Güstrow. Linguistische Studien, Reihe A, 99. Berlin 1982. S. 10-25.
2. Da es sich um ein Referat handelte, war ich an die zur Verfügung gestellte Zeit gebunden. Es wäre nicht gerechtfertigt, die Überlegungen hier zu erweitern und zu vervollständigen, weil das Zusätzliche in Güstrow ja nicht zur Diskussion gestanden hätte.
3. Einige Monate nach der Konferenz machte mich Edith Wagner von der Berliner Humboldt-Universität darauf aufmerksam, daß der Name Tosch auf dem deutschen Sprachgebiet recht häufig sei. Dieser Umstand war mir nicht bekannt gewesen. Dennoch halte ich an dem Beispiel fest, und zwar aus

folgendem Grunde: Obwohl Namen und deren phonologische Strukturen zum System der betreffenden Sprache gehören, in dieser Beschaffenheit auch nicht aus ihr ausgegliedert werden können, weil es kein gleiches Appellativum gibt, sind sie dennoch nicht in gleichem Maße systemimmanent und vor allem nicht normgemäß wie die Appellativa, da ihr Status ein Rudiment früherer Synchronien sein kann. Um diesen letzteren Fall handelt es sich hier. Ich gebe aber gerne zu, daß eine solche Phonemsequenz, die nicht einmal als Name vorkommt, hier ein eleganteres Argument geliefert hätte. Im übrigen gilt auch dafür das in der 2. Anmerkung erwähnte Argument.

4. Es ist vielleicht problematisch, sich bei der Bewertung des Lautes auf ein rund 100 Jahre altes Werk zu berufen. Dennoch halte ich Pauls Stellungnahme für aufschlußreich, weil 100 Jahre für eine solche Erscheinung nicht allzu viel sind und weil sich in der Stellungnahme ein gewisser Geschmack äußert, der unbedingt sozial bedingt ist.
5. Diese Feststellung hat eine polemische Spitze, die sich aus dieser Arbeit nicht herauslesen läßt. Auf der Konferenz wiederholte sich die strikte Trennung der Termini Funktion und Bedeutung. Obwohl die Begriffe selbstverständlich nicht identisch sind, halte ich es für notwendig festzuhalten, daß die terminologische Trennung noch keine begriffliche Isolierung ist und daß auf dem Gebiet der Grammatik Funktion und Bedeutung p r i n z i p i e l l einander oft überlappen.

Interlinguale soziolinguistische Überlegungen¹

1. Interlinguale soziolinguistische Forschungen sind relativ rar. Selbst in der ansehnlichen Bibliographie des Buches "Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch" von Els Oksaar (1976) findet man nur wenig, was ausgesprochen zu diesem Thema gehört. Für die auf dem Gebiet des Sprachvergleichs übrigens höchst kompetente Verfasserin ist der Sprachvergleich eigentlich nur ein Hilfsmittel; so lautet denn auch der Untertitel "Soziosemantische Untersuchungen - mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen". Heinz Kloss (1977) beruft sich zwar auf eine Reihe von Forschern interlingualer Soziolinguistik, und auch er hat Bedeutendes geleistet, dennoch handelt es sich bei ihm eher um die Erforschung unmittelbarer Kontakte als um die Kontrastive Linguistik. So eng die beiden Forschungsrichtungen auch miteinander zusammenhängen, es muß doch sowohl vom Gegenstand als auch von der Methode her ein nicht unwesentlicher Unterschied gemacht werden. Der vorliegende Beitrag wird sich nun kaum auf die Vorgänger berufen, noch weniger sich mit ihnen auseinandersetzen, und zwar aus folgendem Grunde:

Das grundlegende einzelsprachliche Problem der Soziolinguistik liegt in der Luft; jeder, der auch nur manchmal etwas darüber liest, hat seine Meinung von der Sache, und wer nichts liest, hat auch eine Meinung, weil heute jeder denkende Mensch mit dem Problem konfrontiert wird und bei

Gelegenheit dazu Stellung nimmt. Seltsamerweise sind die Stellungnahmen relativ einheitlich und grob formuliert etwa in den Satz zu drängen: Wir werden von der Sprache manipuliert. Diese Ansicht bedarf einer gewissen Rektifizierung. Da nun aber Peter Handkes Geist sowieso umgeht, ist es überflüssig, sich auf Autoritäten zu berufen. Damit ist einem etwaigen Vorwurf des Plagiats vorgebeugt.

Unsere Forschungsgruppe² hat sich bisher nicht bzw. kaum mit Soziolinguistik befaßt. Folgende kontrastive Überlegungen sind als Exkurs zu betrachten; ob ihnen weitere folgen, und wenn ja, dann wann, ist noch nicht abzusehen. Dies erklärt sogleich folgende Einschränkung: Es soll keine Theorie aufgestellt werden. Vielleicht ist es nicht modern, keine Theorie aufstellen zu wollen, aber es bedarf wohl noch einiger weiterer Erfahrungen, um mit ihrer Hilfe eine Theorie zu bilden, die weitere Erfahrungen ordnen hilft. Das hier erörterte Material scheint auf jeden Fall eine relativ repräsentative und damit solide empirische Grundlage zu bieten.

Schließlich noch eine Vorbemerkung. Der eigentliche kontrastive Teil dieses Beitrags ist relativ kurz. Das hat seine Ursache darin, daß recht viele allgemeine Fragen erörtert werden müssen, bevor der Sprachvergleich als wesentliches Mittel der Argumentation an die Reihe kommen kann.

2. Nehmen wir die Wörter Arbeitgeber und Arbeitnehmer.³ Es wird vielfach behauptet, sie seien irreführend, sie verdunkeln Sachverhalte, m.a.W. sie üben eine manipulierende Wirkung aus. Schon Friedrich Engels erwähnt in seinem Vorwort zur dritten Auflage des "Kapitals", daß er nach Marx' Tod kein Wort im Werk geändert habe, von dem er nicht bestimmt wisse, daß der Verfasser selbst es geändert hätte, und daß er infolgedessen auch nicht den "landläufigen Jargon" einführe, "in welchem deutsche Ökonomen sich auszudrücken pflegen, jenes Kauderwelsch, worin z.B. derjenige, der sich für bare Zahlung von anderen ihre Arbeit geben läßt, der A r b e i t g e b e r heißt, und A r b e i t n e h m e r derjenige, dessen Arbeit ihm für Lohn abgenommen wird". Es soll

nun zu dieser Behauptung bzw. zu den daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen Stellung genommen werden.

3. Lexikalische Einheiten, die auf irgendeine Weise an die Weltanschauung gebunden sind, können genauso wie andere lexikalische Einheiten "durchsichtig" oder "undurchsichtig" sein, d.h. sie können in einer gegebenen Synchronie semantisch motiviert sein oder nicht. (Man beachte das "können"!)

Die semantische Motiviertheit darf jedoch nicht einfach mit einem Plus oder mit einem Minus belegt werden, weil infolge der permanenten Metaphorisierungsprozesse in der Sprache, infolge der unterschiedlichen Bewußtheit der Motiviertheit bei den einzelnen Sprachteilhabern und infolge mehrerer anderer Umstände eine recht komplizierte Hierarchie des Grades der Motiviertheit für sämtliche Sprachen charakteristisch ist.

Die Frage nach der Durchsichtigkeit der ideologiegebundenen Lexik besitzt jedoch seit je einen eigenartigen Status und ist besonders in unserer Zeit von großer Bedeutung, weil einerseits die verbale Beeinflussung breiter Volksmassen durch die modernen Massenmedien stark zugenommen hat, andererseits die Auseinandersetzung zwischen den unterschiedlichen Weltanschauungen bewußter denn je ist, und neben Psychologie und Soziologie die Linguistik einen maßgebenden Anteil an dieser Bewußtmachung hat.

Mit einer gewissen Vereinfachung kann gesagt werden, daß die Beeinflussung der Volksmassen mit Hilfe von Sprache vom obigen Gesichtspunkt aus auf zweierlei Weise vorgenommen wird:

- a) mit Hilfe von durchsichtigen Ausdrücken, wie z.B. mit den erwähnten Wörtern Arbeitgeber und Arbeitnehmer;
- b) mit Hilfe von undurchsichtigen und nicht selten mystifizierenden Ausdrücken, wie z.B. Blut und Boden.

Welche Art der beiden Ausdrücke eine größere beeinflussende Kraft ausübt, ist nicht pauschal zu beantworten, weil der Grad der Beeinflussung von sehr heterogenen sprachlichen Faktoren - wie z.B. von der Alliteration bei Blut und

Boden - und von außersprachlichen Umständen - wie z.B. von aktuellen Assoziationen der Sprachgemeinschaft oder auch nur einer kleineren Gruppe - abhängt.

4. Jede verbale Beeinflussung setzt eine existierende, der Apologetik bedürftige und/oder angestrebte Realität - "Realität" im weitesten Sinne des Wortes - voraus, d.h. die sprachlichen Äußerungen, die der Beeinflussung dienen, müssen gesellschaftlich und ideologisch bedingt sein. Eine verbale Äußerung, die dieser Forderung nicht genügt, ist für die Beeinflussung sinnlos und deshalb zwecklos. So wäre es z.B. - um einen extremen Fall zu nehmen - paradox, in einem solchen Land für eine Automarke Reklame zu machen, wo die Geschäfte solche Autos nicht führen. So trivial sich das anhört, ist es doch nicht überflüssig, diese Tatsache zu betonen, weil man heutzutage häufig von einer Manipulation der Sprache - "Sprache" hier im Genitivus subjectivus - spricht. Dies ist verfehlt, weil wenn man der Sprache selbst eine manipulierende Kraft zuschreibt, so hypostasiert man sie, so entfremdet man sie der Gesellschaft. Dies darf nicht das Anliegen des Linguisten sein.

So können z.B. soziale Mißstände - unabhängig davon, in welcher Gesellschaft sie existieren - nicht mit linguistischen Methoden behoben werden; ja es darf sogar als retrogrades Verhalten betrachtet werden, wenn man es tun will, weil auf diese Weise gesellschaftliche Probleme auf die linguistische Ebene abgeschoben und dadurch verniedlicht, verharmlost und bagatellisiert werden.

Das "Abschieben auf die linguistische Ebene" ist natürlich nicht identisch mit der Abwertung der Linguistik. Es geht nur darum, daß man das Verhältnis von Theorie und Praxis wissenschaftstheoretisch angemessen absteckt: Jede Wissenschaft hat ihren spezifischen Gegenstand und ihre spezifischen Methoden und Funktionen. Das bezieht sich auch auf die sogenannten Bindestrich-Wissenschaften, d.h. auf die Disziplinen, die viel Gemeinsames haben und deshalb häufig ineinander übergehen. Letzten Endes muß jedoch stets vom

Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Tätigkeit, von dem der Praxis aus entschieden werden, ob das Methodeninstrumentarium für die Lösung der u.U. richtig formulierten Probleme ausreicht oder nicht. Die gesellschaftliche Praxis reguliert übrigens die Bestimmung der Gegenstände und Methoden der Wissenschaften, und wenn die Bedingungen reif dafür sind, so muß der Forscher den Gegenstand der Wissenschaft neu bestimmen und neue Methoden ausarbeiten. Zweifellos gilt dies im 20. Jahrhundert auch für die Linguistik; nur verfällt der Linguist angesichts der sich verändernden Umstände relativ leicht in einen wissenschaftstheoretischen Eklektizismus - und dies ist es, wovor gewarnt werden muß.

5. Aber selbst die aufgrund existierender, der Verteidigung bedürftiger und/oder angestrebter gesellschaftlicher Realitäten vorgenommene sprachliche Beeinflussung darf, was ihre Absicht betrifft, nicht überschätzt werden. Dafür gibt es in erster Linie folgende Argumente:

5.1. Die ökonomischen und politischen Verhältnisse eines Landes an und für sich beeinflussen das Bewußtsein der Staatsbürger in bedeutend stärkerem Maße als der herrschende Sprachgebrauch. So wird z.B. die Ideologie eines Arbeiters im allgemeinen stärker von der bestehenden Gesellschaftsordnung, von der in ihr herrschenden Ideologie und von der Hierarchie der in seinem Betrieb Tätigen beeinflusst als von den sprachlichen Ausdrücken, die für die Charakterisierung der Gesellschaftsordnung und der Hierarchie gebraucht werden. Daß es in jeder Gesellschaftsordnung Ausnahmen gibt, d.h. z.B. daß nicht jeder Arbeiter eines sozialistischen Landes notwendigerweise ein überzeugter Kommunist ist und daß es umgekehrt in einem kapitalistischen Land Bürgerliche gibt, die sich für den Sozialismus einsetzen, und daß die Zahl der Ausnahmen in den einzelnen Ländern recht unterschiedlich ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben werden.

5.2. Zweifellos ist die Sprache das universellste Kommunikationsmittel. Dennoch sind es meistens die einzelnen

Institutionen und Formen des Überbaus, die eine stärkere Beeinflussung ausüben als die Sprache an sich. So sind z.B. selbst Wahlplakate ohne Aufschriften von starker Wirkung, ja sogar die Zahl eines Wahlplakats kann im Vergleich zu der Zahl eines anderen eine mehr oder weniger große Wirkung haben. Überhaupt ist die Häufigkeit - auch die Häufigkeit verbaler Äußerungen - ein wesentlicher gesellschaftlicher Faktor, aber für die Linguistik besitzt sie einen wesentlich anderen Stellenwert als für die allgemeine Semiotik, und höchstens in der Stilistik ist sie relevant - ein weiterer Beweis für die Notwendigkeit des Auseinanderhaltens der Wissenschaften, der wissenschaftlichen Methoden, ein weiteres Argument für die Notwendigkeit der Bestimmung der "Kompetenz" der einzelnen Wissenschaftszweige.

5.3. Auch die Wirkung verbaler Kunstwerke ist nicht auf die sprachliche Ausdrucksweise zu reduzieren. Einerseits ist der ästhetische Wert eines Kunstwerks ein derart verflochtenes Gewebe von Komponenten unterschiedlichster Art, daß selbst die Soziolinguistik überfragt bleibt und spezifisch literaturhistorische Kategorien in den Methodenapparat miteinbezogen werden müssen. Andererseits steht die Wirkung eines verbalen Kunstwerks mit dem ästhetischen Wert in keinem Verhältnis 1:1. So übt z.B. die sogenannte Trivalliteratur in unseren Tagen trotz (oder infolge?) der Seichtheit der sprachlichen Ausdrucksweise eine größere Wirkung auf breite Volksmassen aus als bedeutende Dichtungen der Weltliteratur.

6. Ob man mit der Sprache bewußt manipuliert oder in einer progressiven Richtung zu beeinflussen bemüht ist, hängt bekanntlich davon ab, ob man die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung erkannt hat oder nicht und dementsprechend verbal handelt. Da die Adäquatheit der Erkenntnis und die Richtigkeit des Handelns immer nur approximativ sind, enthält die Beeinflussung mit Hilfe von Sprache notwendigerweise einen gewissen Unsicherheitsfaktor. (Hier sei nur von ideologisch-politischer und nicht von kommerzieller

Beeinflussung - im Sinne von Reklame - die Rede.)

Auch der Aufbau des Sozialismus ist keine lineare Abfolge von absolut richtigen ökonomischen und politischen Maßnahmen; die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist noch keine Garantie für die Richtigkeit der weiteren Politik und damit der verbalen Propaganda und Agitation. Dennoch muß der auf kreativer marxistischer Grundlage geführten Politik auf weitere Sicht hin *a l s T e n d e n z* die Adäquatheit der Erkenntnis und damit die Richtigkeit der Beeinflussung des Volkes zugesprochen werden. Dieser Tatsache widerspricht nicht die folgende Eigentümlichkeit der natürlichen Sprache:

Die sprachliche Ausdrucksweise ist naturgemäß konventionell. Sie besitzt Bilder, deren Motiviertheit von der Erkenntnis längst überholt ist, so z.B. Die Sonne geht im Osten auf. Dies hat zur Folge, daß auch Wörter wie Arbeitgeber und Arbeitnehmer Reste älterer Auffassungen sind - wenn man nicht voraussetzen will, daß die Bildung dieser Komposita schon ursprünglich der Manipulation dienen sollte. (Vgl. in diesem Zusammenhang die Ausführungen Oksaars im zitierten Buch S. 108 ff.)

Es gibt nun zwei Möglichkeiten für das Verhalten zu diesen Konventionalitäten:

6.1. Einerseits kann man mit bewußter Sprachplanung gegen solche Überreste vorgehen und sie durch andere, dem Erkenntnisstand entsprechendere, lexikalische Einheiten ersetzen. Dies setzt voraus, daß man den Sprachteilhabern konsequent bewußt macht, welchen Gesellschaftssystemen und Epochen die alten Bilder entsprechen. Die Bewußtmachung ist notwendig, weil die meisten Angehörigen einer Sprachgemeinschaft die semantische Motiviertheit nicht bzw. auf unterschiedliche Art empfinden. Für letzteres gibt es eine relativ reichhaltige Literatur. (Vgl. das Zitat von Engels unter 2.1)

Hier sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die semantische Motiviertheit bei einem sprachlich unbefangenen

Sprachteilhaber prinzipiell anders in Erscheinung tritt als beim Linguisten. Deshalb muß der Linguist darauf achten, daß er seine Denkweise nicht auf die des unbefangenen - man könnte fast sagen: normalen - Sprachteilhabers überträgt. Die natürliche Sprache ist unter allen Umständen zuallererst für die Gemeinschaft existent, und der Linguist hat die Aufgabe zu untersuchen, wie die Sprache in der Gemeinschaft funktioniert und nicht bei ihm selbst. Einem unbefangenen Sprachteilhaber wird es selten einfallen, darüber nachzudenken, daß die Syntagmen Arbeit nehmen und Arbeit geben an und für sich schon Resultate einer Metaphorisierung sind und daß - was in gewisser Hinsicht noch wichtiger ist - es sich hier um aus Inkompatibilitäten entstandene Wendungen handelt: Eine Arbeit "nimmt" und "gibt" man ja nicht, sondern es handelt sich vielmehr darum, daß man durch die Herstellung eines arbeitsrechtlichen Verhältnisses in die Lage versetzt wird, Arbeit zu verrichten, zu leisten, und umgekehrt, daß jemand in der Lage ist, einen Arbeitsplatz zu schaffen, jemanden anzustellen und durch das arbeitsrechtliche Verhältnis in eine bestimmte Art von sozialer und ökonomischer Abhängigkeit zu bringen. Diese Diskrepanz, die durch die Durchsichtigkeit, also die Motiviertheit, bewußt gemacht werden kann, erhält eine dichterische Form in den "Zwölf Strophen über die Arbeitslosigkeit" (Zürich 1977) von Alfred Andersch, wo u.a. zu lesen ist:

allgemein bekannt ist
 dass die
 welche arbeitgeber heissen
 diejenigen sind
 die sie nehmen

während die
 welche arbeitnehmer heissen
 diejenigen sind
 die sie geben

Arbeit wird in den genannten Syntagmen bereits in einem vergegenständlichten Sinn gebraucht. Sprachgeschichtlich gesehen ist nichts natürlicher als eine solche Wandlung, der Wechsel von einer Inkompatibilität zu einer sozial sanktionierten Kompatibilität von Wörtern; diese Wandlung ist eine der immanentesten Gesetzmäßigkeiten der Sprache. (Übrigens ist anzunehmen, daß selbst Linguisten sich nicht immer eines Metaphorisierungsprozesses bewußt sind.) Was nun für den unbefangenen Sprachteilhaber gilt, muß um so mehr von der Sprachplanung berücksichtigt werden.

Eine Sprachplanung muß damit rechnen, daß die neugewählten Ausdrücke Konnotationen enthalten, die die alten nicht hatten und vice versa. Bei allen neuen Entsprechungen wie z.B. volkseigener Betrieb und Werkstätiger bzw. Sozialpartner, Tarifpartner usw., braucht man eine gewisse Zeit, bis sie sich völlig einbürgern.

6.2. Andererseits kann man bei den alten Ausdrücken bleiben. Dann hat man höchstens die Aufgabe, im gegebenen Fall darauf hinzuweisen, daß das Bild beim gegenwärtigen Erkenntnisstand semantisch nicht mehr motiviert ist, d.h. "nicht der Wahrheit entspricht". Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß die Beibehaltung älterer Bilder immer zu ideologischen Unterwanderungen führt, zumal ja sehr viele andere alte sprachliche Bilder bei neuen Erkenntnissen gleichfalls nicht hinderlich sind. (Vgl. Die Sonne geht im Osten auf.)

Die natürliche, d.h. historisch entstandene, Sprache ist infolge ihrer - neuerlich zwar manchmal in Frage gestellten, jedoch keineswegs widerlegten - Ungenauigkeit sowieso nicht in das Prokrustesbett von Definitionen zu zwingen; Definitionen sollte man den Entitäten überlassen, wo der Erkenntnisprozeß zwecks Schaffung genauer Begriffe eine Terminologie erfordert. Wollte man alle diejenigen historisch entstandenen Metaphern durch eine exakte Sprachplanung eliminieren, die infolge ihrer Durchsichtigkeit bzw. der Möglichkeit ihrer Durchsichtigmachung nicht "wahr" sind, so hieße es, vom sprachlichen System oder zumindest von der

sprachlichen Norm kognitive Wahrheit verlangen, und dies wäre ein Ding der Unmöglichkeit. (Vgl. Leo Spitzers geflügeltes Wort "Die Sprache ist eine gefrorene Metapher"!) Appellativa werden selbst vom Erklärenden Wörterbuch nur beschrieben und nicht definiert, können von ihm nicht definiert werden im Sinne der Forderung "Omnis determinatio est negatio".

7. Es ist notwendig, an dieser Stelle noch eine Feststellung einzuflechten. Es gibt nicht nur eine verbale, sondern auch eine nicht-verbale Manipulation, und es gibt nicht nur eine bewußte, sondern auch eine nicht-bewußte Manipulation.

Wie weltweit nicht-verbale Manipulationen sein können, davon zeugen heute z.B. die Modeströmungen in der Kleidung und in der sogenannten leichten Musik, die nicht nur den Geschmack, sondern auch das Verhalten breiter Volksmassen ins Extreme führen. Die nicht-verbale Manipulation unterscheidet sich in ihrer Wirkung nicht selten von der verbalen dadurch, daß sie intensiver ist - natürlich in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation.

Was nun die Wirkung der nicht-bewußten Manipulation anbelangt, so ist sie in den meisten Fällen schwer zu "ertappen". Die Stellung des Manipulierenden in der Hierarchie der Gesellschaft liefert ihm sozusagen die Beweise für die Richtigkeit seiner Aussagen. Vom Gesichtspunkt des Ergebnisses aus ist aber die Frage, ob die Manipulation bewußt und zielgerichtet oder aber "unbewußt" ist, nicht relevant; genauso wie im politischen Leben nicht die subjektive Absicht der ausschlaggebende Faktor für die Bewertung einer Tat ist, sondern vielmehr das durch die Tat ausgelöste Resultat.

Schließlich sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, daß nicht-bewußte Manipulation oft auch nicht-verbal ist und vice-versa.

8. Die deutsche Sprache nimmt unter den bekannteren Sprachen vom Standpunkt der Ideologiegebundenheit der Lexik

aus eine Sonderstellung ein. Diese hat sich durch die Teilung des früheren Deutschlands in einen sozialistischen und einen bürgerlichen Staat ergeben. Infolgedessen gibt es objektiv bedingte divergierende Tendenzen im Sprachgebrauch der deutschsprachigen Staaten. Diese Tendenzen stehen in einem komplizierten Verhältnis zur Sprachplanung, wie dies aus der reichen soziolinguistischen Literatur der deutschsprachigen Länder hervorgeht. Auf das Verhältnis kann hier nicht näher eingegangen werden; jedenfalls ist es kein Zufall, daß sich die moderne Soziolinguistik auf deutschem Sprachgebiet so schnell und so unterschiedlich durchgesetzt und auf die offizielle Sprachplanung eine unterschiedliche Wirkung ausgeübt hat.

In der DDR hat man schon ziemlich früh die Wörter Arbeitgeber und Arbeitnehmer im offiziellen Sprachgebrauch abgeschafft - dies ist im Wörterbuch von Steinitz und Klappenbach belegt -, um auf diese Weise zu demonstrieren, daß hier prinzipiell andere gesellschaftliche Verhältnisse herrschen als im alten Deutschland und in der BRD, ja vielleicht darf sogar behauptet werden, daß diese Sprachplanung die Inadäquatheit der Ausdrücke auch außerhalb der Grenzen der DDR betonen wollte.

Auch in der BRD gibt es jedoch Vertreter einer Sprachplanung, und zwar von unterschiedlichen Positionen aus. Diejenigen, die zwischen dem Besitzer eines Unternehmens und den darin Angestellten keinen sozialen Unterschied sehen wollen, bevorzugen z.B. das Wort Sozialpartner; andere wiederum, die den sozialen Unterschied betonen möchten, sprechen sich u.a. für Ausbeuter und Ausgebeuteter aus. Auf diese Weise wird eine Bewußtmachung der Motiviertheit vorgenommen, um sozusagen die Linguistik gegen die Manipulation ins Feld zu führen. Die Bemühungen der Sprachplanung erhalten ihren sozialen Wert jedoch erst dann, wenn sie im Sinne des unter 4 Ausgeführten ökonomisch und politisch angemessen untermauert sind.

Besteht die Gefahr, daß die verbale Beeinflussung manipulierenden Charakter annimmt, oder aber erfolgt schon die Manipulation, dann ist die Vorbeugung bzw. Bekämpfung der Manipulation u n t e r a n d e r e m auch mit verbalen Mitteln möglich und erforderlich. Der mit Hilfe der Bewußtmachung der semantischen Motiviertheit durchgeführten Manipulation muß entgegengewirkt werden, weil man mit ideologisch-politischen Euphemismen grundsätzlich eine größere Wirkung erzielen kann als mit Euphemismen auf jeglichem anderen Gebiet der Sprachanwendung. (Man vergleiche die aufschlußreichen Argumente in dem Buch "Der Euphemismus in der politischen Sprache" von Elisabeth Leinfellner!) Wenn also das Wohl eines Werktätigen in einem bürgerlichen Staat u.a. dadurch bewiesen werden soll, daß er dem über die Produktionsmittel Verfügenden zu Dank verpflichtet ist, weil dieser ihm "Arbeit gibt", so ist die Sprachplanung auf seiten der Werktätigen nicht nur nützlich, sondern auch erforderlich. Zweifellos ist nur derjenige Mensch bzw. diejenige Institution imstande, Arbeitsplätze zu schaffen, der bzw. die über die notwendigen finanziellen Mittel dazu verfügt. Dies geschieht jedoch einerseits nicht aus uneigennütigen Gründen, andererseits ist ein "Arbeitgeber" ohne die Inanspruchnahme von "Arbeitnehmern" nicht denkbar. Was die begriffliche Seite der Sache betrifft, so bezieht sich das Gleiche mutatis mutandis natürlich auch auf den Sozialismus.

Im Lichte der obigen Ausführungen erhält die zitierte Feststellung Engels' vom "Kauderwelsch der deutschen Ökonomen" eine wenn auch für seine Zeit nicht grundsätzliche, so doch für das vierte Viertel des 20. Jahrhunderts nicht unwesentliche Veränderung. Während nämlich zur Zeit des Schaffens von Marx und Engels die Terminologie ihrer politischen Ökonomie noch nicht sehr verbreitet und die Terminologie der bürgerlichen deutschen Ökonomen relativ durchsichtig war, hat sich infolge des über hundert Jahre langen deutschen Sprachgebrauchs die semantische Motiviertheit der Konstituenten -geber und -nehmer verdunkelt, und die Wörter haben

dadurch viel von ihrer manipulierenden Wirkung verloren.

9. Die bisherige Argumentation soll nun durch den interlingualen Vergleich Ungarisch-Deutsch ergänzt und noch verständlicher gemacht werden.

9.1. Die ungarische Sprache hat die wortwörtlichen - also auf die gleiche Weise semantisch motivierten - Entsprechungen für Arbeitgeber und Arbeitnehmer (munkaadó und munkavállaló) beibehalten. Bei munkavállaló muß erwähnt werden, daß vállaló kein Calque von Geber ist, sondern 'Übernehmer' bedeutet und etymologisch mit váll 'Schulter' zusammenhängt, also etwa so zu deuten ist: 'etwas auf die Schulter nehmen'. Dieser Zusammenhang ist jedoch völlig verdunkelt und für unsere Beweisführung irrelevant; munkavállaló und Arbeitnehmer sind in synchroner Sicht äquivalent und adäquat. Auch im heutigen Ungarn sind munkaadó und munkavállaló die offiziellen Ausdrücke, und ihre Durchsichtigkeit könnte genauso bewußt gemacht werden, wie es die Sprachplanung der DDR getan hat und wie es Soziolinguisten aus der BRD verlangen. Dennoch stößt sich niemand an den konventionellen Ausdrücken, weil mit dem einen Wort eben schlicht die Fabrik, die Behörde, die Genossenschaft, der Kleingewerbetreibende usw. bezeichnet werden, wo man seinen Lohn bzw. sein Gehalt bekommt, mit dem anderen Wort der Mensch bezeichnet wird, der den Lohn bzw. das Gehalt bekommt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich also grundsätzlich verändert, ohne daß die die früheren Verhältnisse bezeichnende Lexik sich geändert hätte. Die Wörter funktionieren, ohne daß jemand dadurch manipuliert würde.

Es ist nicht uninteressant, noch einmal auf das Vorwort von Friedrich Engels zur dritten Auflage des "Kapitals" zu verweisen, wo außer der erwähnten Stelle noch folgendes zu lesen ist: "Auch im Französischen wird travail im gewöhnlichen Leben im Sinne von 'Beschäftigung' gebraucht. Mit Recht aber würden die Franzosen den Ökonomen für verrückt halten, der den Kapitalisten donneur de travail und den Arbeiter

receveur de travail nennen wollte." Es ist anzunehmen, daß der Einfluß der französischen utopistischen Sozialisten so groß war, daß es nicht zur Entstehung dieser Ausdrücke kam, sondern daß bis auf den heutigen Tag employeur und ouvrier (letzteres, nur bei ausgesprochenen Arbeitern) am verbreitetsten sind - ähnlich wie im Englischen employer und employee. Es ist jedoch kaum glaubhaft, daß in diesen bürgerlichen Ländern im Bewußtsein der "Arbeitgeber" bzw. ihrer Ideologen und Apologeten nicht das gleiche Verhältnis zwischen den "Arbeitgebern" und "Arbeitnehmern" angesetzt wird wie in den deutschsprachigen bürgerlichen Staaten. Der Unterschied besteht nur darin, daß diese Ideologie im Französischen und Englischen keinen sprachlichen Niederschlag findet, während es die deutschen bürgerlichen Ideologen darauf ankommen ließen, das Verhältnis auch sprachlich zu manifestieren. Damit ist ein interlingualer Beweis für die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens erbracht, und damit wird eine Vorbedingung für die unter 9.5. zu erbringenden Schlußfolgerungen geschaffen: Für das Verhältnis zwischen semantischer Motiviertheit und Arbitrarität gibt es interlinguale Unterschiede bei gleichen sozialen Prämissen.

9.2. Eine gewisse Analogie dazu stellte sich bei der Untersuchung des Wortes Gastarbeiter heraus. Für das Wort gibt das Wörterbuch von Steinitz und Klappenbach die Restriktion "Neuprägung BRD" an. Befragungen bei ungarischen Arbeitern, die in der DDR tätig sind, haben ziemlich eindeutig erwiesen, daß sie dort Gastarbeiter genannt werden. Einige von ihnen wußten zwar, daß dies die offizielle Benennung in der BRD ist und daß man das in der DDR "irgendwie anders sagt", sie nahmen jedoch keinerlei Anstoß an dem Wort Gastarbeiter. Es ist anzunehmen, daß die in der ungarischen Presse recht häufig erwähnte Benennung der Gastarbeiter in der BRD von den Ungarn automatisch auf die Verhältnisse in der DDR übertragen wird und daß umgekehrt die große Zahl der Gastarbeiter in der BRD sich auf die Häufigkeit ihrer Erwähnung in der internationalen Presse

und so auch in der der DDR auswirkt. Da die begriffliche Komponente des Wortes Ähnlichkeiten mit der Inanspruchnahme ausländischer Arbeiter in der DDR aufweist, liegt eine Identifizierung der beiden Arbeiter sprachlich sozusagen auf der Hand.

Von einer Manipulation in Ungarn und in der DDR kann in diesem Falle schon deshalb nicht die Rede sein, weil selbst durch eine Bewußtmachung der Durchsichtigkeit keinerlei Irreführung oder pejorative Konnotation zu empfinden ist - ganz im Gegenteil: die bewußtgemachte Konnotation würde das Ansehen der in der DDR tätigen ungarischen Arbeiter in ihren eigenen Augen heben, zumal das ungarische Kompositum vendégmunkás eine Spiegelübersetzung ist, also sich vom deutschen Wort semantisch nicht unterscheidet.

9.3. Hier könnte eingewendet werden, daß es im Deutschen unterschiedliche Wörter für unterschiedliche Bedeutungen gibt, im Ungarischen dagegen die unterschiedlichen Bedeutungen von der gleichen Phonemreihe signalisiert werden. Tatsächlich spricht ja schon Hermann Paul davon, daß jeglicher Bedeutungswandel eine Verschiebung des Verhältnisses zwischen Form und Bedeutung ist, und heute kann man noch hinzufügen, daß ganz besonders die an die Ideologie gebundenen Ausdrücke von Gesellschaftssystem zu Gesellschaftssystem, von Epoche zu Epoche und von politischer Einstellung zu politischer Einstellung in unterschiedlichen Begriffssystemen eingebettet sind, dadurch einen unterschiedlichen Stellenwert erhalten und so von unterschiedlichen Bedeutungen gesprochen werden kann, wie das z.B. bei dem viel diskutierten Wort Demokratie der Fall ist.

Dennoch bedarf diese - im übrigen pauschal durchaus nicht abzulehnende - Feststellung einer gewissen Modifizierung. Dabei soll an das unter 6. Ausgeführte angeknüpft werden. Erstens ist es eines, sprachliche Gegebenheiten zu registrieren, zu ordnen, zu formalisieren usw., und es ist ein anderes, sprachliche Konventionen zu verändern (aus welchen Gründen auch immer es geschehe). Zweitens ist es selbstver-

ständig nicht gleichgültig, ob der Arbeitnehmer und der Gastarbeiter ausgebeutet werden oder nicht (nebenbei bemerkt verdienen die ungarischen Arbeiter in der DDR mehr als zu Hause und das Gleiche wie ihre Gastgeber). Die sprachlichen Formen, die von äußerst heterogenen Konventionen geprägt sind, widerspiegeln jedoch n i c h t (oder zumindest sehr selten) u n m i t t e l b a r die außersprachliche Realität.

Legt man die Bedeutung des Wortes Demokratie (ung. demokrácia) unterschiedlich aus, so tut man dies in erster Linie b e g r i f f l i c h. Die ideologischen Auseinandersetzungen haben die begrifflichen Unterschiede sehr bewußt gemacht: Demokratie im alten Griechenland, Demokratie in der bürgerlichen Gesellschaft, Demokratie in der sozialistischen Gesellschaft als angestrebtes Ziel. Die unterschiedliche Erklärung der Begriffe führt sprachlich gesehen zu unterschiedlichen Bedeutungen. So schwierig es auch ist, Begriff und Bedeutung sauberlich voneinander zu scheiden, eben die gesellschaftliche Praxis leistet hier bis zu einem gewissen Grade wertvolle Hilfe.

Bei den Wörtern munkaadó, munkavállaló und vendégmunkás liegt die Unterscheidung eher auf begrifflicher als auf sprachlicher Ebene. Die Unterscheidung könnte auch metasprachlich genannt werden. Da im Ungarischen die sprachliche Manifestierung der Begriffe (vgl. "Magyar értelmező kézisótár"!) keine distinktiven formalen Merkmale aufweist, ist die Scheidung der Begriffe nur für den Fachmann, also den Linguisten, den Soziologen, den Politiker usw. relevant.

Gebraucht ein Bürger der DDR zur Bezeichnung des in seinem Land tätigen ungarischen Arbeiters das Wort Gastarbeiter, so ist er sich nicht dessen bewußt, daß es in der BRD eigentlich ein Euphemismus ist; genauso wenig weiß er aber, daß das Wort in seinem Land kein Euphemismus ist. Im Grunde genommen haben wir es hier mit einer ähnlichen Erscheinung wie bei den ungarischen Wörtern zu tun. Der Unterschied besteht nur darin, daß es infolge der Sonderstellung des

deutschen Sprachgebiets hier eine Kodifikation der Unterschiede gibt, in Ungarn dagegen nicht.

9.4. Es ist keine Eigentümlichkeit allein der ungarischen Sprache, daß sie keine gesonderten Phonemreihen für die behandelten Begriffe besitzt. Ein Wort wie Arbeiter (ungarisch munkás) ist auch im Deutschen für jedes heute existierende Gesellschaftssystem gebräuchlich. Das Wort ist in einem bürgerlichen Staat bei gewissen Schichten der Bevölkerung zwar mit der Konnotation einer sozialen Abschätzung verbunden, in einem sozialistischen dagegen hat es bei den meisten Sprachteilhabern eine neutrale Wertung; dennoch ist hier meines Wissens nirgends eine Sprachplanung vorgesehen.

In diesem Zusammenhang ist es sehr interessant, welche Unterschiede zwischen den Erklärungen des in der BRD herausgegebenen großen Duden-Wörterbuchs ("Das große Wörterbuch der deutschen Sprache") und denen des in der DDR herausgegebenen WDG ("Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache") für das Wort Arbeiter bestehen. Abgesehen von den für unsere Überlegungen irrelevanten und in den beiden Wörterbüchern im wesentlichen gleichen Erklärungen zeigen sich folgende Unterschiede:

a) Erstens besteht die Erklärung des Dudens aus kaum acht, die des WDG dagegen aus fünfunddreißig Zeilen (bei annähernd gleich vielen Anschlägen).

b) Zweitens findet sich im WDG zwar eine Pauschalerklärung 'einer, der (bezahlte) Arbeit verrichtet', im Duden dagegen ist ein besonderer Punkt (b) eingerichtet mit der Erklärung 'Arbeitnehmer, der überwiegend körperliche Arbeit leistet; Lohnarbeiter ...' Also wieder das ominöse Wort Arbeitnehmer!

Der Duden gibt jedoch unter dem Stichwort Arbeitnehmer folgende Erklärung: 'jmd., der in einem abhängigen Arbeitsverhältnis steht, als nicht Selbständiger gegen regelmäßige Bezahlung arbeitet (wird nicht auf die sozialistische Wirtschaft angewandt) ...'

Das ungarische Wörterbuch beschränkt sich auf eine völlig neutrale Erklärung.

Daraus ergeben sich folgende Schlußfolgerungen:

9.4.1. Der größere Umfang der Erklärung im WDG kommt einer gewissen Aufwertung gleich.

9.4.2. Die Erklärungen 'abhängig' und 'als nicht Selbständiger' im Duden müssen - und dies ist entscheidend - in Abhängigkeit von der Weltanschauung des jeweiligen Sprachteilhabers unterschiedlich bewertet werden: Für einen Apologeten der Institutionalisierung des Privateigentums ist die Erklärung gleichwertig mit der Hervorhebung der Rolle des "Arbeitgebers"; für einen Gegner des Privateigentums folgt aus dieser Erklärung die Notwendigkeit des Aufhebens überholter sozialer Verhältnisse. Beide Einstellungen sind nicht linguistischer, sondern ideologischer, politischer und sozialer Natur.

9.4.3. Da die ungarische Erklärung ideologisch neutral ist, werden bei diesem Wort keinerlei soziale Distinktionen gemacht.

9.4.4. Aus obigem folgt zwar nicht unmittelbar, es hängt jedoch damit zusammen, daß für den unbefangenen Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft das Wort Arbeiter (noch)⁵ keine semantischen Unterschiede enthält, der Lexikograph als Linguist deshalb - wie unter 6.1. schon erwähnt wurde - auf gewissen Gebieten der Sprache keine mit dem unbefangenen Sprachteilhaber identische Sprachkompetenz besitzt.

9.4.5. Wenn dem so ist, so muß der Linguist darauf achten, daß im Falle einer Sprachplanung dem tatsächlichen Sprachgebrauch, der Sprachwirklichkeit, nicht die kognitiven Identitäten abgesprochen werden, die für den unbefangenen Sprachteilhaber selbstverständlich sind. Dies würde nämlich u.a. zur Folge haben, daß zwischen der deutschen und anderen Sprachen, so auch der ungarischen, Diskrepanzen entstünden.

9.5. Damit würde weiterhin - wenn auch nicht bewußt, so doch implizit - ein Gleichheitszeichen zwischen Sprache und Sprachwissenschaft, ja sogar ein Verhältnis 1:1 zwischen

Sprache und Soziologie, zwischen Sprache und Politik gesetzt. Dies wäre zumindest eine Vereinfachung des Tatbestandes, wenn nicht gar eine wissenschaftstheoretische Täuschung, dies wäre ein Trugschluß eben in Hinsicht auf die gesellschaftliche Praxis. Wie unter 4., 6. und 9.1. bis 9.4. dargestellt wurde, kann die Manipulation zwar verbalen Charakter haben; dieser Umstand gestattet es jedoch nicht, die verbale Manipulation *n u r* mit linguistischen Methoden zu untersuchen bzw. zu entlarven. So notwendig es auch ist, interdisziplinäre Verfahren anzuwenden, um die Wirklichkeit in ihrer Komplexität zu erfassen, gewisse Grenzen dürfen nicht verwischt werden: Manipulation ist primär gesellschaftlich teleologisch bedingt, und die Sprache ist ein *M i t t e l* der Beeinflussung.⁶

Der Sprachvergleich Ungarisch-Deutsch beweist anschaulich, wie vorsichtig man mit der Anwendung linguistischer Methoden - gleich welcher Art - umgehen muß, wenn man die Manipulation entlarven, ja sogar wenn man sie nur beschreiben will - wie aufschlußreich überhaupt jeder Sprachvergleich für die Aufdeckung innersprachlicher, insbesondere gesellschaftlich bedingter innersprachlicher Gegebenheiten ist.

10. Mit der Heranziehung des interlingualen Vergleichs sollte die Nützlichkeit und u.U. Notwendigkeit kontrastiver soziolinguistischer Untersuchungen bewiesen, aber nicht behauptet werden, daß die Sprachplanung auf deutschsprachigem Gebiet generell überflüssig sei. Es gibt historische Situationen, in denen Ideologie, Politik und Sprache in einem sehr engen Verhältnis zueinander stehen. Für frühere Zeiten genügt vielleicht ein Verweis auf die theologischen Kontroversen, wo man häufig das Prinzipielle vom Sprachlichen nicht trennen konnte oder wollte und dieser Umstand weitgehende soziale Konsequenzen nach sich zog, ja eigentlich vom Gesellschaftlichen her bedingt war. Das Gleiche galt auch für andere, nicht-verbale Zeichensysteme.

Die heutige Soziolinguistik hat es in mancher Hinsicht

leichter, weil es nicht mehr um den Glauben, sondern um Wissen geht. Zugleich liegt aber darin auch die Schwierigkeit; denn die Erkenntnis ist kontinuierlich und zeitlich sowie räumlich bedingt. Sachverhalte, die an der Peripherie des Interesses lagen, werden zum eigentlichen Gegenstand einer Wissenschaft. Es entstehen neue Wissenschaften, indem neue Methoden zur Erforschung neuer Gegenstände entstehen. Das Einsetzen neuer Methoden hinkt häufig dem Erkennen einer neuen Problematik nach - und wie schwer ist es schon, das Problem überhaupt zu formulieren! Was sich heute Soziolinguistik nennt, ist darüber hinaus äußerst heterogen. Eben deshalb muß die Soziolinguistik - auch die kontrastive - ihre Möglichkeiten, d.h. ihren kognitiven Wert, jeweils richtig einschätzen, sie muß ihre Grenzen kennen. Dies war es eigentlich, was hier anhand einiger Beispiele gezeigt werden sollte.

Anmerkungen

1. In: Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch. Hrsg. von János Juhász. Budapest 1980. S. 77-93. (=Studia Comparationis Linguae Hungaricae) - Der Titel dieser Arbeit sollte nicht irreführen: Die Ausführungen sind nicht nur aus der Sicht der Konfrontation sondern auch aus der der Norm relevant; denn es gibt prinzipiell keine Soziolinguistik, die nicht eben zur Norm Stellung nimmt. (Schon im zweiten Absatz steht die von anderen formulierte Provokation: "Wir werden von der Sprache manipuliert.")
2. Es handelt sich um die Forschungsgruppe "Sprachvergleich Ungarisch-Deutsch", die zur Zeit der Herausgabe des in der 1. Anmerkung erwähnten Bandes am Deutschen Seminar der Loránd-Eötvös-Universität noch wirkte.
3. Daß eben dieses Beispiel den Ausgangspunkt bildet, liegt daran, daß die Überlegungen auf einen Vortrag zurückgehen, der 1978 auf einer Konferenz an der Leipziger Karl-Marx-Universität unter dem Titel "Zur Frage der Ideolo-

giegebundenheit der Lexik" gehalten wurde. Damals war dies das Paradebeispiel in einer die Argumentation etwas vereinfachenden Polemik.

4. In den letzten Jahren liest man in der ungarischen Presse manchmal anstatt munkaadó das Wort munkáltató, das folgendermaßen zu deuten ist: munka 'Arbeit'; munkál 'arbeiten' mit iterativer Bedeutung, im Zusammenhang mit Boden, also etwa den Boden bearbeiten, "volkssprachliche" Konnotation, sonst gewählt oder archaisierend; munkáltat ist das Faktitivum dazu; munkáltató ist das aktivische Partizipium Präsens, das - ähnlich wie bei analogen Fällen im Deutschen - auch substantiviert gebraucht wird. Das Substantiv ist in keiner Richtung hin bewertend, verfügt also über keinerlei Konnotation und ist deshalb gut dazu geeignet, das Wort munkaadó zu ersetzen. Es ist mir nicht gelungen, die Ersetzung zu ergründen, ich nehme aber an, daß jemand sich bemüßt hat, die Konstituente adó 'Geber' in munkaadó zu remotivieren und durchsichtig zu machen. Da es aber das Wort munkáltató schon vor der Zeit gab, als man die verbale Manipulation hochspielte, ist der jetzt häufigere Gebrauch nicht als Neubildung aufzufassen. Dieser Umstand macht es schwer, jemandem eine Sprachregelung zu unterstellen, ganz von der Hand weisen kann ich es jedoch nicht.
5. Ich habe dieses (noch?) absichtlich in dieser Ausgabe stehengelassen, obwohl sich seit der ersten Fassung des Manuskripts (1977) die Tendenz der Nivellierung der "Arbeitenden" in den industriell entwickelten Ländern verstärkt hat: Allem Anschein nach werden z.B. solche Einrichtungen wie die Roboter dazu führen, daß es mit der Zeit kaum noch "Arbeiter" im traditionellen Sinn geben wird, weil der Unterschied zwischen dem Techniker und dem Arbeiter - so wie auch andere Unterschiede - verschwinden werden. Das (noch?) widerspiegelt also einen sich z.Zt. verändernden Zustand. Es ist bezeichnend, daß man

sich heute überhaupt nicht vorstellen kann, ob und wenn ja, welcher Sprachwandel sich hier vollziehen wird. Es ist eines meiner Anliegen, die Grenzen der Prognostizierbarkeit sprachlichen Wandels, des Wandels sprachlicher Normen zu explizieren.

6. Ich sehe auch an dieser Stelle davon ab, den Mittel-Charakter der Sprache differenzierter darzustellen, obwohl ich mir dessen bewußt bin, daß die Reduktion von Sprache auf ein Mittel phänomenologisch nicht berechtigt ist. Für diese Ausführungen hier dürfte die Vereinfachung jedoch angebracht sein.

Polemischer zur Norm¹

1. In seiner Arbeit "Normen? Ja - aber meine!", die erneut in dem von ihm herausgegebenen Band "Holzfeuer im hölzernen Ofen" [Tübingen 1982] erschienen ist, meint Hans Jürgen Heringer auf S. 100, das gemeinsame Ziel jeder Verständigung sei, daß beide Partner den Akt gleich verstehen und daß niemand einen zum Verstehen zwingen könne; das Verstehen werde durch die Gemeinsamkeiten der Regeln und nicht durch die Befolgung von Normen gesichert.

2. Was das erste anbelangt: Ich will nicht in Abrede stellen, daß es schön wäre, wenn immer eine Verständigung zustandekäme. Es wäre sogar sehr ökonomisch, wenn beide Partner den Akt gleich verstünden. Es gibt da aber eine Reihe von Bedenken, wenn man nicht von frommen Wünschen, sondern von der Beschaffenheit der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft ausgeht.

Denn da sind erst einmal Interessen und vermeintliche Interessen, die den Menschen daran hindern, das auszusagen, was er meint, bzw. das vom Partner Gesagte so zu verstehen, wie es gemeint war. Diese Interessen sind alles andere als sprachbedingt, selbst wenn wir ständig betonen und wiederholen, daß Denken und Sprechen eng miteinander verbunden sind. Schließlich wird diese Feststellung wissenschaftsgeschichtlich immer leerer; sie ist seit ungefähr einem Jahrhundert eine Metapher.

Dann weiß ich auch gar nicht, ob es so gut wäre, wenn jeder immer alles so genau verstünde, wie es gemeint ist. Wir gebrauchen im alltäglichen Leben Tausende von Euphemis-

men, die unser Zusammenleben dadurch angenehmer gestalten sollen, daß sie die Dinge nicht so "beim Namen nennen", wie z.B. ein Wissenschaftler das in seinem Fache tut (nota bene: tut er das wirklich?). Von der Belletristik will ich hier schon gar nicht reden, obwohl es eben in ihrem Wesen liegt, daß sie - und vor allem die Lyrik - die Dinge ambivalent zum Ausdruck bringt. Manchmal braucht man ein ganzes Leben, um ein Gedicht zu verstehen, aber wer sagt uns, welche Disambiguierung die "richtige" ist? (vgl. Juhász 1980)

3. Weiterhin: Wenn das Ziel - laut Heringer - die Verständigung ist, so ist mir nicht klar, warum er meint, daß man niemanden zum Verstehen zwingen könne.

Vielleicht verstehen wir Heringer besser, wenn wir das zweite eingehender betrachten: Das Verstehen, meint er, werde durch die Gemeinsamkeiten der Regeln und nicht durch die Befolgung von Normen gesichert. Jedem steht es frei, sich einer solchen Terminologie zu bedienen, die er für die beste hält; denn Termini unterscheiden sich von Appellativa dadurch, daß sie definiert sind. Das weiß übrigens Heringer besser als viele andere. Er könnte also ruhig auch sagen: Das x wird durch die Gemeinsamkeiten der y-s und nicht durch die Befolgung von z-s gesichert, insofern x, y und z definiert sind. Da er aber nichts dergleichen sagt, sondern (das, was man in der Linguistik im allgemeinen tut) solche Termini gebraucht, die von der natürlichen deutschen Sprache motiviert sind und noch dazu eine linguistische Tradition haben, läuft er Gefahr, willkürlich vorzugehen.

Ich glaube auch, den Grund für seine Art der Willkürlichkeit zu kennen: Wörter wie Norm sind bei ihm mit totalitärer Staatsmacht, mit Autorität, mit Disziplin u. dgl. verbunden, und solche Dinge widerstreben ihm - ich füge hinzu: verständlicherweise. Ich sehe bloß nicht ein, warum eine Regel besser ist als eine Norm und warum man bei R e g e l von G e m e i n s a m k e i t e n und bei N o r m von B e f o l g u n g sprechen muß. Man hat eine Norm eher gemeinsam, als daß man eine Regel befolgen muß. Steckt da-

hinter nicht ein Mitklingen der Terminologie der generativen Grammatik? (Was ich übrigens natürlich nicht zum Vorwurf machen, sondern nur hinterfragen will!). Mystifiziert er hier nicht soziale Kriterien in ein linguistisches Instrumentarium hinein, ohne die Unangemessenheit im gegebenen Fall zu bemerken? Ich sehe durchaus nicht ein, warum Regel weniger autoritär klingt als Norm. S p r a c h r e g e l u n g ist um nichts sympathischer als N o r m i e r u n g, ganz im Gegenteil!

In dem Schema System - Norm - Sprachgebrauch [Usus o.ä.] hat Norm sowohl seinen linguistischen als auch seinen sozialen Stellenwert, unabhängig davon, wie die einzelnen Linguisten das graphisch darstellen. Die Regeln würde ich überhaupt nur für die prädiktive (präskriptive) Grammatik vorbehalten, und dann brauche ich die Linguistik nicht dort zu ideologisieren, wo sie es nicht nötig hat und wo man es nicht tun darf.

4. Damit können wir zum ersten zurückkommen. Daß Heringer meint, man könne niemandem zum Verstehen zwingen, liegt sicher daran, daß er Norm und Regel so interpretieren zu müssen glaubt, wie er es tut. Denn wenn er die autoritären Normen nicht braucht, so kann ihn auch niemand zum Verstehen zwingen.

Nur daß hier zwei unterschiedliche Sachverhalte vorliegen. Wenn jemand einen Arbeiter davon überzeugen will, daß er ein gleichberechtigter Partner des Eigentümers seines Großbetriebes ist und dabei den Ausdruck Tarifpartner gebraucht, mit dem Wort jedoch eben diese Gleichberechtigung beweisen möchte, m.a.W. eine verbale Manipulationsabsicht vorliegt, so zwingt das den Arbeiter nicht dazu, das zu glauben. Ich betone: mit dem Wort diese Gleichberechtigung beweisen möchte; denn es ist ja durchaus denkbar und real anzunehmen, daß der Arbeiter das Wort nicht als durchsichtig empfindet, sondern daß die gesellschaftlichen Verhältnisse, z.B. die Unterschiede zwischen der Lebensführung des Arbei-

ters und der des Eigentümers, in ihm gar nicht den Gedanken der Gleichberechtigung aufkommen lassen, er also vom Wort, von der Sprache überhaupt nicht manipuliert wird. Oder der verbal entgegengesetzte Fall: Der Eigentümer spricht zum/vom Arbeiter, indem er ihn Arbeiter nennt, aber die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß der Arbeiter vom Sachverhalt der Unterschiede überzeugt ist. Die Offenheit, d.h. die Durchsichtigkeit des Wortes, wird den Arbeiter nicht zu Tränen rühren.

Wenn der Mensch (seit eh und je in jeder Gesellschaftsordnung) von etwas manipuliert wird, so ist dies in erster Linie etwas gänzlich Nicht-Sprachliches, nämlich die Gesellschaftsordnung, die Hierarchie in der Produktion, die Machtverhältnisse etc. Besagte unterschiedliche Sachverhalte bestehen dementsprechend einerseits in der manipulierenden Absicht, andererseits in der manipulierenden Wirkung, und insofern - aber nur insofern! - hat Heringer recht, wenn er meint, man könne niemanden zum Verstehen zwingen; ich fürchte jedoch, dies liegt nicht in seiner Intention.

Mit dem soeben Ausgeführten leugne ich nicht, daß es Fälle geben kann und gibt, in denen man mit dem Sprachgebrauch manipuliert oder mitmanipuliert. Das ist nicht gut, das muß entlarvt werden, u.a. auch mit der Analyse der Sprache. Das ist aber nur ein Fall unter anderen und bei weitem nicht der typische. Der Sprachgebrauch ist ein gesellschaftliches Symptom und nicht die Ursache gesellschaftlicher Bewegung.

All dies gestattet die Konsequenz, daß der Begriff der Norm nicht gleichzusetzen ist mit etwas gesellschaftlich zu Verurteilendem. Der Begriff ist etwa das, was Heringer unter Regel versteht. Nur u n g e f ä h r, weil er die Regel nicht definiert. Daß es in der Sprache eine Norm gibt, bedeutet noch lange nicht, daß man zum Verstehen gezwungen wird. W i r h a b e n e b e n d o c h g e m e i n s a m e N o r m e n.

5. Den Knalleffekt habe ich mir für das Ende aufbe-

wahrt. Auf der vorletzten Seite der Arbeit (S. 104) schreibt Heringer in einer Fußnote folgendes: "Wir sind hiermit durchaus in der Gesellschaft der Sprachkritiker, die aus den sprachlichen Äußerungen allein die Verlogenheit ermitteln und moralische Kritik herleiten wollen. Das ist deshalb so wichtig, weil uns meistens - wie im Fall der Medien - und letztlich nichts anderes bleibt." Wäre die ganze Abhandlung nicht in dieser Manier geschrieben, so würde ich das für ironisch halten, aber leider muß man das ernst nehmen. Dazu kann ich nur folgendes sagen: Es ist schön, wenn man sein Fach so hoch schätzt. Ja man muß sogar inkauf nehmen, daß ein Linguist für die Potenz der Linguistik voreingenommen ist. Wenn jemand aber "aus den sprachlichen Äußerungen allein die Verlogenheit ermitteln und moralische Kritik herleiten" will, so muß man eine solche Einstellung doch für sehr unrealistisch, messianistisch und kurzsichtig halten. Ich höre geradezu, wie die professionellen Manipulatoren sich eins ins Fäustchen lachen und die Machthaber sich über uns Linguisten mokieren.

Wer die Sprache dermaßen von der nichtsprachlichen Welt isolieren kann, isolieren zu können behauptet, der kann natürlich mit Normen jonglieren, wie es ihm beliebt.

6. Es ziemt sich nicht, über jemanden ironisierend her-zuziehen, ohne zumindest die Gründe zu suchen, die ihn zu seiner Stellungnahme bewogen haben. Ich sehe hier folgende:

- Die Informationsflut der Massenmedien nimmt so rapide zu, daß ein Mensch immer und überall ihrem Einfluß ausgesetzt ist und sich schwer gegen sie wehren kann.

- Da die Massenmedien erstens die Interessen ganz bestimmter Gruppen vertreten und zweitens infolge der Beschleunigung des Lebens nicht imstande sind, ihre Informationen differenziert zu verbreiten, bekommt man ständig und überall die gleichen oder einander ähnliche Informationsformen, Klischees, Stereotypen, die vor allem das menschlichste aller Kulturgüter, die Sprache, uniformisieren und unifizieren.

- Die Auftraggeber der Massenmedien müssen Demokratie spielen, um bei den Leuten überhaupt ankommen zu können. Diese Scheindemokratie manifestiert sich größtenteils verbal, so daß sich an den sprachlichen Äußerungen ablesen läßt, was nicht stimmt, was nur halb stimmt und was stimmt - v o r a u s g e s e t z t m a n k e n n t d i e W a h r h e i t! Damit soll nicht unterstellt werden, daß alle Mitarbeiter der Massenmedien die Demokratie nicht ernst nehmen bzw. daß ihnen die Scheindemokratie bewußt wird.

- Ein Mensch wie Heringer, d.h. jemand, der Verantwortungsgefühl besitzt, versucht auf seine Weise, d.h. mit den Methoden, in denen er zu Hause ist, die Manipulation zu entlarven. Dabei überträgt er einige hypostasierende Methoden der Systemlinguistik auf die Untersuchung sozialer Mißstände.

- Die Philosophie, die dem Geist der atomisierten Welt entspricht, der Neopositivismus, meint, alles semantisch interpretieren zu können bzw. zu müssen. Dabei hat sie aber den Stellenwert der Semantik nicht geklärt bzw. mißverstanden.

Es ist eines, diese Gründe zu verstehen, und es ist etwas anderes, die Stellungnahme zu billigen. Ich kann mich nicht mit einer Normauffassung identifizieren, die typisch soziale Mißstände mit linguistischen Methoden, genauer: ausschließlich und vor allem mit linguistischen Methoden bekämpfen will und dadurch die Mißstände verniedlicht.²

Anmerkungen

1. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 12.1. 1984. S. 82-85.

2. Kaum ein Jahr nach der Niederschrift des ersten Manuskripts bin ich gezwungen, folgende Konzession zu machen: Hans Jürgen Heringer verdient es nicht, als Prügelknabe dazustehen; denn die von ihm vertretene Meinung ist nicht nur die seine, und er würde sie vielleicht nicht verlautbaren, wenn nicht ein ganzes Regiment von Soziologen, Soziolingu-

sten, Sozialpsychologen u. dgl. dahinter stünden. Die "Macht des Wortes" ist ein Schlagwort geworden, genauer: wird von Zeit zu Zeit neu aufgewärmt und mit unterschiedlichen ideologischen Vorzeichen unter die Leute gebracht. Heringer tut eigentlich nichts anderes, als daß er seine außerordentlich großen linguistischen Kenntnisse auch auf diesem Wege zum Ausdruck bringt. Bedeutend gefährlicher - weil breite Massen manipulierend - ist die Tatsache, daß hier die Ideologie der fachlichen und sachlichen Forschung vorausgeht und diese beeinflußt. Nicht als ob es möglich wäre, ohne Konzeption Forschung zu betreiben, aber man kann nicht die aus der Forschung entstehenden Ergebnisse im vornherein in die die Forschung bestimmende Ideologie einbauen, und schon gar nicht darf man die "Macht des Wortes" so unreflektiert, wie es von vielen getan wird, unter die Leute bringen. Die Polemik wird hier trotzdem erneut abgedruckt, weil eben ein Mensch von dem Format eines Heringers die Dinge noch stärker hinterfragen sollte, als er es in der besagten Studie tut. Im übrigen verweise ich auf Fleischer 1981, S. 1336 f.

Zum Normempfinden von Schülern und Studenten¹

Im Jahre 1967 führte ich eine Reihe von Versuchen durch, die den Zweck hatten, den Einfluß der Muttersprache auf den deutschen Sprachgebrauch ungarischer Germanistikstudenten zu messen. Da es in zahlreichen Fällen schwer ist festzustellen, ob die interferierte Form schon ein Verstoß gegen die Norm oder aber noch zulässig ist und die normativen Grammatiken selten darüber ausreichende Auskunft geben, wurden die interferierten Formen deutschen Informanten zur Beurteilung gegeben. Das eigentliche Anliegen meiner Arbeit war also nicht die Messung des Normempfindens von Personen mit deutscher Muttersprache, sondern die Beurteilung von mehr oder minder falschen deutschen Sätzen gewesen.

Im Laufe der Arbeit stellte sich jedoch heraus, daß

1. die Beurteilung bei weitem nicht so einheitlich war, wie es für das ursprüngliche Anliegen zweckdienlich gewesen wäre und die Streuungen der Ergebnisse eher für deutsch-inner-sprachliche Untersuchungen als für die Erforschung des ungarisch-deutschen Sprachkontakts von Interesse sind, und
2. die Antworten der befragten Informanten - Schüler und Studenten - eine Reihe von spezifischen Eigentümlichkeiten aufwiesen.

Deshalb halte ich es für begründet, einige diesbezügliche Erfahrungen außerhalb der Interferenz-Berichte mitzuteilen.

Die Methode

Grundsätzlich können zur sprachlichen Befragung von Infor-

manten drei Verfahren voneinander unterschieden werden:

1. Der Informant muß entscheiden, ob eine dargebotene Form richtig oder falsch ist. Dies ist der sogenannte Beurteilungstest. Diese Aufgabe wurde allerdings bei uns differenzierter gegeben, und zwar in Form einer fünffachen Alternative: richtig - falsch - schwer zu entscheiden - nicht verstanden - nicht falsch, aber anders wäre besser.
2. Der Informant muß gegebene Sätze auf eine vorgeschriebene Art verändern, i.a. Transformationen vornehmen. Dies ist der sogenannte Operationstest. Operationsteste finden sich neuerdings schon in der einschlägigen Literatur, so z.B. bei Quirk und Svartvik (1966). Ihre Operationsteste stehen den unseren in der Intention zwar nicht fern, unterscheiden sich von unseren jedoch dadurch, daß sie ihren Informanten konkretere Aufgaben stellten. So mußten bei Quirk und Svartvik z.B. affirmative Formen negiert werden, aus Aussagesätzen Fragesätze gebildet werden, das Tempus verändert werden usw. Der Vorteil ihres Verfahrens dem unseren gegenüber besteht darin, daß die Informanten in bestimmte, von den Versuchsleitern beabsichtigte Situationen versetzt werden. Demgegenüber hat unser Versuch den Vorteil, daß ein Maximum an Spontaneität geschaffen wird, um aus dem Informanten eben das herauszulocken, was er unter natürlichen Verhältnissen sagen würde. Die Ergebnisse beweisen, daß dies kein zu unterschätzender Umstand ist: die großen Streuungen der Beurteilungsteste werden in den Operationstesten bedeutend kleiner.

Wir kombinierten die beiden Verfahren, um dadurch ein Optimum von Zuverlässigkeit der Ergebnisse zu erzielen. Die Kombination der Verfahren ist auch theoretisch notwendig. Einerseits beeinflußt die dargebotene Form und die Aufforderung zur Beurteilung das unbefangene Sprachgefühl in irgendeiner Richtung. Andererseits - und dies scheint mir noch wesentlicher zu sein - ist das Sprachgefühl etwas anderes als das Sprachbewußtsein. Jeder normale Mensch besitzt die Fähigkeit, eine praktisch unendliche

Zahl von Sätzen zu erzeugen, aber die wenigsten Menschen sind imstande, die Erzeugung bewußt vorzunehmen bzw. die Äußerungen anderer zu beurteilen, ohne dabei von der von ihnen gebrauchten Norm abzuweichen oder zumindest bei der Beurteilung zu schwanken. Bei der Auswertung der Versuche wird diese Tatsache gut zu beobachten sein.

3. Das Sammeln von Belegen als herkömmliche Methode der Normbestimmung konnte bei uns nicht in Frage kommen, weil es ja im vornherein nicht um die Feststellung der Norm, sondern um die Bewertung von Fehlern ging. Faßt man die Norm nicht als konstante Größe auf, sondern als Varianten innerhalb bestimmter Grenzen, so sind die Bestimmung der Norm und die Bestimmung des Fehlers nicht komplementäre Tätigkeiten: eine relativ kontextfreie und falsche Form kann als eindeutig falsch bewertet werden, aber eine richtige kontextfreie Form kann nicht als **e i n z i g e** richtige Form bestimmt werden.

Die Informanten waren

1. Schüler und Schülerinnen der 8. Klasse der zehnklassigen Schule Nr. 21, Postdam-Babelsberg;
 2. Studenten und Studentinnen der Philosophischen Fakultät der Pädagogischen Hochschule Potsdam, 1. Studienjahr der Fachrichtungen Geschichte und Deutsch (letzteres Nebenfach);
 3. angehende Studenten und Studentinnen der Pädagogischen Hochschule Potsdam, zur Zeit der Versuche Teilnehmer des Vorbereitungskurses für die Fachrichtung Mathematik.
- Keiner der Informanten hatte also eine sprachwissenschaftliche Ausbildung genossen, und selbst die Studenten der Fachrichtung Deutsch standen ganz am Beginn ihres Studiums. Beim Vergleich der Statistiken ergab sich, daß der Unterschied zwischen den Beurteilungen der einzelnen Gruppen in Versuch Nr. 1. geringfügig, der zwischen den Lösungen der Operationsaufgaben und des Beurteilungstests Nr. 3 allerdings etwas größer war. Infolgedessen wurde vom Versuch Nr. 1 eine globale, von Nr. 2,3 und 4 eine gruppenweise Statistik

angelegt.

Auszüge aus den Instruktionen zu den einzelnen Versuchen

Versuch Nr. 1

Ich werde Ihnen Sätze vorlesen. Diese Sätze brauchen Sie nicht aufzuschreiben, sondern jeweils immer nur die laufende Nummer des Satzes. Wenn Sie den Satz für richtig halten, schreiben Sie neben die laufende Nummer eine "1"; wenn Sie den Satz für falsch halten, eine "2"; wenn Sie sich nicht entscheiden können, ob er richtig oder falsch ist, eine "3"; wenn Sie den Satz nicht verstehen, eine "4"; wenn Sie den Satz nicht für falsch halten, ihn aber anders sagen würden, eine "5".

(Die Zahlen und ihre Bedeutungen wurden in diesem sowie in allen folgenden Versuchen an die Tafel geschrieben.)

Versuch Nr. 2

Ich werde dieselben Sätze noch einmal vorlesen. Vergleichen Sie bitte damit Ihre Antworten auf dem vorigen Blatt: Wenn Sie dort bei dem betreffenden Satz eine "2" oder eine "5" finden, so schreiben Sie jetzt auf dieses Blatt die entsprechende laufende Nummer des Satzes auf und daneben einen Satz von Ihnen, wie S i e das Gemeinte ausdrücken würden.

Versuch Nr. 3

Ich werde dieselben Sätze noch einmal vorlesen. Vergleichen Sie wiederum damit Ihre Antworten auf dem ersten Blatt: Wenn Sie dort bei dem betreffenden Satz eine "2" oder eine "5" sehen, so antworten Sie bitte auf folgende Fragen:
Ist der Satz grammatisch falsch, dann schreiben Sie bitte ein A;
ist die Wortwahl nicht korrekt, so schreiben Sie ein "B";
gibt es eine dritte Begründung, dann schreiben Sie ein "C"
und eventuell ganz kurz die Begründung selbst.

Versuch Nr. 4

Ich werde die Sätze noch einmal vorlesen. Vergleichen Sie damit Ihre Antworten auf dem ersten Blatt:

Wenn Sie dort bei der betreffenden Nummer eine "1", eine "3" oder eine "5" finden, so schreiben Sie bitte so viele Sätze auf, wieviele Möglichkeiten Sie für den Ausdruck dieses Inhaltes finden.

Die Versuchsserie besteht also aus vier Teilen, von denen je zwei Beurteilungs- und Operationsteste sind.

Der Versuch Nr. 3 fällt eigentlich etwas aus dem Rahmen der Arbeit heraus, da er weniger die Fehler der Formen und den Sprachgebrauch der Informanten als vielmehr ihre Sprachkenntnisse feststellen wollte, und zwar die über die Grenze zwischen Lexik und Grammatik. Von diesem Versuch war selbstverständlich keine Lösung des Problems zu erwarten; die Ergebnisse mögen jedoch zu weiteren Untersuchungen anregen und damit zu einem zweckmäßigen Muttersprachenunterricht beitragen.

Die Informanten durften ihre Antworten nachträglich verbessern, mußten die erste Antwort aber dann so durchstreichen, daß sie noch leserlich blieb. In jedem Fall wurde die erste - also die spontane - Antwort bewertet. Dadurch wurde das Sprachgefühl auf Kosten des Sprachbewußtseins bevorzugt. Um konsequent zu sein, wurde auch in den Fällen die erste Antwort bewertet, wenn der Informant sich augenscheinlich versehen hatte. Aus demselben Grunde waren die Reaktionszeiten sehr kurz bemessen; zwischen den einzelnen Sätzen lagen nicht mehr als fünf Sekunden, in einigen Fällen nur drei. In Versuch Nr. 4 bekamen die Informanten natürlich mehr Zeit.

Testsätze und ihre vom Versuchsleiter erwartete Richtigstellung

1. Wasche dein Gesicht!

Wasche dir das Gesicht!

2. Der Schüler fragte den Lehrer, ob er nicht nur lesen, sondern auch übersetzen muß, ... auch übersetzen soll.
3. Gestern war Paul da und interessierte sich, wann du abfährst, ... und erkundigte sich, ...
4. Er weiß selbst nicht, was das Ziel seiner Arbeit ist, ... was der Zweck ...
5. Berlin ist nicht weit zu hier, ... von hier,
6. Potsdam liegt in der DDR.
7. Ich bin nicht genug reich dazu, um mir ein Auto zu kaufen, ... nicht reich genug dazu, ...
8. Wenn drei Bäume nebeneinander stehen, so kann man noch nicht über einen Wald sprechen, ... von einem Wald ...
9. Seit wann sind Menschen auf der Erde? ... gibt es Menschen ...
10. Hast du die Prüfung aus Mathematik schon abgelegt? ... in Mathematik ...
11. Unter den sechs Staaten ist das Verhältnis gut, Zwischen den sechs Staaten ...
12. Weißt du nicht, daß wer mich gesucht hat? ... nicht, wer mich ...
13. Herr Ober, bringen Sie mir bitte zwei Eier im Glas!
14. Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faule Leute,
15. Die vierte Klasse erreichte bessere Ergebnisse als die fünfte ... erzielte bessere Ergebnisse ...

Bemerkungen zu den Testsätzen

a) Die Sätze Nr. 6, 13 und 14 sind richtig. Diese hatten nur die Aufgabe, die Informanten irrezuführen, d.h. sie auch an der Richtigkeit d i e s e r Sätze zweifeln zu lassen und

ihre Aufmerksamkeit von den Fehlern der anderen Sätze abzulenken. Dies gelang sehr gut, wie wir sehen werden.

b) Hier werden nicht alle Sätze der Versuche behandelt, sondern nur die, welche in diesem Zusammenhang von Interesse sind.

c) Der Grad der Fehlerhaftigkeit war unterschiedlich geplant. So ist z.B. im Satz

Wasche dein Gesicht!

der Gebrauch des Possessivpronomens statt des Reflexivpronomens und Artikels, also

Wasche dir das Gesicht!

weder ein struktureller noch ein lexikalischer Fehler, sondern ein seltener Sprachgebrauch. Die Form ist jedoch in gewissen Situationen durchaus möglich. Umgekehrt ist im Satz Nr. 14 faule heute schon eine Form, die den meisten Deutschen fremd ist. Dagegen ist der Satz

Berlin ist nicht weit zu hier

eindeutig falsch.

d) Die Auswahl der falschen Formen erfolgte aufgrund der ungarischen Interferenz.

Ergebnisse des Versuchs Nr. 1 (Beurteilungstest.)

Satz Nr.	1	2	3	4	5
1	89	4	1	-	4
2	50	26	9	1	12
3	16	38	8	2	34
4	75	5	8	1	9
5	2	77	1	4	14
6	91	1	2	-	4
7	4	28	1	-	65
8	52	30	1	1	14
9	68	1	5	1	23
10	6	79	-	3	10
11	49	7	4	3	35
12	1	66	4	2	25
13	34	26	7	9	23
14	13	71	1	1	12
15	94	2	-	-	2

Insgesamt jeweils 98 Antworten

Zeichenerklärung: 1 = richtig befunden
 2 = falsch befunden
 3 = ohne Entscheid
 4 = nicht verstanden
 5 = nicht falsch befunden, aber
 anders wäre besser

Ergebnisse des Versuchs Nr. 2 (Operationstest)

Satz Nr.	A				B				C			
	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4
1	1	1	-	-	-	-	-	3	6	1	-	3
2	-	-	-	5	1	-	-	9	5	-	1	23
3	8	1	1	6	4	11	-	1	10	4	-	31
4	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	8
5	24	1	-	2	19	-	-	-	48	-	-	1
6	-	-	-	4	-	-	-	5	-	-	-	2
7	24	-	-	-	19	1	-	-	49	-	-	1
8	7	-	-	-	8	-	-	1	49	-	-	1
9	3	-	-	-	8	-	-	-	26	1	-	1
10	14	11	-	-	18	2	-	-	49	-	-	-
11	1	1	-	-	5	-	-	1	26	1	-	3
12	16	1	8	-	13	-	3	2	16	-	32	-
13	-	4	-	9	-	-	3	6	-	-	-	6
14	-	-	-	21	-	-	-	20	2	-	-	47
15	-	-	-	1	-	-	-	-	1	1	-	4

Zeichenerklärung: A = Schüler (27)
 B = Vorbereitungskurs (20)
 C = Studenten (51)
 1 = richtig verbessert
 2 = falsch verbessert
 3 = anders verstanden
 4 = nicht zu bewerten

Ergebnisse des Versuchs Nr. 3 (Beurteilungstest)

Satz Nr.	A				B				C			
	1. Gr.	2. Gr.	3. Gr.	Insg.	1. Gr.	2. Gr.	3. Gr.	Insg.	1. Gr.	2. Gr.	3. Gr.	Insg.
1	1	2	4	7	-	-	2	2	1	1	3	5
2	2	6	21	29	4	5	3	12	1	-	5	6
3	7	13	3	23	9	9	26	44	1	4	16	21
4	-	-	3	3	-	-	4	4	1	-	3	4
5	18	11	17	45	19	9	32	60	-	-	1	1
6	1	1	-	2	2	3	2	7	-	2	-	2
7	5	2	6	13	15	11	30	56	4	7	15	26
8	2	7	9	18	4	2	36	42	1	-	1	2
9	1	-	-	1	2	7	18	27	1	-	5	6
10	16	17	14	47	10	3	36	49	1	-	1	2
11	1	-	5	6	3	4	22	29	-	2	6	8
12	14	8	18	40	9	8	24	41	3	2	6	11
13	1	-	2	3	11	3	3	17	4	8	2	14
14	22	20	45	87	1	-	3	4	-	-	1	1
15	1	-	1	2	1	-	4	5	-	-	-	-

Zeichenerklärung: A = grammatisch falsch

B = nicht-korrekte Wortwahl

C = Fehler, aber andere Begründung

1. Gr. = Schüler (27)

2. Gr. = Vorbereitungskurs (20)

3. Gr. = Studenten (51)

Insg. = Insgesamt alle drei Gruppen (98)

Ergebnisse des Versuchs Nr. 4 (Operationstest)

Im Vergleich zu Versuch Nr.2 fanden sich folgende weitere Verbesserungen:

Satz Nr.	Schüler	Vorbereitungskurs	Studenten
1	10	9	7
2	11	1	7
3	10	6	17
4	-	1	2
7	5	2	2
8	-	1	3
9	11	14	25
11	4	5	13
15	8	14	44

Die Auswertung der einzelnen Sätze1. Wasche dein Gesicht! - Wasche dir das Gesicht!

Wie gesagt ist die Form eigentlich nicht falsch, aber für den allgemeinen Sprachgebrauch nicht charakteristisch. Im Versuch Nr.2 hielten nur 7 Informanten (7,4%) die Form mit dem Reflexivpronomen für besser. Bemerkenswert ist jedoch, daß von diesen 7 Personen 6 auch noch das Possessivpronomen hinzusetzen (Wasche dir dein Gesicht!). Diese Erscheinung, die wir im weiteren noch einige Male beobachten können werden, ist als Hyperkorrektheit aufzufassen und widerspricht dem Bestreben - besonders bei jungen Menschen -, Redundanzen zu vermeiden. In Versuch Nr. 4 tauchte diese redundante Form noch 22mal (!) auf.

2. Der Schüler fragte den Lehrer, ob er nicht nur lesen sondern auch übersetzen muß. - ... übersetzen soll.

Bekanntlich ist der unterschiedliche Gebrauch von müssen und sollen für Ausländer - und ganz besonders für Ungarn - schwer zu erlernen. Manchmal sind in nicht vollkommen eindeutigen Situationen allerdings beide Verben möglich. Tatsächlich reicht der Kontext hier nicht aus, um die Wahl eindeutig zu determinieren. Die Informanten verbesserten die

Form zu sollen denn in Versuch Nr. 2 auch nur 6mal, in Versuch Nr. 4 19mal. Nichtsdestoweniger hielten 26 Informanten die Form für falsch und 12 hätten sich lieber anders ausgedrückt. Was uns hier aber besonders interessiert, ist, daß 30 Informanten den Konjunktiv verlangten. Die Schulgrammatik scheint mit ihrer rigorosen Forderung, in der oratio obliqua den Konjunktiv zu gebrauchen, stark gewirkt zu haben. Es ist natürlich schwer, dies als Hyperkorrektheit anzusehen, Tatsache aber ist, daß Personen dieses Alters in ähnlichen Sätzen der Alltagssprache wohl kaum zum Konjunktiv greifen. - 29 Informanten fanden hier einen grammatischen Fehler.

3. „Gestern war Paul da und interessierte sich, wann du abfährst. - ... und erkundigte sich. ...“

Es ist seltsam, daß 16 Informanten den Satz für richtig hielten und die Streuung in Versuch Nr. 1 hier überhaupt sehr groß ist (16 - 38 - 8 - 2 - 34). Im ganzen ergaben sich 55 richtige Verbesserungen: sich erkundigen, fragen, wissen wollen. 15 Informanten fanden die Form falsch, weil ihnen das hinweisende Wort dafür fehlte, was wiederum als Hyperkorrektheit zu betrachten ist. Dieses bunte Bild ist wahrscheinlich eine Folge dessen, daß Wörter wie interessant, Interesse, sich für etwas interessieren heutzutage in den verschiedensten Situationen recht häufig gebraucht werden und ihre Bedeutung deshalb "inflationiert" ist. Diese Bedeutungsentleerung bringt eine Reihe von unkorrekten Bildungen mit sich. Bezeichnend ist, daß dieselbe Erscheinung auch im Ungarischen mit dem entsprechenden Verb érdeklődik valami iránt oder valami után zu beobachten ist. - In Versuch Nr. 3 betrachteten 23 Informanten die Form für grammatisch falsch, 44 hielten die Wortwahl für unkorrekt und 21 hatten andere Gründe für den Fehler. Auch hier widerspiegelt sich also die Verschwommenheit des Normemfindens.

4. Er weiß selbst nicht, was das Ziel seiner Arbeit ist, -
.... was der Zweck ...

Mit Ziel und Zweck verhält es sich fast so ähnlich wie mit müssen und sollen. Die semantische Kongruenz ist hier jedoch i. a. eindeutiger und deshalb auch leichter zu definieren. Nichtsdestoweniger hielten 75 Informanten die Form für richtig und nur 5 für falsch. Verbesserungen zu Zweck fanden sich nur zweimal. Das Ergebnis ließ mich daran zweifeln, ob der Satz überhaupt falsch sei. Erst nachdem ich nachträglich einer Zahl von Personen mit deutscher Muttersprache den Satz in anderen Sprachen zum Übersetzen ins Deutsche gegeben und in sämtlichen Fällen Zweck erhalten hatte, fühlte ich mich dazu berechtigt, die von mir erwartete Lösung als die richtige Form zu betrachten. Die Schwierigkeit besteht offensichtlich darin, daß - wie in vielen anderen Fällen - Ziel und Zweck in der Umgebung des Testsatzes die gleiche Beziehung zum Begriff haben. Der Unterschied ist hier also nicht auf begrifflicher, sondern nur auf sprachlicher Ebene zu suchen. Dies bezieht sich nun allerdings auch auf die anderen Formen. Dort sind die sprachlich konventionellen Unterschiede aber auffallender, während hier - vielleicht auch infolge des gleichen ersten Phonems und der gleichen Silbenzahl - der Unterschied verschwindend gering ist. Dadurch entsteht eine homogene Hemmung (vgl. Juhász 1970, S. 143 ff.). Die Versuche mit diesem Satz sind aufschlußreich, weil sie ein scheinbares Paradoxon ergeben: die leichter erklärbareren semantischen Kongruenzen der Substantive mit ihren Umgebungen sollten dem Informanten die Wahl eigentlich erleichtern, tun es aber nicht, weil 1. der gegebene Kontext u.U. eine alternative Lösung zuläßt, 2. die formalen Ähnlichkeiten zu einer homogenen Hemmung führen.

5. Berlin ist nicht weit zu hier. - ... weit von hier.

77 Informanten fanden die Form falsch, 2 richtig und 14 fanden sie nicht falsch, hätten sich aber anders ausgedrückt. Es ist überraschend, daß fast 20% der Informanten an dieser ausgesprochen falschen Form nicht sogleich den Fehler fanden.

- Auch die Streuung in der Beurteilung der Fehlerart (45-60 - 1) ist groß.

6. Potsdam liegt in der DDR.

Die überwiegende Mehrheit der Informanten fand den Satz natürlich richtig. Von den 11 nicht zu bewertenden Antworten in Versuch Nr. 2 sind jedoch 8 interessant, weil sie liegt zu befindet sich transformierten. Nach Abschluß des Versuches fragte ich die Gruppen, ob sie befindet sich für besser hielten. Die Antwort war: "Ja, eine Stadt liegt doch nicht, nur ein Mensch oder ein Tier kann liegen." Die Antwort wäre nicht der Rede wert, wenn man auf ähnliche Fragen nicht oft ähnliche Antworten bekäme, die von einer logizisierenden Sprachbetrachtung zeugen. Ein anderes Beispiel: In deutschen Gaststätten finde ich häufig auf der Speisekarte die Aufschrift "Speisekarte". Sooft ich dem Kellner die Frage stelle, wie das Ding heiÙe, antwortet er: "Speisekarte". Verlange ich dann eine Erklärung, warum sich dort das "n" eingeschmuggelt habe, bekomme ich prompt die Antwort: "Weil da ja mehrere Speisen drauf sind!" Vermeintliche sprachliche Fehler werden aus logischen Überlegungen heraus verbessert. Dies dürfte u.a. eine Folge der seit rund einem Jahrhundert in vielen deutschen (und nicht nur deutschen) Schulen praktizierten logizisierenden Sprachbetrachtung sein.

7: "Ich bin nicht genug reich dazu, um mir ein Auto zu kaufen. ... nicht reich genug dazu ..."

4 Informanten hielten den Satz für richtig, 28 für falsch, 65 hätten sich anders ausgedrückt. Im Operationstest Nr. 2 gaben 92 Informanten die richtige Form, in Versuch Nr. 4 alle anderen. Insofern ist der Fall unproblematisch. In sämtlichen Gruppen gab es aber einige Informanten, die sich in Versuch Nr. 1 vor der Beantwortung meldeten und fragten, um wen es sich handle, da sie ja nicht wüÙten, ob der Betreffende wirklich kein Geld für ein Auto hätte. Auf meine Antwort, daß es gleichgültig sei, wer der Sprecher ist und nur die sprachliche Form zu beurteilen sei, schauten mich die Frager etwas un-

sicher an: es war ihnen anzusehen, daß sie die Frage der sprachlichen Richtigkeit nicht von der des Wahrheitsgehalts der Äußerung trennen konnten. Auch dieser Verwechslung begegneten wir im Laufe der Versuche sowohl bei deutschen als auch bei ungarischen Schülern und Studenten.² Schwer zu erklären ist, daß die falsche Wortstellung, die von den meisten Informanten als solche erkannt wurde, zu fast 58% als Fehler der Wortwahl bezeichnet wurde. Weitere 27% konnten keine Begründung finden.

8. Wenn drei Bäume nebeneinander stehen, so kann man noch nicht über einen Wald sprechen, - ... von einem Wald ...

52 Informanten hielten die Form für richtig, 30 für falsch und 14 hätten sich anders ausgedrückt. Die Streuung ist also recht groß. In den Operationstesten wurden dann aber fast nur richtige Lösungen gegeben. Die Streuung in Versuch Nr. 1 ist wahrscheinlich auf eine homogene Hemmung zurückzuführen: sprechen hat in der Bedeutung von 'sich über etwas unterhalten' die Rektion über + Akkusativ u n d von + Dativ, in der Bedeutung von 'etwas bestimmen' aber n u r von + Dativ. Erfahrungsgemäß gebrauchen Deutsche die Formen richtig, sie sind sich aber - infolge der semantischen Ähnlichkeit und der teilweisen Übereinstimmung der Rektionen - des Unterschiedes nicht bewußt. Die Phonemreihe des Verbs ist in beiden Fällen dieselbe, und dies verhindert das Erkennen der Polysemie. Es ist bezeichnend, daß die Studentengruppe im Operationstest Nr. 2 fast 100%ig die richtige Form erzeugte, die Schüler jedoch nur zu ca. 25%, der Vorbereitungskurs zu 40%. Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich auch im Versuch Nr. 3. Fast 43% der Informanten entschied sich bei der Beurteilung der Fehlerart für einen lexikalischen Fehler, obwohl der Gebrauch der Präpositionen hier als Rektion des Verbs s e m a n t i s c h nicht motiviert ist. Für die traditionelle Schulgrammatik ist die Präposition eben ein Wort wie jedes andere.

9. Seit wann sind Menschen auf der Erde? - ... gibt es Menschen ...

Der Unterschied zwischen sein und es gibt ist mindestens so problematisch für einen Ungarn wie der zwischen müssen und sollen. Der Satz ist grammatisch eigentlich nicht falsch. 68 Informanten hielten die Form für richtig, 23 hätten sich lieber anders ausgedrückt. In den Operationstesten wurden 37 bzw. 50 richtige Antworten erzeugt, von denen mehr als 70% die erwartete Form enthielten. Das weist darauf hin, daß in diesem Satz es gibt gebräuchlicher ist. Interessant sind für unsere Zwecke die 7 Antworten in Nr. 2 und Nr. 4, die folgendermaßen lauteten: "Seit wann kann man von Menschen sprechen?" Diese zeugen davon, daß auch in diesem Fall weniger auf die Wichtigkeit der sprachlichen Form als auf die Präzisierung des Wahrheitsgehaltes des Satzes geachtet wurde.

10. Hast du die Prüfung aus Mathematik schon abgelegt? - ... in Mathematik...

Diese in den meisten Teilen Deutschlands unbekannt Form ist in Österreich, also einem auf den deutschen Sprachgebrauch in Ungarn stark wirkenden Gebiet, gang und gäbe. Dementsprechend gestalteten sich auch die Antworten bei den deutschen Informanten. In den Operationstesten enthielt die überwiegende Mehrheit der Antworten die Form Mathematikprüfung, was darauf hinweist, daß Schüler und Studenten die Fügung mit in selten gebrauchen. Tatsächlich ist die Zusammensetzung um einen Grad alltäglicher als die präpositionale Fügung. - Der Gebrauch der Präposition aus wird hier im Gegensatz zu Satz Nr. 8 in fast gleicher Zahl als lexikalischer und als grammatischer Fehler bezeichnet, obwohl die Semantik der Präposition auch dort nicht stärker ist als hier.

11. Unter den sechs Staaten ist das Verhältnis gut. - Zwischen den sechs Staaten ...

49 Informanten fanden den Satz richtig, 7 falsch und 35 hätten sich lieber anders ausgedrückt. In den Operations-

testen zeigte sich nur bei den Studenten eine wesentliche Verbesserung. Dasselbe bezieht sich auch auf Versuch Nr. 3. Für den Ausdruck des Verhältnisses zwischen einzelnen gibt es im Deutschen die Präpositionen zwischen und unter. Eine eindeutige Distributionsregel für den Gebrauch scheint es nicht zu geben, obwohl gewisse Faustregeln dem Ausländer den Gebrauch erleichtern. (vgl. Juhász 1965, S. 236 ff.) Diese kennt der Deutsche natürlich nicht, weil er sie ja nicht benötigt. Konfrontiert man ihn mit der falschen Form, so versteht er zwar die Intention des Sprechers, weil die Semantik Ähnlichkeiten aufweist, aber vielleicht hindert ihn eben die Ähnlichkeit daran, reflexmäßig das Urteil zu fällen bzw. die richtige Form zu finden. Auch hier scheint eine homogene Hemmung vorzuliegen.

12. * Weißt du nicht, daß wer mich gesucht hat? - ... nicht, wer mich ...

Diese Form ist auf folgende Art entstanden: im Ungarischen kann in der Alltagssprache der Nebensatz mit der Konjunktion hogy 'daß' und dem Relativpronomen ki 'wer' eingeleitet werden. Es ist dies eine saloppe, redundante Ausdrucksweise. Die deutsche Form ist also eine Spiegelübersetzung. Die Statistik der Versuche mit den deutschen Informanten gibt aber kein genaues Bild von der Falschheit des Satzes, weil über 70% der Informanten den Satz mißverstanden. In der Umgangssprache der Schüler und Studenten wird nämlich wer häufig in der Bedeutung von 'jemand' gebraucht. Deshalb lauteten viele Verbesserungen sinngemäß: Weißt du nicht, daß/ob jemand mich gesucht hat? Es war den meisten Informanten gar nicht eingefallen, daß die Konjunktion daß hier überflüssig ist. In jeder Gruppe wurde übrigens bei dem Vorlesen des Satzes gelacht. Als ich später nach der Ursache des Lachens fragte, wurde geantwortet: "So reden doch wir Studenten!"

13. Herr Ober, bringen Sie mir bitte zwei Eier im Glas!
Dieser Satz ist richtig und diente nur der Irreführung.

Trotzdem ergab sich hier in der Beurteilung eine große Streuung (34 - 26 - 7 - 9 - 23). Es stellte sich heraus, daß viele Informanten diese Art des Servierens von Eiern nicht kannten und deshalb einen sprachlichen Fehler vermuteten. Die Operationsteste ergaben z.B. folgende Sätze:

... zwei Eier. (häufigste Lösung!)

... ein Glas mit zwei Eiern.

Ich hätte gern die Speise mit zwei Eiern.

... im Eierbecher.

... zwei Eier mit Glas.

... zwei Eier in einem Glas.

... bringen Sie mir etwas zu trinken!

... zwei Eierliköre. u.a.

14. Morgen, morgen nur nicht heute.

sagen alle faule Leute.

Auch dieser Satz ist richtig und diente nur der Ablenkung. Trotzdem fanden ihn nur 13 Informanten richtig, dagegen 71 falsch und 12 hätten sich anders ausgedrückt. - Fast 90% glaubten, einen grammatischen Fehler entdeckt zu haben, und fast 100% verbesserten die Form faule zu faulen. Der Mannheim-Duden gibt zwar zu, daß die pronominale Form in diesem Fall veraltet ist, betrachtet sie jedoch nicht als Fehler. Die heutige Schül- und Hochschulgeneration kennt die Form also nicht mehr. Es ist bezeichnend, daß sowohl die Studenten als auch die Schüler auf diese Form empfindlich reagierten, dagegen andere, sprachlich bedeutend unkorrektere Formen nicht als solche erkannten. Die grammatische Kongruenz ist infolge ihrer großen Frequenz fester im Sprachgefühl verankert als z.B. die semantische Kongruenz. So sind sicher auch die vielen Katachresen im Sprachgebrauch salopp sprechender Menschen zu erklären.

15 ² Die vierte Klasse erreichte bessere Ergebnisse als die fünfte. - ... erzielte bessere Ergebnisse ...

Der Stilduden erwähnt unter erreichen von den dem Substantiv Ergebnis semantisch verwandten Substantiven nur Ziel.

Absicht und Zweck, unter erzielen dagegen das nächststehende Erfolg. Bei Klappenbach und Steinitz finden sich außerdem unter erreichen: Rekord, Leistung, unter erzielen: Resultate, Leistungen, Ergebnisse. Die Ähnlichkeit der Bedeutung und des Gebrauchs scheint die Informanten verwirrt zu haben, so daß in Versuch Nr. 1 über 95% die Form richtig fanden. Auch Nr. 2 brachte keine Veränderung. Um so größere jedoch Nr. 4: insgesamt 41 Informanten schrieben erzielen, besser sein u.ä. Wie bei den Sätzen Nr. 4 und 11 haben wir es hier mit einer homogenen Hemmung zu tun.

Schlußfolgerungen

Die Versuche erheben nicht den Anspruch, umfassende Urteile über das Normempfinden von Schülern und Studenten zu fällen. Dennoch scheinen die Ergebnisse einen nicht unwesentlichen Beitrag zu diesem Thema liefern zu können; die Methode ist nämlich dazu geeignet, Sachverhalte aufzudecken, die sich der Aufmerksamkeit des deutschen Germanisten und Pädagogen entziehen, wie denn überhaupt die Konfrontation von Sprachen bzw. hier das Ergebnis einer Interferenz zur Aufhellung innersprachlicher Gesetzmäßigkeiten und Sprachgebrauche beiträgt.

Über die Einzelergebnisse hinaus kann nun noch folgendes gesagt werden:

1. In den erwähnten (und vielen anderen) Fällen ist zu beobachten, wie eng beim unbefangenen jungen Sprachteilhaber die sprachliche Richtigkeit der Aussage und ihr Wahrheitsgehalt miteinander verknüpft sind. Seit Jahren geht ein Streit um die Welt, ob Sätze wie Die farblosen grünen Ideen schlafen wütend in die Kompetenz der Sprachwissenschaft gehören oder nicht.³ Aber mir scheint, daß man dabei häufig übersehen hat, eine wie große Hilfe die Untersuchung der sprachlichen Entwicklung der Schul- und Hochschulgeneration solchen Forschungen leisten kann, gar nicht zu reden davon, wie wichtig solche Untersuchungen späterhin für den Pädagogen wären. Die Sprache sollte u.a. als Medium der Erkenntnis-

tätigkeit - phylo- und ontogenetisch - betrachtet werden, wovon selbst die Gefahr der heute noch recht häufigen Simplifizierung nicht abschrecken darf.

2. Es ist seltsam, daß junge Leute, die nichts mehr verabscheuen als überflüssige Reden, oft hyperkorrekte, redundante Formen bilden, wenn man sie dazu auffordert, ihre Muttersprache bewußt anzuwenden. Es scheint hier gewisse Vorurteile zu geben, und eins von diesen ist aufs engste mit der logisierenden Sprachbetrachtung verbunden: nicht der Maßstab des arbiträren Sprachgebrauchs, sondern der der Logik wird für die Richtlinie der Sprachrichtigkeit gehalten. Man darf diese Erscheinung natürlich nicht überschätzen, aber es stimmt doch nachdenklich, daß fast 30% der Informanten den Satz wasche dir dein Gesicht bildeten. - Nicht nur die redundanten Formen zeugen von dem Anlegen des logischen Maßstabes, sondern auch die Wortwahl schlechthin: fast 10% der Informanten hielt den Satz Potsdam liegt in der DDR für falsch, weil "nur Menschen und Tiere liegen können".

3. Auch die homogene Hemmung kann als Ursache der falschen oder unsicheren Beurteilung genannt werden. Diese dürfte jedoch bei vielen sprachlich nicht sehr gut geschulten Menschen vorkommen, ja in der Form eines Lapsus linguae erscheint sie bei allen Menschen.

4. Schließlich möchte ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der zwar nicht nur für Schüler und Studenten charakteristisch ist, aber in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß. Wir haben gesehen, wie groß die Streuungen der Testergebnisse sind. Daß die Operationen Streuungen aufweisen, überrascht nicht; denn der Sprachgebrauch ist ja in hohem Maße individuellen Faktoren unterworfen. Daß jedoch auch die Beurteilungen außerordentlich heterogen sind, fällt schon mehr auf, besonders deshalb, weil die Gruppen der Informanten in territorialer und sozialer Hinsicht relativ homogen sind. Meines Erachtens spielt hier eine gewisse - wenn auch nicht ausschlaggebende - Rolle der Umstand, daß das ohnehin schwer definierbare Hochdeutsch für viele

Deutsche immer noch nicht das ist, was die Dialekte einst bei allen Deutschen waren und auch heute noch bei einem Teil von ihnen sind: die Muttersprache im engsten Sinne des Wortes, und nicht nur die Bildungssprache. Die relative Schwäche des Normempfindens und damit das Schwanken bei den Beurteilungen geht wahrscheinlich u.a. darauf zurück, daß das Hochdeutsch - etwas extrem ausgedrückt - eine Art Esperanto für viele Sprachteilhaber ist. Vielleicht hängt damit auch das zusammen, was Moser "Zurücktreten des Normempfindens" (1967, S. 11) nennt. Es wäre interessant, ähnliche Versuche bei Informanten mit anderen Muttersprachen zu machen.

Anmerkungen

1. In: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch des IdS 1970. Düsseldorf 1971. (= Sprache der Gegenwart, Bd. XIII) S. 133-149.
2. Das Problem Wahrheitsgehalt vs. sprachliche Richtigkeit findet sich hier also schon bei von der Wissenschaft bzw. Pseudowissenschaft unbeeinflussten Sprachteilhabern. Ein Grund mehr, sich mit dem Problem zu befassen. Ich möchte jedoch schon jetzt darauf aufmerksam machen, daß Nicolai Hartmann in seinen Ausführungen über die Motive des naiven Bewußtseins (1966, S. 12 ff.) auf geniale Weise die Entstehung der Denkkategorien erklärt. M. E. sollte sich die linguistische Forschung stärker auf Hartmanns Argumentation stützen, als sie es i.a. bisher getan hat.
3. Zur Zeit der Niederschrift des ersten Manuskripts war die Arbeit Hörmanns (1971) noch nicht erschienen.

ur normierenden Rolle der Linguistik¹

(Thesen mit exemplarischen Argumenten)

1. Linguistik wird in den folgenden Überlegungen auf Grammatik beschränkt. Einige Punkte der Ausführungen können allerdings auch auf die Lexik bezogen werden, da es keine lexik-reiche Grammatik gibt.²

2. Das primäre Ziel der Beschäftigung mit der Linguistik ist die bessere Erkenntnis der Sprache überhaupt, ihres Funktionierens, ihres Baus, und der Sprachen im einzelnen. Insofern ist die Linguistik eine "reine" Wissenschaft, eine grundlagenwissenschaft.

3. Da die Linguistik - wie auch alle anderen Wissenschaften - nicht in luftleerem Raum betrieben wird, sind ihre Konzepte, Methoden, aber auch Interessen, Funktionen und ihre Adressatenbezogenheit gesellschaftlich und historisch bedingt. Man kann zwar bis zu einem gewissen Punkt von einer Eigengesetzlichkeit der Linguistik (ähnlich wie von einer Eigengesetzlichkeit des Sprachwandels) sprechen, dieser Punkt ist jedoch schwer zu bestimmen, und letzten Endes ist auch die Eigengesetzlichkeit mit mehr oder weniger großen Transmissionen sozial bedingt. Ein Beispiel dafür ist die Entstehung der historischen Sprachwissenschaft im 19. Jh., insofern die Zuwendung zur Geschichte der Sprache von der sich herausgestaltenden Methodologie ermöglicht wurde, die sozialen Wurzeln der Zuwendung jedoch in der Romantik steckten. Soziale Bedingtheit und Methode induzieren einander.

4. Soziale Bedingtheit ist nicht nur kausal sondern auch

final zu verstehen: Nicht nur das Konzept und die Methode der Erkenntnis der Sprache sind sozial eingebettet, sondern - ebenfalls mit Transmissionen - auch die Anwendung der Ergebnisse in der gesellschaftlichen Praxis. Das eklatante Beispiel dafür ist der Sprachunterricht - sowohl bei der Muttersprache als auch bei der Fremdsprache.

4. Die linguistischen Forschungen involvieren stets eine Norm. Ob die Norm thematisiert ist oder nicht, ist hier nicht von Belang. Ältere Grammatiken (z.B. K.P. Becker, J.Chr.A. Heyse, L. Sütterlin) leugnen dabei nicht ihren präskriptiven Charakter, während z.B. die generativen Transformationsgrammatiken - in der Nachfolge de Saussures - die präskriptiven Traditionen zu überwinden suchen. Sie operieren aber gleichfalls mit grammatikalischen Sätzen, d.h. sie involvieren die Existenz von Normen, selbst wenn sie dies nur implizit tun.

5. Daß Normen sich wandeln, ist trivial. Ebenso trivial ist, daß Normen sich auch ohne das Zutun der Linguistik wandeln. Es gab und gibt keine Gesellschaft, die auf die Normensetzung durch die Linguistik wartet bzw. warten kann und warten will. Wenn z.B. der Mainzer Landfriede 1235 als erstes Reichsgesetz in deutscher Sprache abgefaßt wurde, so hatte dies nichts mit Linguistik zu tun, aber die im Gesetz gebrauchten sprachlichen Formen und Bedeutungen wurden als Norm empfunden, und insofern war das Gesetz ein Beitrag zur Normensetzung.³

6. Die Tatsache, daß ein großer Teil der modernen Grammatiken mit Abhängigkeitsbegriffen, so z.B. mit der Valenz, arbeitet, hat so gut wie keinen Einfluß auf die Normen bzw. auf den Normenwandel. Dennoch ist es notwendig, dies zu erwähnen, weil die normierende Rolle der Linguistik ohne diese Erwähnung u.U. nicht den richtigen Stellenwert erhält. Da jeder Erkenntnisprozeß kontinuierlich und jede Erkenntnis deshalb mehr oder weniger provisorisch ist, tragen auch die Ergebnisse linguistischer Forschungen provisorischen Charakter. Wenn nun die Normen, die nachweislich der Linguistik zu verdanken sind, konzeptabhängig und deshalb provisorisch sein müssen, so können sie mit dem Konzept der Linguistik keine Symmetrie

aufweisen: sowohl die Linguistik als auch die Norm gehen spärlich über ihre eigenen, nicht selten voneinander unabhängigen Wege.

Der Einfluß der Sprachwissenschaft auf das sprachliche System, z.B. in der Zeit der Sprachgesellschaften (17. Jh.), ist eine quantité négligeable.

Grammatiken sind deskriptiv oder präskriptiv. Viele können zwar den Anspruch auf beide Prädikate erheben, so z.B. die von L. Sütterlin, der eine Aspekt überwiegt jedoch in der Regel. Deskriptive Grammatiken sind theoretische Werke, präskriptive beruhen dagegen zwar auf einer theoretischen Konzeption (vorsichtiger: sie sollten darauf beruhen), sind jedoch praktisch ausgerichtet, was u.a. bedeutet, daß sie unmittelbar normensetzend und normenkodifizierend sind. Letzteres wird von der gesellschaftlichen Praxis verlangt, da eine Gesellschaft in jeder ihrer Sphären eine Ordnung, d.h. Normen braucht.⁴

Die gesellschaftliche Praxis ist imstande, mit gewissen Transmissionen auf die theoretischen Konzeptionen und Methoden zurückzuwirken. Wenn auch die deskriptive und die präskriptive Grammatik ihre eigenen divergierenden Wege gehen können, so ist doch eine Konvergenz möglich. Dies ist z.B. bei dem von den nationalen Identitätssuchungen bedingten Purismus zu beobachten. (Unter Purismus wird hier nicht nur und auch nicht in erster Linie die Fremdwortjagd sondern jedes anachronistische Streben nach "Reinheit" der Sprache verstanden.) Insofern können feste Normen von der Gesellschaft bzw. von einigen Teilen der Gesellschaft gefordert und Kreativitätsansprüche der Sprachteilhaber unterdrückt werden. Nicht selten werden Linguisten auf diese Weise manipuliert. Umgekehrt verlangt die sich wandelnde Gesellschaft einen Normenwandel, und deshalb muß die Linguistik Richtlinien für die Möglichkeiten und Grenzen ausarbeiten, die dem Normenwandel und der sprachlichen Kreativität der Sprachteilhaber Rechnung tragen. Dazu hat z.B. die Forschungsstelle Innsbruck des Instituts für deutsche Sprache

auf dem Gebiet der Wortbildung beigetragen.

10. Je theoretischer eine Grammatik ist, mit desto größeren Transmissionen wirkt sie auf den Sprachgebrauch. Daher kommt es, daß Linguisten, die z.B. mit der Darstellung der deutschen Sprache in der Duden-Grammatik nicht einverstanden sind, ja auf diese sogar herabsehen, weil sie ihr vorwerfen, sie lasse der Kreativität der Sprachteilhaber angeblich nicht genügend Spielraum, mit ihren Arbeiten einen geringeren Einfluß auf die Normensetzung haben als die Duden-Grammatik. Wie letztere zu ihrem großen Einfluß gekommen ist, sei hier dahingestellt, obwohl der Prozeß, der hierher geführt hat, sehr aufschlußreich und für das Verständnis der Geschichte der Kodifizierung der deutschen Sprache von großem Interesse ist.

11. Während linguistische Konzepte notwendigerweise eine Konsistenz anstreben, um Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben zu können, sind präskriptive Grammatiken kaum effektiv, wenn sie die gleiche spezifisch linguistische Konsistenz anstreben. Schon allein die Forderung der Situationsadäquatheit von Äußerungen widerspricht der spezifisch linguistischen Konsistenz, weil auch nicht-linguistische Faktoren bei der Wahl der sprachlichen Mittel eine relevante Rolle spielen. Die Unterschiedlichkeit der Adressatenbezogenheit der präskriptiven Grammatiken ist ebenfalls ein Argument gegen ihre systemlinguistische Konsistenz.

12. Die bisherigen Überlegungen verlangen die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältnis die "reine" Linguistik und ihre Anwendung zueinander stehen. Vom Gesichtspunkt der Norm aus lautet die Antwort etwa folgendermaßen: Da die klassischen präskriptiven Grammatiken den funktionell-strukturellen Charakter der Sprache i.a. nicht genügend erkennen - was wissenschaftsgeschichtlich bedingt ist! -, sind die Methoden ihrer Normensetzung wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen willkürlich. Hinzu kommt, daß die einseitige Berücksichtigung historischer Faktoren dem potentiellen Normenwandel (= Dynamik der Synchronie) nicht oder wenig Rech-

ung trägt. Insofern linguistische Konzepte imstande sind, Prinzipien für eine Bewältigung dieser Mißstände auszuarbeiten, d.h. eine solide Grundlage für die Berücksichtigung der sprachlichen Kreativität, zu schaffen, können sie einen positiven Einfluß auf die in den präskriptiven Grammatiken formulierten Normen ausüben. Gute Beispiele dafür sind die unter 9. erwähnten Arbeiten zur synchronen Wortbildung, in diesem Rahmen die Einführung des Begriffs Produktivität der Wortbildungsmuster und der Hierarchisierung der Übergänge von einer Funktion zur anderen, wie sie zuerst wohl von Wolfgang Fleischer dargestellt worden ist.

13. Beim gegenwärtigen Stand der Arbeitsteilung auch in den Wissenschaften ist nicht zu erwarten, daß Linguisten gleichzeitig Theoretiker und Anwender der Theorie sein können. Es ist aber wünschenswert, daß die Rückkopplung zwischen Theorie und Praxis schneller als bisher erfolgt. Im entgegengesetzten Fall erfolgt nämlich eine Selbstisolierung auf beiden Seiten und eine Hypostasierung von idealisierten Feststellungen - zum Schaden der Normkodifizierungen.

14. Die Idealisierung von Normen und die Leugnung der Notwendigkeit von Normen sind im Grunde auf die gleichen Ursachen zurückzuführen: die Dinge werden simplifiziert.

a) Die Forderung einer und nur einer bestimmten Norm enthebt den Sprachteilhaber der Notwendigkeit eines kreativen Sprachgebrauchs; Normen werden zu Dogmen.

b) Die Leugnung der Notwendigkeit von Normen machen aus der Demokratie (= souveräner Sprachgebrauch) eine Scheindemokratie und damit eine Anarchie (= willkürlicher Sprachgebrauch). Jede Gesellschaft hat ihre kontinuierliche Kulturgeschichte, die sich zum großen Teil in Form von Normen (Traditionen, Konventionen) manifestiert. Die Leugnung der Verbindlichkeit von Normen kommt einer Leugnung der kulturellen Identität gleich und kann deshalb nicht Sache einer für das Selbstverständnis und für die Selbsterkenntnis der Gesellschaft so wichtigen Wissenschaft sein, wie die Linguistik eine ist. Normen sind im Rahmen bestimmter Grenzen verbindlich. Die

Grenzen sind jedoch im Sinne der Prager Zentrum-Peripherie-Konzeption weder zeitlich noch regional noch situativ usw. fest. Versuche, zu einem Konsens bei der Feststellung der Grenzen zu kommen, können erfolgreich sein, schaffen jedoch permanent neue Widersprüche. Es ist u.a. die Aufgabe des Linguisten, die Dialektik dieser Widersprüche bewußt zu machen.

15. Die kulturelle Identität wird u.a. durch die Kodifizierung der Normen in den Grammatiken gefördert. Ohne eine solche Kodifizierung wäre z.B. die Literatur früherer Epochen nicht verständlich; denn das Studium älterer Grammatiken leistet beim Verständnis der Literatur der entsprechenden Epochen (=Synchronien) eine wesentliche Hilfe. Diese Behauptung wird auch dadurch nicht ungültig, daß Normkodifizierungen der Dynamik der Synchronie entgegenwirken (können); es bedarf schon einer sozial sehr starken puristischen Strömung, damit sich der Normwandel aufhalten läßt. Die Behinderung des Normwandels kommt erfahrungsgemäß und plausiblerweise von seiten älterer Generationen, während die jüngeren den Anforderungen der sich verändernden Lebensumstände mit neuen Normen gerecht werden. In dieser sich ständig aufhebenden und neu entstehenden Widersprüchlichkeit besteht gleichfalls eine Dialektik, die Dialektik von Statik und Dynamik der Synchronie, und darin besteht die Garantie für die gleichzeitig vor sich gehenden Prozesse der Stabilisierung der kulturellen Identität und des kontinuierlichen Fortschritts. Die Funktionen der Generationen ergänzen einander.

16. Die Linguistik kann aber muß nicht ihren Einfluß auf die Normenbildung und auf den Normenwandel über die präskriptiven Grammatiken geltend machen. Der Einfluß ist unterschiedlich und von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu bewerten:

- a) In Zeiten, wenn die Sprache keine Schrift hat, können Normen höchstens durch Tabus beeinflußt werden. Tabus sind jedoch ursprünglich nicht spezifisch sprachlicher Natur.
- b) In Zeiten, wenn es zwar eine Schrift gibt, aber große

Teile der Sprachgemeinschaft Analphabeten sind, kann sich die Grammatik nur mündlich auswirken, so z.B. durch die Predigten in der Kirche. Um den Einfluß der Kirche so stark wie möglich zu halten, gebrauchte der Klerus gern "frische" Normen. Der archaisierende Sprachgebrauch hatte daneben eine mystifizierende Funktion.

c) Im Deutschen - und kurz darauf auch in anderen Sprachen - bilden die Wirkungen Luthers und Gutenbergs, genauer: die in ihrer Tätigkeit zur Geltung kommende Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, eine radikale Zäsur. Die Normensetzung wird allgemeiner, überregionaler und unifizierender. Der Weg zur Herausbildung der deutschen Nationalsprache ebnet sich und erhält immer neue Impulse von den bewußten Normensetzern (Sprachgesellschaften).⁵

d) In den letzten anderthalb Jahrhunderten wird praktisch der Analphabetismus beseitigt und der Normenwandel differenziert sich: In den Schulen und Schulgrammatiken wird die Literatursprache zum Kanon und hat deshalb großen Einfluß auf die Sprachgemeinschaft ("Sprich, wie du schreibst!"). Bei den Großen der Nation (Goethe, Nietzsche) ist jedoch wenig von den Kodifizierungen der Grammatiknormen zu verspüren. Eben sie waren es, die viele Neuerungen schufen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg ändert sich die Lage, als die Divergenz zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Norm zunimmt, zuweilen der gesprochenen Sprache eigene Normen zugesprochen werden, ihr aber jedenfalls größeres Prestige zukommt ("Schreib, wie du sprichst!"). Die Beschleunigung des Lebenstempes und die rapide Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie die damit verbundene Veränderung des Wertes materieller und geistiger Güter ziehen auch eine schnelle Veränderung der verbalen - und nicht nur der verbalen - Ausdrucksweise nach sich, so daß die Normen eine geringere Stabilität aufweisen als zuvor und die normierende Rolle der Linguistik wenig zur Geltung kommt. Letzteres ist umso auffallender, als eben diese anderthalb Jahrhunderte einen bedeutenden Aufschwung und eine weite

Verbreitung der Linguistik gebracht haben.

17. Die Ergebnisse der Linguistik sollten jedoch im schulischen Unterricht ihren Niederschlag finden. Wie die Ergebnisse konvertierbar sind, ist eine vieldisputierte Frage, deren Beantwortung keine spezifische Aufgabe der Linguisten ist, obwohl es gut wäre, wenn auch auf diese Art eine Rückkopplung erfolgte. Es ist aber unter allen Umständen die Aufgabe der Linguistik, die Mutter- und Fremdsprachenlehrer mit linguistischen Konzepten bekannt zu machen, die sie dazu befähigen, die Normen unter funktionalem, sozialem, pragmatischem usw. Aspekt zu lehren.

18. Im Anschluß an das unter 10. Postulierte wird hier ergänzt: Je abstrakter das Konzept und die Methoden der Linguistik sind, desto mittelbarer kann sie einen Einfluß auf die präskriptiven Grammatiken und auf die populärwissenschaftliche Tätigkeit der Sprachkultur (Prager Terminus für Sprachpflege) ausüben. Dies ist für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg insofern gültig, als mehrere moderne Richtungen im schulischen Unterricht kaum Spuren hinterlassen haben. Versuchte man trotzdem - häufig aus Prestigegründen - die abstrakten Erkenntnisse unmittelbar anwendbar zu machen, so ergab sich daraus meistens ein Fiasko. Infolge des Trägheitsmoments menschlichen Denkens werden selbst die operationalisierbaren Ergebnisse der linguistischen Forschung nur ungern und mit einer oft großen Verspätung in die präskriptiven Grammatiken eingeführt (z.B. der Valenz-Begriff).

19. Den durch die präskriptiven Grammatiken vermittelten Normen wirken die sich schneller verbreitenden Normwandlungen des Alltagslebens und die die Regeln des Schulunterrichts negligierenden "Normen" der Massenmedien entgegen.

20. Die Sprachteilhaber sollten sich über die Historizität der Normen im klaren sein und müssen auch für den potentiellen Normenwandel aufgeschlossen sein. Dies erfordert, daß sie auch nach dem Verlassen der Schule Grammatiken gebrauchen können. Unter Gebrauch ist nicht einfach das Nachschlagen nach einer Regel, sondern auch die Erkundung nach dem

kreativen Normgebrauch zu verstehen. Für diesen Zweck müssen natürlich in diesem Geist konzipierte Grammatiken zur Verfügung stehen.

21. Die zur Sprache gebrachte Problematik gehört zu den grundlegenden Fragen der zeitgenössischen Wissenschaftstheorie: Welches Verhältnis besteht zwischen der "reinen" und der "angewandten" Wissenschaft? Hat es einen Sinn oder besteht gar die Notwendigkeit, diese Unterscheidung zu treffen, zumal die Erkenntnis die Tätigkeit involviert? (Vgl. 12!) Da die Fragen allein von der Linguistik nicht beantwortet werden können und dürfen, außerdem die Antwort allem Anschein nach zeitbedingt ist, wird an dieser Stelle nur auf die Aktualität der Fragen aufmerksam gemacht.⁶

Anmerkungen

1. Ersterscheinung. Ursprünglich als Material für den Passauer Germanistentag 1984 gedacht.
2. Wäre die Behauptung dieses Satzes im vorliegenden Beitrag thematisiert, so müßte das Verhältnis von Grammatik und Lexik expliziert werden. Dies ist hier nicht möglich, und deshalb klingt der Satz apodiktisch.
3. Der Ausdruck "Beitrag zur Normensetzung" ist zweifellos etwas vag, da unterschiedliche Beiträge die Normensetzung mit unterschiedlicher Intensität förderten und der Einfluß des Mainzer Reichsgesetzes heute nur noch schwer nachzuweisen ist. Deshalb gilt dies Beispiel nur als Prinzip der Normensetzung.
4. Es gehört zu meinen Plänen, das Verhältnis der Notwendigkeit von Ordnung (Normen) zur Notwendigkeit der Veränderung (Normenwandel) genauer darzustellen, da hier allem Anschein nach die Crux der Normenproblematik und der häufigste Anlaß zu Mißverständnissen und zum Aneinander-Vorbeireden zu suchen ist. Man geht sicher nicht fehl, wenn man die Unterschiedlichkeit der Problemlösungen nicht nur und vielleicht auch nicht in erster Linie der Unterschiedlichkeit linguistischer Konzeptionen, sondern

der Unterschiedlichkeit philosophischer Stellungnahmen zuschreibt.

5. Es muß hier nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die - besonders unter b) und c) - angedeuteten Umstände einer weiteren Differenzierung bedürfen, damit man ein klareres Bild von der Historizität der Normen, von dem Verhältnis zwischen Sprachgebrauch und Sprachbewußtsein und vor allem vom Grad des Normbewußtseins erhält. Obwohl es recht schwierig ist, das Verhältnis von deskriptiver und präskriptiver Grammatik in jenen Zeiten zu rekonstruieren, weil die überlieferten Schriften nicht immer ein genaues Bild des Unterschiedes zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache geben bzw. geben können, dürfte letzten Endes doch eben das Verhältnis von Deskription und Präskription für die Herausgestaltung der Norm und für das Prestige dieser Norm ausschlaggebend gewesen sein. Ob es mir gelingen wird, relevante Belege für die Argumentation auf diesem Gebiet zu finden, weiß ich nicht, ja möchte ich eher bezweifeln, zumal solche relativ tiefschürfenden Forschungen wie die für die Zeit zwischen Dante und Bocaccio nicht viel Zuverlässiges aussagen können.
6. Vgl. Davis und Hersh (1981), hier besonders das 3. Kapitel!

IV. SPRACHPFLEGE - SPRACHKULTUR

Zur sprachlichen Norm¹

Aus Anlaß der 14. Auflage von Wustmanns Sprachdummheiten²

Wenn ein Buch zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag das vierzehnte Mal herausgegeben wird, so sagt sich der Leser: "Das muß ein gutes Buch sein." Wenn jedoch der Linguist überlegt, wie rasch sich die Sprachwissenschaft in diesen fünfundsiebzig Jahren entwickelt hat, wie sehr sich die Ansichten über Sprachrichtigkeit und Sprachpflege geändert haben, so überkommt ihn ein leiser Zweifel an der Aktualität dieser Auflage - selbst wenn er weiß, daß das Buch mehrere Male umgearbeitet worden ist. Es besteht hier also ein Widerspruch.³

Eine ausführliche Beschreibung der Geschichte der (Allerhand) Sprachdummheiten wäre nun zwar für das Verständnis dieses Widerspruchs recht aufschlußreich; dennoch möchte ich hier nicht darauf eingehen, zumal neuerdings Helmut Henne Wesentliches darüber gesagt hat.⁴ Nur eine einzige Ergänzung sei dazu erlaubt: Es dürfte kein Zufall sein, daß man nach 1933 eben das Buch des Antisemiten Wustmann neu auflegte, wie es auch kein Zufall ist, daß das chauvinistische Vorwort Wustmanns nach 1945 nicht mehr gedruckt wurde.

Man kann den Widerspruch aber auch so behandeln, indem man prüft, ob die Einstellung Wustmanns (oder Schulzes) zur Sprachrichtigkeit, die allgemein-linguistischen Grundlagen des Buches, die Behandlung der einzelnen Probleme zeitgemäß sind oder nicht, ob der Herausgeber und Bearbeiter des Buches, Dr. Werner Schulze, ihm eine zeitgemäße Konzeption geben wollte und konnte oder nicht.

Ich möchte vorausschicken, daß eine eindeutige Beantwor-

tung dieser Fragen schwer ist. Erstens deshalb, weil wir bis auf den heutigen Tag nicht genau wissen, wie man den sprachlichen Fehler definieren kann, und zweitens, weil viele Feststellungen Wustmanns, die Schulze unverändert oder mit unwesentlichen Veränderungen übernommen hat, heute genauso richtig sind wie 1891. Kapitel wie Die rückbezüglichen Zeitwörter, Zeitenverwirrung bei der Nennform, Der erste und der letztere, Mißhandelte Redensarten, Die fehlerhafte Zusammenziehung, Verwechselte Wörter, Seitens u.a. sowie zahlreiche Beweisverfahren haben nichts von ihrer Gültigkeit verloren und gewiß auf mehrere Generationen einen günstigen erzieherischen Einfluß ausgeübt. Eben deshalb ist es schwer und undankbar, das ganze Werk aufgrund der anderen Kapitel in Bausch und Bogen zu verurteilen. Dennoch kann nicht verschwiegen werden, daß die Sprachdummheiten in verschiedener Hinsicht eine Auffassung vertreten, mit der man sich heute mehr denn je auseinandersetzen muß.

Das Augenfälligste an den Sprachdummheiten ist der Konservatismus, die romantische Einstellung zur Sprache. Der Standpunkt Schleichers, daß die Geschichte der deutschen Sprache die Geschichte ihres Verfalls sei, spukt selbst in der 14. Auflage immer noch. Dieser Hang zum Alten fand im vorigen Jahrhundert in vielen Wissenschaften seinen Niederschlag und ist historisch gut zu verstehen: Ein Volk, das sich seiner selbst, seiner Kräfte bewußt wird, greift mit Vorliebe zum Vergleich mit historischen Heldenzeiten. Als nun z.B. die Sprachwissenschaft auch noch bewiesen konnte, daß die Geschichte der deutschen Morphologie die Geschichte der Reduzierung von Formen ist, aber zugleich noch nicht erkannte, daß die Verarmung der Formen nicht die Verarmung der Ausdrucksmöglichkeiten bedeutet, sondern zur Differenzierung vieler anderer syntaktischer Funktionsmittel führt, so kam der Sprachmeister leicht zu dem Schluß, daß man um jeden Preis an den alten Formen festhalten müsse. Treffend kritisiert in der neusten Literatur Villiger diese Auffassung: "Jenem weitverbreiteten Denkschema verfallend, das

Jede Veränderung als Entartung zu werten geneigt ist, setzt sie (die Sprachkritik) den Sprachwandel kurzweg dem Spracherfall gleich. In dieser Neigung wird sie ebenso sehr durch die Nachwirkung romantischen Denkens unterstützt, dem das Alte fast immer das Bessere war, wie durch den besonderen Rang, den die Literatur der Goethezeit und damit auch ihre Sprache in unserem Bewußtsein einnimmt". (1966, S. 7)

Auf eine seltsame Weise vermengte sich diese Konzeption mit einer anderen, die Schleichers Standpunkt schon überwunden hatte. Wustmann lebte zur Zeit der Blüte der junggrammatischen Schule. Von dieser übernahm er die Überzeugung, daß es nur eine h i s t o r i s c h e Sprachwissenschaft gebe. Daher die Methode seiner Begründungen: Der Gebrauch einer Form ist richtig, wenn sie u r s p r ü n g l i c h so gebraucht wurde; eine Bedeutung wird durch die Etymologie ihrer Form und nicht durch ihre Stelle im System erklärt.

Einen starken Einfluß übte die politische Vorherrschaft Preußens auf Wustmanns Ansichten aus. Die geradezu brüske Zurückweisung der sogenannten Provinzialismen ist nicht anders zu erklären. So begrüßenswert theoretisch auch die Vereinheitlichung der deutschen Sprache war und ist, so falsch ist es, alles, was nicht norddeutsch ist, als unrein abzuweisen. Man kann doch nicht einigen aus mehreren Millionen Menschen bestehenden Gemeinschaften das Recht absprechen, "hochdeutsch" zu sprechen, weil sie anstatt brauchen: benöti-
gen sagen, gar nicht zu reden davon, daß niemand das Wort benötigen als österreichisch empfindet. Meines Erachtens gibt es nur ein einziges Arbeitsgebiet, wo man den niederdeutschen Sprachgebrauch als Norm gebrauchen kann: im Deutschunterricht für Ausländer. Hier ist man gezwungen, den Sprachgebrauch eindeutig festzulegen, um dem Lernenden das Studium der Fremdsprache durch die landschaftlichen Doppelformen nicht zu erschweren, und da der niederdeutsche Sprachgebrauch der verhältnismäßig verbreitetste ist, darf ihn der Ausländer als Norm betrachten. Aber auch das darf nicht verabsolutiert werden, denn wenn ein Ausländer in der Schweiz Deutsch

lernt, so muß sein Lehrer nicht erst "Niederdeutsch" lernen.

All das beeinträchtigte notwendigerweise die allgemein-linguistischen Grundlagen der Sprachdummheiten. Während jedoch Wustmann in einer Zeit lebte, die ihm diese Ansichten geradezu suggerierte, wurde das Buch späterhin, als neue Forschungen die Sprachwissenschaft bereicherten und sie zu einer veränderten Stellungnahme in der Sprachrichtigkeit veranlaßten z.T. anachronistisch. Schulze hat sich zwar bemüht, das Werk zu modernisieren, aber dieses Vorhaben konnte ihm nicht gelingen, weil man Wustmanns Buch nicht verbessern, sondern nur ein neues, ein anderes schreiben kann, und das wäre natürlich kein "Wustmann" mehr. Daß Schulze mehrere Forderungen unserer Zeit berücksichtigt hat, beweisen einerseits seine Vorworte, andererseits seine Änderungen - so das schöne Zitat von Grimm (S. 1), an dessen Geist er sich leider nicht immer hält: "... wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht." Letzten Endes setzt sich aber die alte Auffassung Wustmanns doch in recht vielen Kapiteln durch.

Worin kommen die veralteten Gesichtspunkte selbst in dieser Auflage noch zur Geltung? Einige Beispiele:

"Die Anrede Sie ist natürlich (sic!) eine gröbliche Dummheit, die sich die deutsche Sprache selbst während ihres Lebens hat zuschulden kommen lassen, aber der einzelne kann sie nicht mehr rückgängig machen" (S. 77 f.). Wenn man all das, was dem konservativen Sprachpfleger heute als "unlogisch" erscheint, als gröbliche Dummheit bezeichnet, so muß ein großer Teil der Sprache eine gröbliche Dummheit sein. Das ist kein wissenschaftliches Argument, selbst nicht im Geiste der Sprachwissenschaft, die zur Zeit Wustmanns blühte. Wie "unsinnig" ist dann z.B. ein Wort wie aufschließen! Die Sprache verändert sich nicht nach einem einzigen bestimmten Gesetz; sie ist den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt, und der Vergleich zweier Synchronien beweist den heterogenen Charakter dieser Einflüsse. Unter anderem hat das Hans Glinz in

seinem Buch Die Innere Form des Deutschen (1962) anschaulich und überzeugend dargestellt.⁵

"... die Beugung ist das Zeichen des lebendigen Wortes" (S. 7). Kein Zweifel, eine Flexion, die sich von einer anderen oder der Zéro-Flexion abhebt, erleichtert die Verständigung, macht andere, womöglich kompliziertere syntaktische Mittel überflüssig. Wenn die Sprachgemeinschaft jedoch nun schon seit Jahrzehnten z.B. im Dativ nicht mehr Franzen sagt, sondern Franz, so wird selbst der eifrigste Sprachmeister nichts mehr daran ändern können. Darum wirken auch Aufforderungen wie "... beugen wir sorgsam: jedes Mittwoch ..." (S. 7), befremdend, sie setzen sich über die Sprachwirklichkeit hinweg und werden keinen fruchtbaren Boden finden. Auch die Forderung, in Zeitungsüberschriften die Substantive jeweils mit Artikeln zu versehen, wird wohl kaum beachtet werden. Hier spielen neben sprachlichen Überlegungen auch noch ökonomische eine Rolle, von der Wichtigkeit des Blickfangs gar nicht zu reden.

Den Pluralumlaut will Wustmann in einigen deutschen Substantiven nicht gelten lassen, in Fremdwörtern dagegen bestrübt er ihn, weil "sich darin die Kraft der deutschen Sprache erweist, das Fremde ihren eigenen Gesetzen dienstbar zu machen" (S. 16). Daß die deutsche Sprache dazu fähig ist, fremdes Gut zu übernehmen und "sich dienstbar zu machen", bedarf wohl keines Beweises, um so weniger hat sie es nötig, dies durch künstliche Sprachlenkung zu beweisen.

Warum und wie Wustmann für wir Deutschen anstatt wir deutsche eine Lanze bricht (S. 32), war im vorigen Jahrhundert vielleicht noch erklärlich, aber auch damals nicht stichhaltig (ein Fehler Bismarcks soll damit verbessert werden), heute wirkt die Beweisführung jedoch vollends anachronistisch. Übrigens ist es unverständlich, daß heute ein Werk über Sprachrichtigkeit erscheint, das die in jeder Hinsicht überzeugenden Ergebnisse Ivar Ljungeruds (1955) nicht vertritt. Der Mannheimer Duden benützt Ljungeruds Arbeit als

Standardwerk. Aber auch davon nimmt der neue "Wustmann" nicht viel zur Kenntnis. So liest man z.B.: "Schreibt nicht immer: ein Brief, in dem, sondern ein Brief, worin!" (S. 97). Der Duden stellt eben die umgekehrte Tendenz fest (Duden-Grammatik, Kennziffer 1061).

Nicht nur Ljungerud und der Duden werden nicht zur Kenntnis genommen. "... die Verbannung der Leideform wird geradezu ein Hauptmittel zu bewußter Stilpflege" (S. 79). 1949 legte Peter Weiser seine Doktorarbeit über das Passiv vor, die diese vielumstrittene Frage nicht nur theoretisch sehr glücklich behandelt, sondern auch der Sprachpflege wertvolle Hinweise gibt, so daß sich auch die gediegene Stilistische deutsche Grammatik Wilhelm Schneiders (1960) auf sie stützt. Warum werden Weisers Ergebnisse einfach totgeschwiegen? (Nebenbei bemerkt: Warum ist Weisers Arbeit noch immer nicht im Druck erschienen?) Wie sehr Wustmann die Frage des Passivgebrauchs simplifiziert, beweist u.a. sein eigener Satz, mit dem das Kapitel über das Passiv beginnt: "Grundsätzlich sei für den Gebrauch der Leideform bemerkt, daß sie den Stil beschwert, zumindest bei häufiger Anwendung" (S. 78). Wustmann hätte zumindest in diesem Satz das Passiv vermeiden sollen ...

Wustmann zitierte 1891 - ganz wie einige Jahre davor Schopenhauer - gegen den übertriebenen Gebrauch des Imperfekts; 1966 lesen wir immer noch dasselbe. Es ist dem Herausgeber entgangen, daß inzwischen die umgekehrte Entwicklung eingetreten ist, wovon uns u.a. Lindgréns Monographie (1957) überzeugt. Der Gebrauch der analytischen Form nimmt seit Jahren auch schon nördlich der Benrather Linie zu. Die hyperkorrekten Imperpektformen in Österreich sind kein Gegenbeweis, da sie bedeutend seltener vorkommen.

Wie alle Puristen protestiert auch Wustmann gegen die würde-Form im wenn-Satz. Walter Flänig (1962) und der Duden weisen anhand zahlreicher Zitate aus der besten deutschen Prosa überzeugend nach, daß würde nicht nur im Folgesatz und im Futur des Konjunktivs gebraucht wird.

Über die Substantivierungstendenz sind gleichfalls mehrere bedeutende Arbeiten erschienen, die bei weitem nicht so streng verfahren wie Wustmann und Schulze. Daniels (1963), Grosse (1964), Sommerfeldt (1966) und andere leisten der "Substantivitis" zwar keinen Vorschub, differenzieren aber feinfühlig, wann die nominale Form anstelle der verbalen expressiver oder gar unumgänglich ist.

Die genannten Werke und mehrere andere überzeugen uns davon, daß es um die deutsche Sprachpflege nicht so schlecht bestellt ist, wie manchmal behauptet wird; in den letzten Jahren sind viele theoretische und praktische Arbeiten erschienen, die der Sache der Sprachrichtigkeit wertvolle Dienste leisten.

Damit soll nicht dem übertriebenen Gebrauch von würde, der "Hauptwörterei" und anderem unschönen Sprachgebrauch das Wort geredet werden - die Sprachdummheiten haben ja in vielem recht! -, sondern es soll darauf hingewiesen werden, daß ein "Konservativismus um jeden Preis" der sich wandelnden Sprache nicht gerecht wird, schon 1891 nicht, aber heute noch weniger. Der puristische Konservativismus ist eine Vereinfachung der Tatsachen und deshalb unwissenschaftlich. Das Motto zum Kapitel über die Modewörter (S. 296) - ein Zitat von Rudolf Hildebrand - ist charakteristisch für diese Auffassung: "Alles, was in jedem Modeschwall geschrieben ist, wird einmal als veraltet und geschmacklos anwidern -, nur was in der andern, einfachen Form gefaßt ist, wird und kann nie veralten." Das alles, das nur und das nie verzerren die Wirklichkeit, so daß die Feststellung, die ihrer Intention nach einen wahren Kern enthält, letzten Endes nicht mehr wahr ist.

Was Wustmanns Voreingenommenheit gegenüber den Neologismen anbelangt, so erübrigt sich im Grunde genommen schon lange eine Polemik dagegen; denn schon von der Gabelentz erinnerte daran, daß "jede Neuerung ursprünglich ein Fehler ist" (1901, S. 428), und diese Feststellung ist seitdem unzählige Male wiederholt und bewiesen worden. Deshalb sei an

dieser Stelle nur eine, bisher weniger beachtete Tatsache hervorgehoben.

Ohne in das den Sprachdummheiten entgegengesetzte Extrem zu verfallen und einem sprachwissenschaftlichen Agnostizismus zu huldigen, verdient der Umstand Aufmerksamkeit, daß es - rein semantisch gesehen - keine vollständigen Sätze sondern nur Ellipsen gibt, d.h. daß keine einzige sprachliche Äußerung, so sehr sie auch alle grammatischen Forderungen des deutschen Satzes befriedigt, logisch lückenlos ist, daß sie immer eine Fülle von Kenntnissen, Assoziationen oder/und ergänzenden Kommunikationsmitteln benötigt, um verstanden zu werden. Wenn man jede neue Form, die dichter, gedrängter ist als die alte, bekämpft, so verlangt man damit eigentlich u.a. eine Übercharakterisierung der Semantik, eine semantische Redundanz, die der Expressivität des Ausdrucks Abbruch tut. Wenn die neue Form den Gedanken und das Gefühl expressiv widerspiegelt, strukturgerecht, anschaulich verständlich und ästhetisch ist, so muß man ein Bürokrat sein, wenn man gegen sie kämpfen wollte. Grundsätzlich gibt Schulze das zwar auch zu, aber in der Praxis verstößt er häufig gegen das Prinzip: Entnazifizierung sei scheußlich (S. 293), wer über Engpaß Kohle nachdenkt, "dem verwirren sich die Gedanken" (S. 303), das heut hin wird nur mit Vorbehalt gutgeheißen (S. 305), Gipfelkonferenz sei kein gutes Bild (S. 309) u.ä. Man muß allerdings zugeben, daß Schulze auf diesem Gebiet großzügiger ist, als es Wustmann war. Bekämpfen soll man in erster Linie die Modewörter, die eine differenzierte Charakterisierung der Wirklichkeit beeinträchtigen oder ausgesprochen Katachresen sind.

"Ist unsere Muttersprache also bedroht?", können wir mit Villiger fragen und antworten: "Ja, sie ist bedroht, aber sie ist nicht in erster Linie durch den Sprachwandel bedroht, denn dieser bringt wohl ungefähr gleich viel Erfreuliches wie Bedenkliches hervor, wie aller Wandel auf allen Gebieten menschlicher Kultur. Bedroht ist unsere Muttersprache durch die erschreckende Gleichgültigkeit, Verantwort-

tungslosigkeit und Lieblosigkeit, die die durchschnittlichen Menschen gegenüber ihrer Muttersprache an den Tag legen. Bedroht ist unsere Muttersprache durch das gestörte Verhältnis des Sprechenden und Schreibenden zu seiner Sprache. Nicht die Neuerungen in der 'langue', im System, bedrohen unsere Muttersprache, sondern die Liederlichkeit des einzelnen in der Verwendung der ihm zur Verfügung stehenden 'langue' in der 'parole'..." (1966, S. 24 f.).

Ist es nun eigentlich überhaupt möglich, der Sprachrichtigkeit und damit der Sprachpflege eine wissenschaftliche Grundlage zu geben? Die Antwort auf diese Frage ist nicht einfach, wenn man nicht in das andere Extrem und damit gleichfalls in den Fehler der Vereinfachung fallen will. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß man den Begriff der Wissenschaftlichkeit in der Sprachrichtigkeit nicht dogmatisch auffassen darf. Nicht nur die Forderung nach einer naturwissenschaftlichen Wissenschaftlichkeit muß fallengelassen werden, sondern selbst innerhalb der Sprachwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft muß man den Begriff 'Wissenschaftlichkeit' differenzieren, d.h. Abstufungen, verschiedene Grade der Wissenschaftlichkeit unterscheiden.

Für die Entscheidung der Frage, ob du schreibst oder du schreibst richtig ist, kann ein eindeutiger Maßstab angelegt werden. Selbst für die Leerstellen des Verbs können in den meisten Fällen eindeutige Gesetzmäßigkeiten festgestellt werden: ich werfe dir ist nicht grammatikalisch, ich werfe dir den Ball zu dagegen richtig.

Über die Grammatikalität hinaus, d.h. über die selbstverständliche Forderung hinaus, daß sprachliche Äußerungen den immanenten Gesetzen der Sprache entsprechen müssen, gibt es jedoch noch andere Kriterien für die Sprachrichtigkeit, die nicht so klar exakt-wissenschaftlich sind.⁶

Die Regeln der semantischen Kongruenz z.B. lassen sich nicht mit grammatischen Methoden bestimmen, obwohl der Sprachteilhaber sie im allgemeinen richtig anwendet. So sagt er z.B.: Der Bach plätschert, aber nicht: Der Strom plät-

schert. Die semantische Kongruenz besteht zwischen den verschiedensten sprachlichen Elementen: zwischen Verb und Substantiv, Verb und Adverb, Substantiv und Adjektiv usw. Selbst die Metapher- und Metonymbildung ist diesen "Gesetzen" unterworfen, allerdings nicht unbegrenzt (vgl. die Ausführungen auf S. 164 f.). Im weiteren Sinne des Begriffs gehört ein großer Teil des Wortgebrauchs in diese Kategorie.

Weiterhin ist der Informationswert der Mitteilung ein wichtiges Kriterium der Sprachrichtigkeit. Er spielt jedoch nicht selbständig die ausschlaggebende Rolle, da es Mitteilungen in zweifellos schlechtem Deutsch und mit zufriedenstellendem Informationswert gibt und andererseits Mitteilungen in korrektem Deutsch mit ambivalentem Inhalt gemacht werden können.

Sehr wichtig ist die Frage, ob die Äußerung ein klares und diszipliniertes Denken widerspiegelt oder nicht; denn die Exaktheit des Denkens und die Wahl des treffenden Ausdrucks stehen miteinander in Wechselwirkung.⁷ Aber auch dieses Kriterium genügt nicht, um den Begriff der Sprachrichtigkeit zu erschöpfen, da z.B. eine zu gedrängte oder eine zu ausführliche bzw. umständliche Ausdrucksweise den Informationswert der Äußerung beeinträchtigen kann, selbst wenn der Sprecher klare Begriffe gebraucht. Es könnte hier zwar eingeworfen werden, daß innerhalb eines Satzes der Ausdruck unabhängig von der Wortkargheit oder semantischen Redundanz richtig sein kann. Da jedoch die meisten Mitteilungen - es sei hier nur von der Kommunikation die Rede - den Zweck haben, vom Empfänger angemessen verstanden zu werden, ist m.E. der pragmatische Gesichtspunkt für die Richtigkeit entscheidend. Die Richtigkeit des Ausdrucks wird nicht nur von sprachlichen Faktoren bestimmt, sondern hängt auch vom außersprachlichen Kontext ab, nämlich von der Frage, in welchem Maße der Sprecher (Schreiber) in der gegebenen Situation - unter Umständen mit Hilfe anderer Kommunikationsmittel - für die beabsichtigte Mitteilung die entsprechende Form wählt. Deshalb muß der Begriff der

Sprachrichtigkeit in dieser Richtung erweitert werden. Andernfalls gelangen wir wiederum zu einer atomisierten Bewertung der sprachlichen Äußerungen.

Im Grunde könnte man die Kriterien für die Richtigkeit einer sprachlichen Äußerung noch weiter differenzieren. So wäre es wichtig zu betonen, daß der überflüssige Gebrauch von Fremdwörtern in der Alltagssprache unter Umständen den Informationswert beeinträchtigt, daß Argot-Ausdrücke die Rede verunzieren u.ä. Bei genauerer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, daß die vorhin erwähnten Kriterien alle weiteren schon enthalten; und da es hier nicht um eine detaillierte Darstellung, sondern um eine prinzipielle Behandlung der Sprachrichtigkeit geht, sehen wir von einer weiteren Differenzierung ab.

Aus diesen Überlegungen folgt, daß die genannten vier Faktoren gleichzeitig und gemeinsam in wechselseitiger Wirkung die Richtigkeit der sprachlichen Äußerung bestimmen: Diese muß den immanenten grammatischen und semantischen Gesetzen der Sprache entsprechen, einen höchstmöglichen Informationswert besitzen und exaktes Denken widerspiegeln. Da nun die "wissenschaftlichkeit" dieser Faktoren nicht am gleichen Maßstab zu messen ist, ist das Verhältnis zwischen ihnen variabel und hängt von verschiedenen Umständen ab, die hier nicht weiter erörtert werden können.

Ist es nun schon nicht einfach, die Kriterien der Sprachrichtigkeit zu bestimmen, so stößt man bei der Wahl der Methode auf noch größere Schwierigkeiten. In den obengenannten Verfahren ist z.B. mit linguistischen Methoden, so u.a. mit der Transformationsanalyse, der Substitution, mit repräsentativ-statistischen Methoden, recht viel erschlossen worden. Die Ergebnisse sind, wie gesagt, wertvoll, nicht nur darum, weil sie auf eine Reihe von Fragen zuverlässige Antworten geben, sondern auch, weil sie das methodologische Arsenal der Sprachwissenschaft bereichern. Sie haben aber Mängel. Erstens gehen sie hauptsächlich von der geschriebenen Sprache aus, und zweitens können sie nicht auf alle Zweifels-

fragen Antwort geben - wenn dergleichen auf diesem Gebiet überhaupt als Mangel bezeichnet werden kann.

Um es kurz zu machen und geradewegs auf die Antwort zuzusteuern, die gleichzeitig auch eines der Hauptprobleme enthält: Sooft man nach einem Prinzip für eine anwendbare Methode sucht, stößt man letzten Endes immer wieder auf das *S y r a c h g e f ü h l*. Es ist bezeichnend, daß fast alle linguistischen Strömungen mit dem Sprachgefühl operieren, wenn sie es auch nicht immer beim Namen nennen und sogar den Gebrauch des Begriffes verurteilen. Selbst der Informant der strukturalistischen Schulen hat im Grunde genommen nur die Stütze seines Sprachgefühls.

Und hier beginnt erst richtig die Schwierigkeit: "Damit ist ein Begriff aufgetaucht, oder besser gesagt: ein Ausdruck, ein Terminus zur Verwendung gekommen, der in Linguistik, Sprachpsychologie und -pathologie ebenso unablässig und unbesorgt verwendet wird wie im Alltag, ohne daß indes über seinen Inhalt und Umfang volle Klarheit bestände. Dieser Terminus gehört zu den Ausdrücken, die das Unglück gehabt haben, zu Schlagworten abzusinken, ehe sie noch zu voller Klarheit des Begriffes erhoben zu werden vermochten, die ständig zu vorschnell erledigenden Kurzschlußantworten benutzt werden, ohne daß man sich über das sie Ausgesagte einig wäre ..." (Kainz 1956, S. 297). Ein Kommentar dazu erübrigt sich, und doch ist man gezwungen, das Sprachgefühl als Arbeitshypothese anzuerkennen. Versuchen wir, das an einer modernen Auffassung darzustellen.

In der Zeitschrift *Wirkendes Wort* erschien vor kurzem ein Artikel von Paul Grebe⁸, in dem er einen wichtigen Grundsatz behandelt. Einige Stellen aus dem Artikel: "Je mehr Sprachwirklichkeit sichtbar wird, desto weniger Normen bleiben bestehen." - "In Erkenntnis der Aktualisierung von Norm und Sprachwirklichkeit in unserer Zeit haben wir bereits seit 1958 in der Dudenredaktion damit begonnen, Unterlagen zu schaffen, die einen Einblick in die Sprachwirklichkeit sicherstellen sollen." - "Beide untersuchten

Fälle ... ließen uns zu dem Schluß kommen, eine sprachliche Erscheinung, die im Widerspruch zur bisherigen Norm steht, dann anzuerkennen, wenn sie sprachgerecht ist; d.h. wenn sie sinnvoll in das geltende Bezugssystem unserer Sprache eingeordnet werden kann." - "Der hier eingezogene Bescheid der Sprachgemeinschaft, der sich mit Hilfe der Häufigkeit einer sprachlichen Erscheinung feststellen läßt, ist wohl unbestritten, denn es gibt niemand außer ihr, der festsetzen könnte, was in der Sprache Geltung hat."⁹ - "Der Sprachpfleger ... kann ... seinen Entscheid für die eine oder andere Möglichkeit nur von seiner persönlichen Haltung bei diesem Sprachvorgang abhängig machen." - Aus der Achtung vor überlieferten Formen "... wächst jene behutsame Haltung, ohne die ein Sprachpfleger nicht denkbar ist. Diese Haltung ist ein notwendiges Korrelat zu seiner rationalen Einstellung gegenüber der Sprache als System. Wenn beides zusammen-
trifft, wird wissenschaftliche Sprachpflege ohne allzu starke Relativierung der Norm möglich sein."¹⁰

Hierzu möchte ich folgendes bemerken: Das Sammeln von Belegen ist wirklich die *conditio sine qua non* für eine wissenschaftliche Sprachrichtigkeit, die sich nicht von der Sprachwirklichkeit entfernen und nicht mit Fiktionen arbeiten will. Dabei besteht jedoch die Gefahr, daß ein Sprachgebrauch, der nicht "in das geltende Bezugssystem der Sprache eingeordnet werden kann", häufig vorkommt. So ist z.B. der Gebrauch der Partikel wie neben Adjektiven im Komparativ stark verbreitet, aber m.E. nicht sprachgerecht im Sinne Grebes, wie im analogen Fall das englische as oder das russische как nicht sprachgerecht wäre. Es ist zwar möglich, daß hier eine Umstrukturierung der *langue* im Gange ist, aber warum sollte der Sprachpfleger ihr Vorschub leisten? Deshalb kann die Sprachgemeinschaft als statistischer Faktor für den Entscheid nicht immer eine maßgebliche Rolle spielen. Jeder durchschnittlich geschulte Deutsche wird auf Befragen die Form als wählen.

Grebe fügt zwar hinzu, daß der Entscheid von der persön-

lichen Haltung des Sprachpflegers abhängt; das bedeutet aber, daß letzten Endes doch wieder der wissenschaftlich Geschulte die Entscheidung trifft, wenngleich auch erst in Kenntnis der Statistik. Das Sprachgefühl des sprachlich nicht unbefangenen Forschers ist in den meisten Fällen konservativer als das des Durchschnittsmenschen. Es ist zu befürchten, daß die Achtung vor den überlieferten Formen zu der rationalen Einstellung gegenüber der Sprache als System beim Forscher in einem anderen Verhältnis steht als bei einem Menschen, der die Sprache naiv gebraucht.¹¹ Übrigens ist bei recht vielen Alternativen die neue Form weniger systemgerecht als die alte, so daß die Sprachwirklichkeit häufig die Veränderung einer Mikrostruktur innerhalb des ganzen Systems verursacht, mit anderen Worten: veränderte parole-Erscheinungen eine Umstrukturierung der langue nach sich ziehen. Schließlich ist ein großer Teil des Sprachwandels auf ähnliche Ursachen zurückzuführen.

Erschwert wird die Aufgabe des Forschers auch dadurch, daß er nolens volens den Sprachfehler mit dem Fehler der Erkenntnis der Wirklichkeit vergleicht - was Wustmann oft tut -, da ja die Sprache als Erscheinungsform des Denkens im Erkenntnisprozeß eine wesentliche Rolle spielt. Der Sprachfehler unterscheidet sich jedoch vom Erkenntnisfehler dadurch, daß die sprachliche Norm usuell und historisch nicht fixiert ist, während die objektive Wirklichkeit unabhängig von unserem Denken existiert und ihre Entwicklung nicht sprachadäquat ist. Der sprachliche Neologismus ist ein Sprachfehler, den sein Gebrauch rechtfertigt, wie Skrebnejew (1961, S. 140) richtig feststellt; je öfter wir ihn begehen, desto mehr Grund haben wir dazu, ihn wissenschaftlich zu analysieren, und desto weniger Grund haben wir dazu, ihn zu bewerten.

Nichtsdestoweniger ist Grebes Methode unter den gegebenen Umständen die optimale, 1. weil sie den überlieferten Formen kritisch gegenübersteht, 2. weil sie "realistisch" die Sprachwirklichkeit berücksichtigt, und 3. weil man

letzten Endes doch den gebildeteren Schichten der Sprachgemeinschaft den Entscheid überlassen muß. Es ist also klar, daß Grebes Achtung vor den überlieferten Formen - besonders als "Korrelat zur rationalen Einstellung gegenüber der Sprache als System" - etwas grundsätzlich anderes ist als Wustmanns einseitiger und aristokratischer Konservatismus.

Daß und in welchem Grade die Achtung vor den überlieferten Formen notwendig ist, schildert der ungarische Sprachwissenschaftler Ferenc Papp - allerdings mit einiger Übertreibung - geistreich in seinem Artikel Kód (Der Code, 1965, S. 208): "Die Grammatiker sind bekanntlich konventionell veranlagt. Sie 'kämpfen' gegen eine Erscheinung, die es schon lange gibt, von der sie schon ahnen, daß sie ihre Verbreitung nicht verhindern können, ja vielleicht wissen sie sogar schon, daß sie siegen wird, aber sie kämpfen trotzdem dagegen. Wenn man in der Geschichte der Musik von 'durchgefallenen Kritikern' sprechen kann, so besteht die ganze Geschichte der normativen Linguistik fast nur aus 'durchgefallenen Kritikern': ... (Es folgen Beispiele aus der Geschichte der ungarischen Sprache, wo sich die Norm auf diese Weise veränderte.) Aber während die Sprachgemeinschaft das Recht hat, den Code zu verändern, ist es die heilige Pflicht der Bewahrer dieses Codes, der Sprachpfleger, der Sprachlehrer, diese Veränderungen zu verlangsamen, in ein rationales Fahrwasser zu lenken. Wenn diese die Entwicklung des Codes nicht verlangsamen, so würden im Kommunikationssystem des Automaten der Gesellschaft schwere Schäden entstehen."

Weder Grebe noch Papp noch andere Linguisten, die mit dieser oder ähnlichen Methoden arbeiten, kommen also um den Gebrauch des Begriffes 'Sprachgefühl' herum, selbst wenn sie ihn nicht beim Namen nennen. Wenige haben versucht, den Begriff des Sprachgefühls zu definieren, aber fast alle operieren damit.¹² Auch Wustmann und Schulze stützen sich auf ihr Sprachgefühl, aber obwohl sie zur gleichen Sprachgemeinschaft gehören, kommen sie häufig zu anderen Schlüssen als Grebe. Das Sprachgefühl wird nicht nur von emotionalen,

sondern auch von anderen Faktoren bestimmt, wie z.B. von der Sprachanschauung, vom Geschmack, von der Bildung usw.

All das hat zur Folge, daß die Sprachpflege in der letzten Zeit nicht nur in der Hinsicht "liberaler" wird, daß sie die Sprachwirklichkeit berücksichtigt, sondern auch in dem Zugeständnis, daß verschiedene Formen gleicherweise richtig sein können. Während die Sprachdummheiten nur selten mehrere Formen nebeneinander zulassen, stellen sich z.B. Kostomarov und Leontjev auf den Standpunkt, daß "das System der Normen keine genauen Konstanten angibt, sondern nur äußere Grenzen, innerhalb derer die Sprechrealisierung von Fall zu Fall, von Mensch zu Mensch frei schwankt (1966, S. 11). Obwohl diese Feststellung in der Allgemeinen Sprachwissenschaft schon seit langem bekannt ist, hat die Sprachpflege davon bisher selten Kenntnis genommen. Besonders die Sprachdummheiten berücksichtigen dieses Prinzip nicht, worauf schon der apodiktische Titel und viele Prädikate Wustmanns hinweisen: abscheulich, beschämend, töricht, unsinnig, Skandal, gröbliche Dummheit, vollendeter Blödsinn, verabscheuenswert usw. Man kann diese Ausfälle nicht mit einem nachsichtigen Lächeln als Exzentrizität des "polternden" Wustmann betrachten, sie sind vielmehr organische Bestandteile einer dogmatischen Auffassung.

Natürlich "geht die gegenseitige Beeinflussung von Sprachsystem und Sprechakt auf dem Niveau des Normsystems vor sich, in welchem sich ein komplizierter Kampf der verschiedenen Faktoren und Erscheinungen abspielt, und diese Faktoren und Erscheinungen bedingen letzten Endes die Dynamik des Systems und den Charakter der Sprachvarianten" (Kostomarov/Leontjev S. 12), doch sind "der Kontext und die Sprechsituation sehr starke ... Faktoren, ... überhaupt 'extranormative' Erscheinungen" (S. 11).

Wie oft kommt es vor, daß ein Ausdruck in der einen Sprechsituation nicht sprachgerecht, in der anderen dagegen außerordentlich treffend ist, obwohl die Bedeutung - im engeren Sinne des Wortes - dieselbe ist! Deshalb sollte man

die Richtigkeit der Form nicht isoliert, sondern jeweils funktional innerhalb des Systems und im Zusammenspiel mit außersprachlichen Faktoren beurteilen. Das bedeutet nicht, daß man mit wissenschaftlicher Abstraktion nicht gewisse Ausschnitte aus der Sprache einzeln untersuchen soll - die genannten Werke tun das mit vollem Recht -, aber Bücher wie die Sprachdummheiten müssen dem Leser bereits eine Synthese bieten. Eine solche Arbeit ist nicht leicht; denn der Leser merkt sich die eindeutigen Regeln leichter, als wenn er in jedem Fall für die richtige Wahl verschiedene Umstände berücksichtigen muß. Die Sprachdummheiten haben ihre Volkstümlichkeit vielleicht auch dieser "Eindeutigkeit" zu verdanken. Wenn jedoch weiterhin ähnliche Bücher erscheinen, so führen sie - wenn sie überhaupt einen Einfluß ausüben - erstens zum sprachlichen Aberglauben und zweitens zu einer Verarmung der sprachlichen Ausdruckskraft.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß man zwei Arten von Sprachrichtigkeit unterscheiden muß: eine für Angehörige der Sprachgemeinschaft und eine für Fremdsprachige. Während jener sich die Grammatik, den Wortgebrauch der Sprache spontan aneignet, muß dieser den Gebrauch jedes einzelnen Elements erst mühsam erlernen, nachdem in seiner Psyche ein Zeichensystem und ein Begriffssystem in enger Verbundenheit verankert sind. Dabei spielt seine Muttersprache eine teils helfende (transferierende), teils störende (interferierende) Rolle. Während nun die grammatischen Regeln mehr oder weniger leicht zu erlernen sind, stellen Probleme wie z.B. das der semantischen Kongruenz bedeutend höhere Anforderungen an ihn. Diese Eigentümlichkeiten, besonders die Idiomatik, lassen sich sehr schwer in Regeln fassen, weil sie in seiner Muttersprache entweder nicht oder auf einer anderen Ebene zur Geltung kommen. Der Unterschied zwischen müssen und sollen, zwischen genau und pünktlich u.ä. bereiten einem Deutschen keine Schwierigkeiten, da er durch häufigen Gebrauch automatisiert ist; aber fast jedem Ausländer sind das Probleme, denen er weder mit den Regeln der Grammatik noch

mit seinem eigenen Begriffssystem beikommt.

Abschließend noch zwei Bemerkungen.

Die erste zur Methode. Hermann Paul schrieb: "Die Sprache ist allem Luxus abhold" (1920⁵, S. 251). Diese Feststellung bezieht sich auch auf die Synonymik, d.h. es gibt in der Sprache keine zwei Zeichen, die in der gleichen sprachlichen und außersprachlichen Umgebung die gleiche Funktion hätten. Trotzdem muß man diese an und für sich richtige Feststellung in einer Hinsicht etwas einschränken. Wenn man versucht, am Werk Thomas Manns ein Zeichen durch ein anderes zu ersetzen, so wird man dadurch die Absicht des Verfassers mindestens modifizieren. Nicht so in der Alltagssprache: unsere meisten Äußerungen (mündliche und schriftliche) sind nicht so fein schattiert, daß man einzelne ihrer Elemente nicht durch andere ersetzen könnte, ohne den Informationswert der Mitteilung und die Intention des Sprechers wesentlich zu beeinträchtigen, selbst wenn man eine gepflegte Sprache spricht. Ähnlich ist es auch bei einem großen Teil der nicht-belletristischen Prosa.

Infolgedessen muß in vielen Fällen das sprachliche Kunstwerk aus den Betrachtungen über Sprachrichtigkeit ausgeklammert werden. Selbst die Forderung, belletristische Texte als Maßstab für die Pflege der gesprochenen Sprache zu betrachten, besitzt ihre Gefahren, da ja eben die Differenziertheit des künstlerischen Ausdrucks die Gewährtheit, das Gehobene des Stils einschließt, das der gesprochene Sprache fremd ist und sie geschraubt und verstiegen erscheinen läßt. Die Berücksichtigung dieses Umstandes ist eigentlich selbstverständlich; die einschlägige Literatur verfällt trotzdem manchmal in den Fehler, den Sprachgebrauch der schönen Literatur als Norm der alltäglichen Sprache zu betrachten.

Es gibt jedoch noch einen, nicht weniger triftigen Grund dafür, belletristische Texte nicht als Maßstab für die gesprochene Sprache zu gebrauchen: Im sprachlichen Kunstwerk wendet der Verfasser die Sprache nicht nur diffe-

renziert an, sondern auch anders, als es der durchschnittliche Angehörige der Sprachgemeinschaft tut; um die gewünschte Wirkung zu erzielen, begnügt sich der Dichter nicht mit Schablonen der Alltagssprache. Durch ungewohnte Wortstellungen, durch gewagte Tropen, die in der Umgangssprache vielleicht als Katachresen wirken, durch Parenthesen und Ellipsen, hebt er seine Sprache über die alltägliche hinaus. (Natürlich wird ein sprachliches Werk nicht nur dadurch zum Kunstwerk.) Was im Munde des Dichters schön und neu klingt, wirkt im Munde des Durchschnittsmenschen gespreizt, unnatürlich und vielleicht sogar falsch. Ganz besonders bezieht sich das auf die moderne Dichtung. Die Trennung von alltäglicher und künstlerischer Sprache ist um so wichtiger, als die Berücksichtigung von künstlerischen Formen bei der Fixierung von sprachlichen Normen zu der Unmöglichkeit führt, überhaupt Normen der Sprachrichtigkeit aufzustellen. Wollte man all das mit in die Vorschläge für die Sprachrichtigkeit hineinnehmen, was Künstler je gesagt haben und - horribile dictu! - noch sagen können, so gäbe es praktisch keinen Maßstab mehr; es wäre müßig, Sprachpflege zu treiben: die ganze Disziplin würde sich in Anarchie auflösen.¹³

Damit soll nun allerdings keineswegs geleugnet werden, daß die schöne Literatur die gesprochene Sprache beeinflusst und beeinflussen muß. Die nationale Literatur eines Volkes, aber auch die Weltliteratur in angemessener Übersetzung sind bewahrende und fördernde Kräfte des nationalen Sprachlebens. Dieser Einfluß kommt jedoch nicht mechanisch und unmittelbar, sondern durch eine komplizierte Transmission zur Geltung: Die schöne Literatur legt als Förderin der Bildung die Grundlagen für die Kultur der Sprache. Darin liegt ihre erzieherische Bedeutung. Der Sprachpfleger tut jedoch schlecht daran, der gesprochenen Sprache den Maßstab des Kunstwerkes anzulegen. Ganz absurd wird diese Forderung, wenn man sich auf den Sprachgebrauch der Dichtung beruft.

Die zweite Bemerkung knüpft sich an das erste Motto der Sprachdummheiten, das einige Sätze von Nietzsche enthält,

in denen vom Zusammenhang von Muttersprache und Kunst die Rede ist. Der Gebrauch der Muttersprache ist wirklich eine Kunst, und zwar die Kunst, die jedem Menschen geläufig ist. Darin liegt ihr großer Wert, aber darin liegt auch die große Gefahr der Verlotterung. Gegen die Verlotterung einer Kunst ist es nun schwer, mit wissenschaftlichen Methoden zu kämpfen, denn Kunst ist nun eben nicht Wissenschaft. Auch dies ist ein Grund dafür, daß die Wissenschaftlichkeit der Sprachpflege relativ ist und man immer zum Sprachgefühl zu greifen gezwungen ist. Die Pflege der Sprache ist darum nicht nur die Aufgabe des Sprachwissenschaftlers und Sprachlehrers, sondern mindestens im gleichen Maße auch die aller Erzieher, die für den Geschmack und die Bildung des Volkes mit verantwortlich sind: des Rundfunks, des Fernsehens, des Theaters, des Films, der Zeitschriften und des ganzen "Bildungsapparates" der modernen Gesellschaft. Das vergesse man nicht, denn man kann vom Sprachpfleger nicht Unmögliches verlangen.

Zusammenfassend: Die neue Auflage der Sprachdummheiten gibt uns wieder einmal die Gelegenheit, die Verdienste Wustmanns und Schulzes zu würdigen, aber auch darauf hinzuweisen, daß die Sprachrichtigkeit und die Sprachpflege zum Teil noch im Korsett des 19. Jahrhunderts stecken, von dem sie zu befreien schon zahlreiche Schritte getan worden sind, die aber allem Anschein nach immer noch nicht genügend bekannt sind, damit alle, denen an der Pflege der deutschen Sprache gelegen ist, sich diesen modernen Bemühungen anschließen.

Anmerkungen

1. In: Muttersprache 77, 1967/11, S. 333-343.
2. Wustmann: Sprachdummheiten. Erneuerte 14. Auflage, hrsg. von Werner Schulze. Walter de Gruyter, Berlin 1966.
3. Seitdem sind abermals mehr als anderthalb Jahrzehnte vergangen, und obwohl sich in dieser Zeit recht viel geän-

dert hat, sind die Veränderungen doch nicht so groß, als daß ein Nachdruck heute nicht mehr aktuell wäre. (Vgl. dazu die diesem Beitrag folgenden Arbeiten im vorliegenden Band!) Nachdruck bedeutet natürlich nicht, daß ich die Kritik an Wustmann heute noch auf die gleiche Weise schreiben würde, der Geist der Stellungnahme wäre jedoch der alte.

4. In: Zeitschrift für deutsche Sprache 21/3.
5. Die zitierte Literatur entspricht der der ursprünglichen Fassung von 1967. Daß die Literatur nicht ergänzt wird, hat zwei Ursachen: Erstens würde die Ergänzung gewisse Stellungnahmen in differenzierterer Form erforderlich machen und dies die Argumentation auf unangemessene Weise modernisieren. Zweitens ist die in der Zwischenzeit erschienene Literatur dermaßen angestiegen, daß weitere Zitate den Beitrag unübersichtlich machen würden.
6. Wenn Gloy meint, er wolle meine Behauptung des exakt-wissenschaftlichen Charakters von Entscheidungen über die Systemgemäßheit erst einmal dahinstellen (1975, S. 66 f.) und er im nächsten Satz schreibt, "es wird jedenfalls von dem im Duden dargelegten Komplex hochsprachlicher Normen immer wieder stillschweigend angenommen oder explizit behauptet, daß er das System Sprache strukturiere", so fürchte ich, daß damit zwei Dinge nicht klar voneinander geschieden werden: die Objektivität des sozial manifesten Systems und die Darstellung des Systems bzw. der von ihm ermöglichten Normen (vgl. S. 248!). Die Unterscheidung wurde in dem 1967 erschienenen Artikel allerdings noch nicht expliziert. Was den Duden anbelangt, so gehören die Angriffe gegen ihn eher in die Soziologie als in die Linguistik. Dies betrachte ich jedoch nicht als Ausflucht, nur als Erklärung: Der Duden ist sowohl soziologisch als auch linguistisch gesehen eine notwendige Institution.
7. Gloy macht mir diese Behauptungen zum Vorwurf (1975, S. 75), übersieht dabei aber den hier unmittelbar folgenden

- Satz, der die Behauptung relativiert. Ich gebe aber zu, daß der Ausdruck "Exaktheit des Denkens" infolge seines hohen Anspruchs hier nicht glücklich ist, würde mich jedoch glücklich schätzen, wenn ich oder andere wesentlich mehr über das Verhältnis von exaktem Denken und adäquater Ausdrucksweise wüßten, auch heute, mehr als anderthalb Jahrzehnte später.
8. Sprachnorm und Sprachwirklichkeit. In: Wirkendes Wort 1966/3, S. 145-156.
 9. Vgl. dieses Verfahren als Argument gegen die in Anmerkung 6 zitierte Kritik von Gloy!
 10. Vgl. S. 233!
 11. Dies ist ein Problem, das seit Jahr und Tag aktuell ist, zu dessen Bewältigung die einschlägige Literatur wenig beigetragen hat. Viele Linguisten identifizieren ihr Sprachbewußtsein, ihre Sprachkenntnisse unbewußt mit denen der unbefangenen Sprachteilhaber. Die Beschäftigung mit dieser Frage soll ebenfalls ein Thema der weiteren Forschung sein. Einen gewissen Ansatz dazu findet man - allerdings von einer ganz anderen Seite her und mit einer völlig neuen Methode - bei Papp 1984, der bei der Beurteilung von Übersetzungen den Begriff "quasi-Korrektheit" einführt.
 12. 1980 stellte die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung die Preisfrage "Ist Berufung auf 'Sprachgefühl' berechtigt?" und erhielt darauf eine Reihe von wertvollen Antworten. Vier davon sind 1982 veröffentlicht (Sprachgefühl?). Der Band zeigt, daß seit Kainz immerhin doch einiges geschehen ist.
 13. Nicht als Entschuldigung, jedoch als Erklärung soll folgende Bemerkung aufgefaßt werden: Zur Zeit der Niederschrift des ursprünglichen Manuskripts, also etwa 1966, hatte sich der Begriff der sprachlichen Kreativität noch längst nicht durchgesetzt. So ist zu verstehen, daß dieser Gedankengang heute prinzipiell zwar vertretbar ist, aber anders formuliert werden müßte.

Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft

Ökologische Aufgaben der Linguistik¹

1. Kultur - Kultiviertheit des Sprachgebrauchs - Sprachkultur
2. Einschränkungen der Möglichkeiten von Sprachkultur
3. Zur linguistischen Grundlage von Sprachkultur
4. Die Aktualität der Sprachkultur
5. Zu den Methoden der Sprachkultur und den Aufgaben der Linguistik
6. Einige spezifisch deutsche Detailfragen der Sprachkultur
7. Abschließende Bemerkungen

1. Kultur - Kultiviertheit des Sprachgebrauchs - Sprachkultur

Bekanntlich wird unter "Kultur" recht vieles und Unterschiedliches verstanden. So spricht man z.B. von Kultur im Zusammenhang mit den Künsten, im Zusammenhang mit Unterricht und Erziehung (im klassischen Latein bedeutete cultura u.a. 'geistige Bildung'), im Zusammenhang mit geistigen Traditionen und überhaupt im Zusammenhang mit all dem, was sich auf die geistigen Produkte der Menschheit bezieht. Mit Kultur wird aber auch solches bezeichnet, was das Zusammenleben der Menschheit betrifft, also in ethischen Kategorien ausgedrückt wird. Eine Differenzierung erhielt der Begriff, als man von einer industriellen Kultur, von einer Wohnkultur, von einer Verkehrskultur, von einer politischen Kultur oder von einer Kultur der Arbeit zu

sprechen begann, was im Grunde einer konsequenten Distanzierung vom zoologischen Individualismus gleichkam. Schließlich findet sich heute eine Interpretation des Wortes in der Bestimmung, daß darunter die Gesamtheit der Erzungenschaften der Gesellschaft in ihrer materiellen und geistigen Entwicklung (Filosofskaja enziklopedija 1964, S. 118) zu verstehen ist. Daraus geht hervor, daß ein wissenschaftliches Umgehen mit dem Wort nicht ungefährlich ist; eine extensionale Definition würde ins Uferlose führen, also eigentlich keine Definition mehr sein.

Was ist unter "Sprachkultur" zu verstehen? Das Wort wurde in Anlehnung an einen Gedanken der russischen Sprachwissenschaft vom Prager Kreis geschaffen, in der ersten Zeit allerdings noch nicht differenziert gebraucht; es konnte sowohl die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs als auch die Sprachpflege bedeuten. 1932 heißt es dann aber schon in den "Allgemeinen Grundsätzen der Sprachkultur", daß unter Kultur der Literatursprache die bewußte Pflege der Literatursprache zu verstehen ist (Grundlagen der Sprachkultur 1976, S. 74. Hier und im weiteren stehen die bibliographischen Angaben mit den Erscheinungsjahren der zugänglichen deutschen Ausgabe und nicht mit dem ursprünglichen Erscheinungsjahr.) Mathesius betont im gleichen Jahr, daß jede Kultur eine Ordnung ist und das Prinzip der Ordnung in jeder kultivierten Sprache steckt (1976, S. 89).

Insofern haben die Prager das Wort zu einem Nomen actionis und den Begriff eindeutig gemacht sowie ihn zu dem traditionell "Sprachpflege" genannten Begriff in Verwandtschaft gesetzt, und in diesem Sinne werde auch ich ihn im folgenden gebrauchen. Inwiefern Sprachkultur sich auf Literatursprache bezieht, wird allerdings noch zu erörtern sein.

Sprachkultur unterscheidet sich jedoch von Sprachpflege dadurch, daß sie im Besitz einer wohlfundierten Konzeption und einer entsprechenden Methode ist. Sie unterscheidet sich von ihr nicht im Hinblick auf ihre Intentionen, d.h.

auf die Verbesserung des Sprachgebrauchs. Intentionen sind aber nicht unabhängig von Konzeption und Methode, weil das Fehlen einer Konzeption oder eine unangemessene Methode u.U. das Ziel der Tätigkeit nicht richtig erkennen lassen und damit die Intention entstellen können. Deshalb sollte zwischen Sprachkultur und Sprachpflege kein Gleichheitszeichen gesetzt werden. Diese Behauptung wird im weiteren zu erörtern sein.

Das Ziel der Sprachkultur ist die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs. Selbstverständlich hängt dies mit der Beeinflussung der Sprache selbst zusammen. Darauf, d.h. z.B. auf das aktive Eingreifen in die Entwicklung der Literatursprache, das die "Allgemeinen Grundsätze der Sprachkultur" (1976, S. 74) sich zum Ziel setzen, gehe ich hier nicht ein, zumal die sprachliche Situation in der Tschechoslowakei jener Zeit sich von der heutigen deutschen Situation unterscheidet.

Die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs ist ein Begriff, dessen Kriterien mannigfaltig sind und der in engem Verhältnis zu der Kultiviertheit nonverbalen Verhaltens steht. (vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 37) Aber selbst innersprachlich liegen die Dinge nicht einfach. Eine solche Forderung wie z.B. die der Grammatikalität der Äußerung ist nicht unter allen Umständen eine Bedingung der Sprachkultur; es ist keine seltene Erscheinung, daß die Situationsadäquatheit z.B. ein Anakoluth fordert - was natürlich keiner allgemeinen Rechtfertigung ungeordneter Satzmengen gleichkommt.

In provisorischer und grober Formulierung: Das eigentliche Kriterium der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs ist die Situationsadäquatheit. Verständlichkeit, Partnerbezogenheit, Themaabhängigkeit usw. sind im Grunde genömmen Forderungen, die in der Kultiviertheit drinstecken.

Man könnte einwenden, daß eine solche Auffassung sich mit dem deckt, was man in der einschlägigen sowjetischen und DDR-Literatur (Riesel/Schendels 1975; Michel 1968;

Fleischer/Michel 1979; u.a.) unter funktionaler Stilistik versteht. Der Einwand ist berechtigt, es gilt jedoch, eine entsprechende Stilistik praktikabler zu gestalten, da eine Stilistik, die aufs Ganze geht, stets Züge der Wissenschaft u n d der Kunstkritik aufweist und daraus eine der größten theoretischen und praktischen Schwierigkeiten entsteht.

Diese Feststellungen reichen selbstverständlich noch nicht für die Bildung einer konsistenten Konzeption der Sprachkultur aus. Weder der Zusammenhang zwischen nicht-sprachlicher und sprachlicher Kultiviertheit, noch die Kriterien für eine Beurteilung sprachlicher Äußerungen werden dadurch geklärt bzw. festgelegt. Infolge der genannten Schwierigkeiten verzichte ich auf eine Definition und versuche zur Klärung des Begriffs der Kultiviertheit mit einer B e s c h r e i b u n g beizutragen, möchte deshalb in folgenden beweisen, warum und bis zu welchem Grad der Begriff der Sprachkultur operationalisierbar ist, was seine Anwendung erforderlich macht, und andeuten, welche Aufgaben eine Sprachkultur heute in der deutschen Sprachgemeinschaft zu lösen hat. Sprachkultur soll also nicht als ein statischer Begriff, sondern als eine Tätigkeit dargestellt werden.

Daß eine ausführliche Darstellung der Problematik in diesem Vortrag², ja selbst in einem ganzen Buch nicht möglich ist, bedarf wohl keines Beweises. Die Auswahl der Probleme weist aber auf die Aktualität der Intentionen hin. Keines Beweises bedarf es weiterhin, warum die Ausführungen sich auf die Arbeiten der Prager Schule stützen, und wenn einiges auch schon längst bekannt ist, so verweise ich auf die alte Weisheit; daß alles Vernünftige schon einmal gesagt worden ist ...

2. Einschränkungen der Möglichkeiten von Sprachkultur

Zunächst möchte ich über den erwähnten Zusammenhang von außersprachlicher und sprachlicher Kultiviertheit kurz nur so viel sagen, daß darüber in den 60er Jahren schon

viel diskutiert wurde, auch im Institut für deutsche Sprache, nämlich damals, als die Norm auf der Tagesordnung stand (Jahrbuch des IdS 1966/67) und man zu dem Konsens gelangte, daß Sprachkritik bzw. Sprachnormenkritik nicht mit Sozialkritik verwechselt werden darf. Ich schließe mich dieser Auffassung an, besonders so, wie sie von Werner Betz (1968) und Peter von Polenz (1968) formuliert wurde, und bedauere, daß die Verwechslung in den letzten Jahren wieder auftaucht, und zwar in Form der Forderung nach Demokratie (z.B. Heringer 1982). Es wäre aber zumindest ein Mißverständnis, mit Sprachkultur Sozialkritik üben zu wollen (vgl. in diesem Band "Interlinguale soziolinguistische Überlegungen" und "Polemischer zur Norm"!) Daran ändert sich auch nichts, wenn man nicht Sprachkultur sondern Sprachkritik sagt.

Sodann muß eine weitere Einschränkung vorgenommen werden. Es gibt zwei Anwendungsbereiche der Sprache, wo es unsinnig ist, Bemühungen um die unmittelbare Verbesserung des Sprachgebrauchs zu verlangen. Dies sind die Belletristik, innerhalb dieser vor allem die Lyrik, und der Humor. Man müßte dazu erst genauer wissen, was sprachliche Kreativität ist. Da es hier nicht möglich ist, auf diese Problematik einzugehen, möge ein Beispiel aus dem relativ neuen Sprachgebrauch zeigen, wie vorsichtig man in der Sprachkultur mit Bewertungen der Kreativität umgehen muß.

Das Beispiel steht an der Nahtstelle von verbalem Humor, also Okkasionalität, und kodifizierter Norm. Das Verb etwas verbrochen haben hat die Eigentümlichkeit, i.a. mit einem Indefinitpronomen in der Akkusativ-Leerstelle zu stehen. Man kann also nicht sagen "Er hat einen Mord verbrochen". Nun hat sich aber seit geraumer Zeit (laut Küpper 1963 stammt der erste Beleg aus dem Jahre 1860, laut Trübner 1956 aus den 1930er Jahren) die Form eingebürgert, Publikationen bezeichnende Substantive in der Leerstelle zu gebrauchen, und zwar mit einem spöttischen Effekt. Also wenn z.B. dieser Vortrag einmal im Druck erscheinen wird,

so werde ich jemandem, dem ich einen Sonderdruck geben will, sagen können: Ich habe hier einen kleinen Beitrag über Sprachkultur verbrochen. Haben Sie Interesse dafür? Dies ist ein typischer Fall für den Übergang vom Wortspiel, vom verbalen Humor zur Veränderung der Norm. ("Wortspiel" ist hier nicht zu verwechseln mit dem Wittgensteinschen Sprachspiel-Begriff, obwohl die beiden Dinge natürlich miteinander zusammenhängen.) Und eben dieser Übergang ist es, der eine Prognose beim ersten Auftauchen der Inkompatibilität erschwerte und der es der Sprachkultur nicht gestattet, apodiktische Feststellungen zu machen.

So gab es bei dem erwähnten Beispiele u.a. folgende Unsicherheitsfaktoren:

- a) Da es sich um einen Neologismus handelte, konnte man nicht wissen, wie langlebig er sein wird.
- b) Verbreitete sich auch der Gebrauch des Verbs mit einem Substantiv in der Leerstelle, so mußte sich der Lexikograph, der ja eine wichtige Funktion in der Sprachkultur hat, fragen, von wann an er die semantische Distribution des Verbs neukodifiziert. Er darf ja seiner Zeit weder hinterherhinken noch ihr vorauslaufen. (Das Spöttische dürfte übrigens wohl noch lange bestehen bleiben, weil die Inkompatibilität sehr durchsichtig ist.)
- c) Da zu gleicher Zeit immer mehrere Generationen mit unterschiedlichem Normgefühl leben, war es geradezu notwendig, daß die Beurteilung der Form eine Zeit lang nicht einheitlich war. Ältere Menschen halten an älteren Formen fest. Ihre gesellschaftliche Funktion ist es, für die Kontinuität der Norm, für die relative Einheitlichkeit der Kommunikation zu sorgen, während jüngere Sprachteilhaber den neuen Anforderungen der sich wandelnden Gesellschaft gerecht werden wollen (vgl. Müller 1982, S. 219). Dies sollte als eine gesunde Selbstregulierung betrachtet werden, und für die Sprachkultur ist das Verständnis dieses permanent entstehenden und sich permanent aufhebenden Gegensatzes von größter Bedeutung.

Diese wenigen vorläufigen Überlegungen mögen angedeutet haben, daß eine realistische Sprachkultur sich über ihre Grenzen im klaren sein muß.

3. Zur linguistischen Grundlage der Sprachkultur

Für eine realistische Sprachkultur braucht man eine linguistische Konzeption, die sich nicht auf das vergegenständlichte Sprachsystem und auf die Methoden der Systemlinguistik beschränkt, sondern die in Kenntnis der Ergebnisse der Systemlinguistik den sozialen Charakter jeglicher sprachlichen Äußerung berücksichtigt und deren Methoden flexibel und vielseitig sind. Dies finden wir in der Prager Schule und in den sich an sie anschließenden Arbeiten.

Aus der Fülle der sich hier findenden Gedanken seien hier nur zwei herausgegriffen.

Der eine ist die These der elastischen Stabilität der Synchronie (Mathesius 1976, S. 89). Abgesehen von der erstaunlichen wissenschaftsgeschichtlichen Leistung, schon in den 20er Jahren, also zu einer Zeit, als synchronische Untersuchungen noch in den Kinderschuhen steckten, das Wesen der Synchronie dermaßen gut zu erfassen und damit die damals rund hundert Jahre alten Arbeiten Humboldts wesentlich fortzuführen (von de Saussure und von der Gabelentz schon gar nicht zu reden), ist diese These heute nicht nur einfach richtig, sondern sie ist auch aktuell. Aktuell ist sie deshalb, weil selbst viele spätere Schulen, wie z.B. die generative Grammatik, die den Dynamismus der Synchronie betonen, das Verhältnis von Statik und Dynamik weniger bzw. anders vor Augen halten als die Prager Schule und ihre Anhänger.

Für die Sprachkultur bedeutet die Prager These so viel, daß 1. eine Bewertung sprachlicher Äußerungen ohne die Berücksichtigung des potentiellen Sprachwandels undenkbar ist, und daß 2. "das System ein System von Möglichkeiten, von Koordinaten (ist), welche gangbare und versperrte Wege

bezeichnen. Daher kann es sowohl als Gesamtheit bestimmter 'Zwänge', aber auch vielleicht eher noch als ein Komplex von Freiheiten gelten, zumal es unendliche Realisierungen zuläßt und nur die Nicht-Beeinträchtigung der funktionalen Bedingungen des sprachlichen Instruments fordert. So ist denn seine Natur nicht 'zwanghaft', sondern eher beratend." (Coseriu 1975, S. 88)

Es ist übrigens bezeichnend, daß in den letzten Jahren viele Linguisten die Synonymie thematisierten, so z.B. Gauger 1972; Berežan 1973; Bickmann 1978; gar nicht zu reden von den Synonymwörterbüchern wie z.B. Die richtige Wortwahl 1977; Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen 1972; Synonymwörterbuch 1973; u.a.

Es ist seltsam, daß das Prinzip der elastischen Stabilität in der Sprachpflege der Deutschen und anderer Nationen wenig zur Kenntnis genommen wird - abgesehen von einigen Ausnahmen wie z.B. Wolfgang Müller in der Zeitschrift "texten + schreiben". Allerdings kann man noch hinzufügen, daß es eigentlich n i c h t seltsam ist; denn es ist ja bedeutend einfacher und bedarf weniger geistigen Aufwandes, die Dinge nur in Schwarz und Weiß zu sehen, als Alternativen anzuerkennen und zur Verfügung zu stellen. Viele Sprachpfleger gehen lieber den Weg des geringeren Widerstandes.

Der zweite Gedanke kann mit den Worten von Daneš wiedergegeben werden: "Der Begriff des Systems ruft gewöhnlich die Vorstellung einer ganz regelmäßigen Einordnung der Elemente hervor, zu der unter anderem gehört, daß eine vollständige, erschöpfende Klassifikation aller Elemente in eine bestimmte Anzahl von zueinander in Opposition stehenden (...) Kategorien und Klassen aufgrund der relevanten Merkmale möglich ist. Doch unsere analytische Praxis überzeugt uns davon, daß eine solche Klassifikation zu vielen Schwierigkeiten und manchmal gar zu unlösbaren Problemen führt. Diese Auffassung setzt voraus, daß jedes Element alle relevanten Merkmale in vollem Maße enthält, d.h. daß die sprachlichen Kategorien und Klassen genau und scharf

voneinander abgegrenzt sind. Doch es gibt kein wissenschaftliches Prinzip, das uns a priori zwingen würde, um jeden Preis eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten zu treffen, wenn im gegebenen Falle die sprachliche Realität keine Grundlage dafür bietet und sich dagegen sträubt. Meiner Ansicht nach ist es richtiger, wenn man einfach anerkennt, daß die sprachlichen Kategorien oder Klassen keine geschlossenen Schachteln sind, sondern Gebilde mit einem festen kompakten Kern (oder Zentrum) und einer diffusen Peripherie, die in die Peripherie einer oppositionalen Kategorie oder Klasse übergeht oder in sie eindringt." (1982, S. 132-133)

Aus diesem zentralen und die Methode determinierenden Gedanken der Prager Schule folgt vieles, was sowohl für die allgemeine linguistische Konzeption als auch für die darauf beruhende Sprachkultur wesentlich ist. Was vor allem auffällt, sind das Aufs-Ganze-Gehen und die Selbstbeschränkung zugleich. Aufs Ganze gehen die Prager, indem sie nicht vergessen, daß die Sprache letzten Endes nur als totale Einheit existiert und funktioniert. Wenn auch Segmente untersucht werden, so muß sich in ihnen das Ganze zeigen wie im Tropfen das Meer. Die Selbstbeschränkung ist komplementär dazu: Wenn nicht in jedem Tropfen (= Klasse oder Kategorie) gleichermaßen das Meer (= System) gezeigt werden kann, weil es viele solche Elemente gibt, die einander nicht ausschließen, so gibt es eben Übergänge. Damit fällt der Sprache noch kein Zacken aus der Krone und eben deshalb auch dem Linguisten nicht.

Natürlich wäre es schön, alles säuberlich formalisieren zu können, in die Sprache der Sprachkultur übersetzt: Natürlich wäre es schön, wenn man sagen könnte "Wer nämlich mit h schreibt, ist dämlich", aber ich finde, wenn ein Lausbub mit Kreide an die Hausmauer Hans ist dämlich schreibt, so ist das stilgerechter, als wenn er dämlich schriebe (besonders in Sachsen). Wo bleibt da Platz für absolute Oppositionen?!

Aus dieser Selbstbeschränkung wird jedoch kein Agnostizismus und auch kein Nihilismus, keine Anarchie; kein Prager hat je behauptet, daß das sprachliche System amorph sei - das wäre eine *Contradictio in adiecto* -; eben die formalisierteste Disziplin der Linguistik - die Phonologie - stammt von den Pragern. Wie erwähnt, betont Mathesius das Prinzip der Ordnung in jeder kultivierten Sprache. Das Leitmotiv von Zentrum und Peripherie bildet die Betrachtungsweise, die Ordnung in unserem Denken über Sprache schafft. Eine funktionale Sprachkultur kann nur aufgrund dieses Leitmotivs getrieben werden.

Und wem in unserem Zeitalter des hohen Prestiges von Naturwissenschaft und Technik eine solche "unexakte" Handhabung von Sprache und Sprachkultur nicht gefällt, der erinnere sich an die Unschärferelationen Heisenbergs oder an die Wahrscheinlichkeitstheorie der Mathematik! Man findet selbst in der außermenschlichen Natur Erscheinungen, die man nur mithilfe voneinander unscharf abgegrenzter Kategorien und Klassen beschreiben bzw. erkennen und erklären kann. Um wieviel mehr muß sich dies auf humane Phänomene beziehen, die noch dazu gesellschaftlich determiniert sind. Für diese gilt die Zentrum-Peripherie-Auffassung als die Exaktheit der Beschreibung.

"Es ist nicht möglich", schreibt Mathesius, "und es ist auch gar nicht wünschenswert, daß jedermann in jeder Situation gleich schreibt. Ein Sprachreformertum, das das nicht erkennen kann oder will, hat seine Sache schon von vornherein verloren. Deshalb habe ich hervorgehoben, daß die Stabilität der Literatursprache elastisch sein muß. Wenn nun jemand einwendet, daß mit dieser Forderung eine genaue wissenschaftliche Festlegung des richtigen Sprachgebrauchs unmöglich wird, so stimme ich ihm bei. Ich füge aber hinzu, daß sich keine lebende Sprache wissenschaftlich fest in die Zügel nehmen läßt. Die sprachliche Praxis war und ist immer die Folge eines recht komplizierten Zusammenwirkens verschiedener Kräfte, und die Linguisten müssen zufrieden

sein, wenn es ihnen gelingt, ihren klärenden Einfluß ein wenig zur Geltung zu bringen. Die Sprachkultur ist vor allem eine Sache der praktischen Erfahrung und Entscheidung. Man kann über die Prinzipien dieses Verfahrens diskutieren, aber nicht ein System zur Kontrolle der Sprache konstruieren, das präzise und in logischer Abfolge wie ein Automat funktioniert. Wir können und müssen jedoch den Sinn für eine sorgfältige sprachliche Ausdrucksweise entwickeln und ihn in unserem Volk zu einem festen Bestandteil der Allgemeinbildung machen ..." (1976, S. 101-102)

Dies führt hinüber zu der Aktualität der Sprachkultur, d.h. welche Probleme gibt es hier und heute?

4. Die Aktualität der Sprachkultur

Zunächst eine genauere Bestimmung des Gegenstands der Sprachkultur. Wie erwähnt, spricht Mathesius von der Kultur der Literatursprache. Dazu ist zweierlei zu bemerken.

Erstens ist die einschlägige Prager Literatur in dieser Hinsicht nicht einheitlich. So macht schon Havránek 1932 darauf aufmerksam, daß es Unterschiede zwischen der Norm der Literatursprache und der der "Volkssprache" gibt (1976, S. 105-106). Jedlička bezeichnet als Literatursprache die kultivierte Form der Nationalsprache, "die sowohl in geschriebener als auch in gesprochener Form (in dieser Reihenfolge! J.J.) verwendet wird", und meint, daß die Einbeziehung der sog. Alltagssprache in die Literatursprache offen bleibt (1982, S. 54). Und an anderer Stelle schreibt er, daß die Literatursprache in der neuen Auffassung nicht mehr auf die sog. "Buchsprache" beschränkt wurde, sondern daß als Bestandteil der Literatursprache auch diejenige Form angesehen wurde, die die eigentlichen Träger der Literatursprache im Alltag verwenden (1982, S. 46; vgl. auch Romportl 1982!).

Nun besteht jedoch für die Praxis - und dies ist die zweite Bemerkung - ein schwerwiegender Unterschied zwischen der Kultur der gesprochenen und der der geschriebenen

Sprache. Die rapide Verbreitung der Massenmedien zeigt besonders in der deutschen Sprache, daß es signifikante Unterschiede zwischen den beiden Realisationsweisen der Sprache gibt und daß infolgedessen die Sprachkultur sowohl in bezug auf die Norm als auch auf die Methoden unterschiedlich vorgehen muß. Nimmt man das Hochdeutsch als Grundlage, so gibt es zwar zwischen den beiden Realisationsweisen keine Systemunterschiede, aber besonders zwischen dem Usus und in gewisser Hinsicht auch zwischen der Norm sind die Unterschiede recht groß (vgl. Texte gesprochener deutscher Standardsprache 1971!). Man vergegenwärtige sich nur die Äußerungen von Interviewten in Rundfunk und Fernsehen, die glauben, sich gewählt ausdrücken zu müssen und deshalb oft das sog. Papierdeutsch sprechen! Oder umgekehrt: wie schwer es einem Schüler, der nur an den mündlichen Verkehr gewohnt wird, fällt, ein Schriftstück aufzusetzen (vgl. Augst 1982)!

Infolgedessen ist es zweckmäßig, den Gegenstand und die Methoden der Sprachkultur zu differenzieren. Nicht gelehrt wird damit selbstverständlich, daß die Lektüre guter Literatur ("Literatur" hier im weitesten Sinne des Wortes) auch die Kultiviertheit der gesprochenen Sprache fördert.

Nach dieser Bemerkung komme ich nun zu dem, was Sprachkultur eigentlich aktuell macht. Auch für die Beantwortung dieser Frage gibt es eine Fülle von Fakten, von denen ich nur einige herausgreife, und zwar eben diese, weil sie die wichtigsten sind oder zumindest zu den wichtigsten gerechnet werden müssen.

Die Beschleunigung des Lebenstempos ist eine Eigenschaft des menschlichen Zusammenlebens, die es schon lange gibt. Schließlich hat sich kein Lebewesen so schnell entwickelt wie der Homo sapiens. Die Beschleunigung hat jedoch ungefähr seit dem vorigen Jahrhundert und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg Maße angenommen, die mit einer geometrischen Progression verglichen werden könnten. Für den Informationsaustausch bedeutet das, daß nicht nur die Sprache son-

dem sogar zahlenmäßige Angaben mit konventionellen Methoden nicht mehr schnell genug verarbeitet werden können und infolgedessen neue Kodes (für die Computer) erarbeitet werden müssen. Bleiben wir indes bei der natürlichen Sprache.

In einer solchen Zeit der Beschleunigung des Informationsaustauschs gilt - ausgesprochen oder nicht ausgesprochen - die Devise: Information - alles, Form der Information - nichts! (Vgl. Juhász 1982, S. 216 ff.) Man braucht gar nicht die Headlines der englischsprachigen Zeitungen als Beispiel heranzuziehen, um sich davon zu überzeugen, sondern es genügt, sich anzuhören, wie Durchschnittsmenschen sich in den modernen Industriegesellschaften unterhalten. Ellipsen, Abkürzungen, Kurzwörter, sehr schnelle Artikulation usw. entstehen aus dem Bedürfnis heraus, bzw. haben die Funktion, Informationen so schnell wie möglich zu vermitteln. Selbst in der künstlerischen Sprache ist eine solche Tendenz zu beobachten: Ich habe alte Theateraufnahmen aus den 20er Jahren mit heutigen Aufführungen verglichen und dabei beobachtet, daß früher bedeutend größerer Wert auf vollständig artikulierte Wörter und auf entsprechende Intonation gelegt wurde als heute. Es ist deshalb kein Wunder, wenn heute viele Menschen z.B. die Sprache Thomas Manns für antiquiert und artifiziell halten, ja daß manchmal sogar die Sprache eines Max Frisch für langweilig gehalten wird.

Um dem Vorwurf zuvorzukommen, daß ich damit die Position einer konservativen Sprachpflege vertrete, beeile ich mich zu betonen, daß ich das nur registriere und nicht mit einem Wertungsetikett versehe, so sehr ich als Vertreter einer älteren Generation im oben erwähnten Sinne auch in Versuchung gerate, von einer Verschlämpung und Verkümmern der Sprache, von einem Sinken des Sprachgebrauchsniveaus zu sprechen.

Eine weitere Folge des beschleunigten Lebenstempos in der modernen Industriegesellschaft ist die Uniformierung der Sprache. Dabei ist nicht nur an die erwähnten Abkür-

zungen usw. zu denken, sondern auch an die große Anzahl von Stereotypen, die sich vor allem in Form von Syntagmen äußern, wie z.B. der positive Trend. Viele Syntagmen sind mit ihrer Bildhaftigkeit recht komprimiert und deshalb zweifellos expressiv - vor allem in Reklamen -, manchmal allerdings auch katachresenverdächtig, werden jedoch so häufig gebraucht, daß die Fertigteile wenig Möglichkeit für einen individuellen Sprachgebrauch zulassen. Warum soll man diese Dinge anders ausdrücken, wenn sie einem bei diesem Lebens-tempo fertig zur Verfügung stehen, könnte sich sowohl der durchschnittliche Sprachteilhaber als auch z.B. der Journalist fragen. (Auf die weitere Frage, inwiefern sie zur Verdunkelung von Sachverhalten beitragen bzw. beitragen können, gehe ich hier nicht ein.)

Nun gehört es zwar zum Wesen der natürlichen Sprache, daß man die vorhandenen Phonemsequenzen und grammatischen Strukturen mit dem Erwerb der Muttersprache in einem System bzw. in Subsystemen erhält. Selbst größere Blöcke, die Phrasologismen und Idiome, sind "vorgefertigt". Bekanntlich besteht jedoch eben eine der wichtigsten und wertvollsten Fähigkeiten des Menschen darin, die relativ kleinen Sprachentitäten zu kombinieren (= die sprachliche Kreativität), und dies wird durch Stereotypen wenn auch nicht verhindert, so doch beeinträchtigt. Hat man keine Zeit dazu, für jede Situation seine eigene und beste Kombination zu schaffen, so bleibt man bei den Stereotypen.

Zu den Stereotypen rechne ich auch solche Erscheinungen, die manchmal auf unseren Tagungen zu hören sind. So fragte einmal vor einigen Jahren ein Referent nach jeder Behauptung okay?, was maniert wirkte. In einem anderen Jahr gebrauchte fast jeder Redner die Wendung Es ist legitim, hier von dem und dem zu sprechen.

Einräumend muß man allerdings zugeben, daß jedes Zeitalter seine Stereotypen hatte, sie wechselten aber früher nicht so schnell wie heute.

Es liegt auf der Hand, daß die Uniformiertheit des

Sprachgebrauchs in erster Linie von den Massenmedien gefördert wird. Die große Zahl von Stunden, die etwa ein Engländer mit dem Lesen von Zeitungen, ein Amerikaner und ein Deutscher mit dem Sitzen vor dem Bildschirm verbringen, erweckt Erinnerungen an die Situationen in der "Brave New World" von Huxley. Es ist hier aber nicht von der sozialen Manipulation sondern von dem sprachlichen Einfluß die Rede.

Der Uniformiertheit des Sprachgebrauchs wird übrigens auch durch die Demokratisierung der Gesellschaft Vorschub geleistet; denn je mehr Menschen sich an der Bildung der öffentlichen Meinung in der Öffentlichkeit beteiligen bzw. zu beteiligen versuchen und zu beteiligen angehalten werden, desto mehr verschiebt sich das Verhältnis der sprachlich gut Geschulten zu den sprachlich Ungeschulten zugunsten der letzteren. Die sprachlich Ungeschulten neigen zu Stereotypen, solange die Allgemeinbildung nicht wesentlich ansteigt. Dies ist ein langwieriger Prozeß, an dem mitzuwirken im Interesse der Demokratisierung u.a. auch eine Aufgabe der Linguisten ist.

Daß das Anwachsen der Bürokratie das Wuchern von Stereotypen begünstigt, braucht wohl nicht erörtert zu werden.

Für die moderne Gesellschaft ist nicht nur die Beschleunigung des Lebenstempos sondern auch - wie gesagt - die Verbreitung der Massenmedien charakteristisch. Die Medien haben neben ihren positiven Funktionen auch noch die Auswirkung, daß sie sozusagen ein eigenständiges Leben führen und für ihre Existenz kämpfen. Dies geschieht u.a. dadurch, daß sie die Dinge "zerreden". Indem sie sie zerreden, füllen sie Spalten und Zeit aus. Auf der einen Seite treffen wir also in unserer Zeit eine größtmögliche Beschränkung des Umfangs der Informationsträger, auf der anderen dagegen eine große Redundanz. Unter solchen Umständen hat die Sprachkultur nicht nur viele Aufgaben, sondern sie hat es auch mit äußerst heterogenen, u.U. einander widersprechenden, Erscheinungsformen des Sprachgebrauchs zu tun.

Die Uniformiertheit des öffentlichen Lebens und des

Sprachgebrauchs löst bei der Jugend permanent die Reaktion aus, sich nicht uniformieren zu lassen - eine durchaus verständliche und begrüßenswerte Reaktion. Die Reaktion mündet jedoch oft in eine entgegengesetzte Uniformiertheit; die Kleidungsmode, die sog. leichte Musik, die Verhaltensweisen und selbstverständlich auch der Sprachgebrauch weisen eine geradezu verblüffende Uniformiertheit auf. Die Funktion dieser Uniformiertheit ist wahrscheinlich in dem kollektiv-konstituierenden Bestreben zu suchen, darin, daß der Widerstand gegen etablierte Normen mit gemeinsamen Anti-Normen leichter zu bewerkstelligen ist. Das Verständnis dieser Funktion ist natürlich nicht gleichbedeutend mit dem Sich-Abfinden; auch der Protest gegen die Uniformiertheit des Sprachgebrauchs seitens der Jugend läßt sich effektiver und vor allem angemessener realisieren, wenn die Jugend kreativ mit der Sprache umgeht.

Schließlich sei im Anschluß an die letzte Feststellung der m.E. wichtigste Sachverhalt kurz skizziert. Die Schule steht seit geraumer Zeit vor dem Dilemma, wie die Leistungen der Schüler zu bewerten seien, ob der subjektive Faktor ausgeschlossen werden könne, ob es objektive Messungen gebe. Für den Sprachgebrauch bedeutet die sog. objektive Messung der Leistung, daß der Lernende meist nur ein Kreuz zu machen oder eine Taste zu drücken braucht, also nonverbal handelt, um eine Antwort zu geben. Dies gibt es selbst schon im Muttersprachenunterricht.

Intensiviert wird das nonverbale Handeln auf Kosten des verbalen auch durch den zunehmenden Gebrauch von Computern, deren Einzug in den Schulunterricht im übrigen natürlich zu begrüßen ist.

Hier muß man schon ein Werturteil fällen und von Gefahren und Mißständen sprechen, weil eben die Schule - aber auch die Hochschule - es ist, wo der Sprachgebrauch gefördert werden muß. Wo anders sollte der Mensch seine sprachliche Kreativität am besten entfalten lernen können als eben unter der persönlichen Anweisung des dazu berufenen und

qualifizierten Lehrers? Man braucht sich nur den Sprachgebrauch der Schüler anzuhören, die es mit Testern und Lehrmaschinen zu tun haben: Sie gebrauchen übermäßig viele Interjektionen und unartikulierte oder schlecht artikuliertete Laute und kehren zu dem zurück, was es wahrscheinlich vor dem Entstehen von Sprachen mit entwickelten phonologischen Distributionsregeln und grammatischen Strukturen, vor der Herausgestaltung der "double articulation" gab, nämlich zu dem, daß Emotionen und Gedanken vor allem intonatorisch zum Ausdruck kamen. Eine Rückkehr zur Intonation als grundlegender diskreter Einheit würde eine Regression der Kultur bedeuten. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Tendenz zur unartikulierten Ausdrucksweise auch als eine Reaktion auf "die guten alten Sitten" älterer Generationen zu verstehen ist, aber nur dieser Reaktion ist sie sicher nicht zuzuschreiben.

Die Verbreitung von technischen Geräten bringt jedoch noch eine weitere Gefahr mit sich. Wenn der Schüler in seinem empfänglichsten Alter nicht dazu angehalten wird, seine Gedanken verbal zu äußern, so fragt sich, wie effektiv ein solches Lernen überhaupt sein kann. Wenn Denken ohne Sprache nicht oder nur sehr rudimentär möglich ist, so führt die "Sprachlosigkeit" des Denkens zum Abnehmen der Effizienz des Lernens, zu einer Verarmung des Denkens, zu einem Rückgang nicht nur der sprachlichen Kreativität, zu einer Verkümmernng dessen, wodurch der Mensch eigentlich zum Menschen wird.

Ich möchte mit diesen Überlegungen nicht unken. Es ist anzunehmen, daß die Mißstände früher oder später erkannt und beseitigt werden. Es wäre jedoch verantwortungslos, wenn eben Linguisten zu diesem Problem nicht Stellung nehmen wollten. Eine solche Stellungnahme gehört zu unseren ökologischen Aufgaben.

Der Linguist muß sich als Wissenschaftler und als soziales Wesen der determinierenden Rolle der Schule als wichtigster institutionalisierter kulturtragender, -vermit-

telnder, -bewahrender und -fördernder Instanz ja eben deshalb bewußt sein, weil Gesellschaft ohne Kommunikation, ohne Sprache nicht denkbar ist. Die Normen der Sprache - und nicht nur der Sprache - werden in der Schule z.T. gefestigt und z.T. sogar geschaffen, die **Bewußtheit** der Normen wird unter allen Umständen hier gebildet. Darum muß die manipulierende Funktion der Schule von den Linguisten mitgestaltet und mitkontrolliert werden. Dies sind wir der Kultur der Gesellschaft schuldig; so ist u.a. die Aktualität der Sprachkultur zu verstehen.

Die aufgezählten - und auch nicht aufgezählten - Fakten hängen natürlich miteinander zusammen. Es ist hier aber leider nicht möglich, die Zusammenhänge zu explizieren, wie es auch nicht möglich ist, weitere wichtige Argumente anzuführen, die die Notwendigkeit der Beschäftigung mit Sprachkultur unterstützen.

5. Zu den Methoden der Sprachkultur und den Aufgaben der Linguistik

Nach den konzeptionellen Überlegungen und Lagedarstellungen stellen sich nun zwei Fragen:

- a) Wie soll die Lage beurteilt werden und welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen?
- b) Auf welche Weise kann man sich für einen kultivierten Sprachgebrauch einsetzen, ohne in die Fehler der traditionellen Sprachpflege bzw. eines Teils von ihr zu verfallen?

Was die erste Frage anbelangt, so bietet die Prager Konzeption eine solide und realistische Grundlage. In diesem Geiste werden keine pauschalen und zeitlosen Urteile gefällt, sondern für die Bewertung einer Äußerung bzw. als Richtlinie für die Erzeugung von Äußerungen gelten die von jeher in der Schule von besseren Muttersprachenlehrern praktizierten Grundsätze, die etwas vereinfacht etwa auf folgende Formel gebracht werden können:

Wer sagt bzw. schreibt wem was wann wo zu welchem Zweck?

Die Sprechakttheorie involviert zwar diesen Grundsatz, ist vorläufig jedoch noch zu sehr theoretisch ausgerichtet, als daß sie ihre Ergebnisse in der Praxis anwenden könnte.³ Die Prager Zentrum-Peripherie-Konzeption jedoch ist ohne größere Schwierigkeiten operationalisierbar.

Wenn z.B. Inhalt und Form der Äußerung nicht mehr in dem tradierten Verhältnis stehen, wenn der Informationsgehalt in kürzeren und schneller artikulierten Formen gesichert ist, ja selbst wenn Stereotypen in bestimmten Situationen weder Verständnisschwierigkeiten, noch soziale Konflikte, noch ein Sinken des kulturellen Niveaus zur Folge haben, so entsteht die berechtigte Frage, ob die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs mit den überlieferten Normen zu messen ist.

Jede Stellungnahme in Fragen der Sprachkultur muß viele Gesichtspunkte berücksichtigen, denn - die Worte Mathesius' paraphrasierend - es ist ja gar nicht wünschenswert, daß sich jeder Mensch in jeder Situation auf die gleiche Weise ausdrückt.

Es gibt auch Fälle, wo Beurteilungen sich voneinander unterscheiden, so z.B. auch in diesem Satz von mir: ... es gibt Fälle, wo ... M.E. ist hier eine Toleranz am Platze. Wer hier ... es gibt Fälle, in denen ... für richtig hält, der hat einen anderen Geschmack, aber deshalb sollte er nicht verurteilt werden, wie auch ich nicht verurteilt werden möchte. Das wo ist kürzer, ist schneller zu artikulieren, wahrscheinlich ist seine Entstehung neben den dialektalen Einflüssen auch dem beschleunigten Lebenstempo zuzuschreiben. Es befindet sich im Übergang zwischen Zentrum und Peripherie - einmal historisch und einmal stilistisch gesehen. Ob es einmal zum Zentrum gehören wird, weiß heute wohl noch niemand.

Auf die zweite Frage ist z.T. schon mit der Antwort auf die erste geantwortet. Hinzuzufügen ist, daß für die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs vor allem die Schule verantwortlich ist. (Es wäre eine wichtige Aufgabe der letzten

"kleinen" Tagung des Instituts für deutsche Sprache gewesen, diesen Aspekt der Pragmatik zu behandeln.) Nicht als ob die Rolle der Eltern, des Kindergartens, der populärwissenschaftlichen Literatur über Sprachkultur unterschätzt werden darf, die wichtigste Funktion obliegt jedoch der Schule, und hier zwar vor allem dem Muttersprachenunterricht, aber auch den Lehrern der anderen Fächer, da diese ja zusammengenommen häufiger mit den Schülern zusammenkommen als der Muttersprachenlehrer (vgl. Weinrich 1982, S. 9).

An dieser Stelle komme ich zu dem wichtigsten Punkt meiner Ausführungen. Es ist die Aufgabe des Linguisten, die Prager Konzeption weiterzuentwickeln und zu aktualisieren. Da dies kein Vortrag über pädagogische Probleme ist, noch weniger von didaktischen und methodischen Verfahren die Rede sein kann, muß ich auf die Behandlung spezifisch schulischer Aufgaben verzichten. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß es die wichtigste Aufgabe des Hochschulgermanisten ist, in der Lehrerausbildung und -weiterbildung die Sprachkultur in den Mittelpunkt von Lehre und Forschung zu stellen, den Lehrer dazu zu befähigen, Sprachkultur mit angemessenen Methoden zu betreiben.

6. Einige spezifisch deutsche Detailfragen der Sprachkultur

In Fortsetzung zu der Tagung des Instituts für deutsche Sprache über "schwere Wörter" ist es notwendig, nochmals auf die soziale Bedingtheit der Schwierigkeiten hinzuweisen, wie es seinerzeit von Polenz tat (1967, S. 72 ff.). Die deutsche Sprachgemeinschaft ist groß, und sie ist nicht nur deshalb groß, weil sie aus vielen Menschen besteht und weil sie in mehreren Staaten die oder eine Muttersprache der Bevölkerung ist, sondern auch deshalb, weil sie sich infolge der historischen Entwicklung sozial sehr unter-

schiedlich geschichtet hat. Das Soziale besteht natürlich auch in der Staats- und Klassenzugehörigkeit, im Beruf, im gesellschaftlichen Prestige und in der Bildung, es hängt aber auch mit Ethnik, Kulturkreis und nichtdeutschen Einflüssen zusammen. (vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 37) Eine Sprachkultur sollte deshalb mehr Toleranz walten lassen, als es gewöhnlich getan wird. Mehrere Schriftsteller zeigen auf diesem Gebiet ein gutes Beispiel, indem sie Wörter in ihren Werken gebrauchen, die nicht allgemeinbekannt und deshalb "schwer" sind. Damit helfen sie Verständnis für den Sprachgebrauch unterschiedlicher ethnischer Gruppen der deutschen Sprachgemeinschaft schaffen. Solche Schriftsteller sind z.B. Erwin Strittmatter, Siegfried Lenz, Barbara Frischmuth.

Ebenfalls der Größe und der Heterogenität der deutschen Sprachgemeinschaft zuzuschreiben sind solche Erscheinungen wie die, daß viele Deutsche, ja sogar Deutschlehrer, nur die Norm gelten lassen, die sie selbst gebrauchen. Ich habe gehört, daß Berliner Deutschlehrer ein etwas palataleres /l/ im Sprachgebrauch der im Süden lebenden Deutschen nicht als normativ anerkannten. Das neue Hallenser "Große Wörterbuch der deutschen Aussprache" (1982), das zwar einen großen Schritt vorwärts zur Liberalisierung macht, vor allem durch die Kodifizierung des Schwundes der schwachtonigen Vokale in bestimmten Positionen (S. 76), geht auf solche Fragen leider nicht ein; Solange es - besonders für den Deutschunterricht an Ausländer - notwendig ist, eine hochdeutsche Norm zu kodifizieren, mag diese als Zentrum gelten. Dies bedeutet jedoch nicht, daß sprachliche Formen der Übergangszone verpönt werden dürfen. Die Devise "Meine Norm ist die Norm" sollte von den Hochschullinguisten nicht akzeptiert werden.

Einige Worte zum immergrünen Problem der regional bedingten grammatischen Formen. Ich bediene mich dabei zur Illustration einer Episode, die mir einmal ein Kollege erzählte: Er nahm an einer Konferenz in Eßlingen teil und saß neben einer Dame aus Bayern. Die Sitzung zog sich lange da-

hin, und am Ende sagte mein Kollege, als sie aufstanden: "Na, jetzt haben wir aber lange genug gegessen." Worauf die bayrische Dame empört folgendermaßen reagierte: "Aber Herr Kollege, ein anständiger Mensch sagt doch nicht wir h a b e n g e s e s s e n !" (Vgl. Müller 1982, S. 228 f.)

Ich bin nicht überzeugt davon, ob das ein extremer Fall war, aber selbst wenn es einer war, so ist es doch charakteristisch, daß selbst eine Philologin zu einer syntaktischen Form die Unanständigkeit, also etwas Ethisches assoziierte.⁴ Dieser sozusagen antagonistische Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschen trägt heute geradezu anachronistische Züge (vgl. dazu das Didaktische bei Glinz 1980, S. 65 f.).

Wenn es einem Ausländer gestattet ist, in solchen Fragen Stellung zu nehmen, so würde ich dies folgendermaßen tun: Da es für viele phonetische, lexikalische und grammatische Formen territoriale Dubletten gibt und auch sicher noch lange geben wird, sollte man sie in verschiedenen Zentren anlagern, jedem Zentrum jedoch s o z i a l e G l e i c h w e r t i g k e i t zuerkennen. Erst wenn sich Ausgleichstendenzen bemerkbar machen, kann man die Sprachkultur so orientieren, daß sich bestimmte Elemente in die Peripherie verlagert haben und zum Zentrum nur noch wenige Elemente gehören.

Tut man dies nicht oder stellt man sich auf einen weniger toleranten Standpunkt, so beschwört man ein Problem herauf, das entweder nicht gelöst werden kann oder aber zu einem lächerlichen Ausweg verführt. Dieser lächerliche Ausweg ist der, daß man nur ein paar hunderttausend Deutschen - denen um Hannover und Braunschweig herum - das Recht zuspricht, Hochdeutsch zu sprechen, und Hochdeutsch sprechen ist doch ein Kriterium des sozialen Prestiges. An dem Prestige ändert sich auch nichts, wenn man anstatt Hochdeutsch Standarddeutsch sagt. Standarddeutsch ist im nicht-deutschsprachigen Ausland übrigens so etwas wie ein Euphemismus und wird sich z.B. in Ungarn noch lange nicht durch-

setzen. (Mit dem Plädoyer für die regional bedingten Färbungen ist natürlich nichts über die r e i n e n Dialekte gesagt.)

Zweifellos brauchen wir im Ausland eine einheitliche Norm, da es unmöglich ist, dem Deutsch Lernenden mehrere Normen beizubringen, und insofern haben die idealisierten Formen und ihre Kodifizierung ihre wichtige Funktion. Ja auch in innerdeutscher Relation ist es zweckmäßig, zumindest von einer Richtungsweisung zu sprechen, wie es z.B. die Duden-Grammatik von 1959 (S. 393) und 1984 (S. 8) tut. Es heißt aber die sprachliche Wirklichkeit verkennen, es heißt eine falsche Sprachpolitik betreiben, es heißt dem dialektal gefärbten Sprachgebrauch ein schlechtes soziales Prestige zuschreiben und dieses schlechte Prestige konservieren, wenn man die regional bedingten Formen nicht als hoch- oder standarddeutsche Varianten anerkennt und sie an die horizontale Peripherie abschiebt (vgl. dazu aus der reichen Literatur die diesbezüglichen Arbeiten in: Standard und Dialekt 1979!).

Eine für die deutsche Sprachpflege und neuerdings auch für die Soziolinguistik recht charakteristische und häufige Erscheinung ist die, daß solche Wortbildungen und Syntagmen verurteilt werden, die durch die Bewußtmachung der Durchsichtigkeit, oft durch die semantische Remotivierung einer verblaßten Metapher, eine "Unwahrheit" enthalten oder zu enthalten scheinen. Zweifellos besteht die Möglichkeit, daß sprachliche Formen, die einem veralteten Erkenntnisstand oder einer bewußten Manipulation entspringen, beim Nachdenken über ihre Semantik falsche Assoziationen suggerieren. Dennoch gebraucht der überwiegend größte Teil der deutschen Sprachgemeinschaft die Formen unbefangen und ihrer synchronen Funktion entsprechend. Wird der Sprachteilhaber darauf nicht aufmerksam gemacht, so assoziiert er dazu nichts anderes als das, was ihm von den zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnissen vorgegeben ist. (Eine Ausnahme bilden die Kinder, die im Laufe des Spracherwerbs gern mit der

semantischen Motiviertheit spielen.)

Die Praxis der Sprachpflege und eines Teils der Soziolinguistik, verblaßte Bilder zu remotivieren, ist verfehlt, da es ja zu den immanenten Eigenschaften der natürlichen Sprache gehört, daß die Motiviertheit im Laufe der Zeit verblaßt, d.h. daß das Zeichen arbiträr wird. Die Sprache ist, wie Leo Spitzer seinerzeit schrieb, eine gefrorene Metapher. Die Behauptung, "falsche" Bildungen könnten gefährlich sein, ist schlechthin eine Übertreibung, und es gehört zu den Aufgaben der Sprachkultur, auf diesem Gebiet Ordnung zu schaffen.

Ein Beispiel möge dies illustrieren. Es gibt z.Zt. die Forderung von Personen weiblichen Geschlechts, nicht mit Fräulein sondern mit Frau angesprochen zu werden, und die Begründung dafür lautet, die Anrede Fräulein verrate so gleich etwas über den Familienstand und sei deshalb indiscret, außerdem sage man ja auch zu unverheirateten Männern nicht Herrlein. In diesem Argument - wenn man so etwas Argument nennen darf - zeigt sich, wie eine soziale Strömung, nämlich der Feminismus, sich von den Gegebenheiten der sprachlichen Wirklichkeit entfernt und eine dem eigengesetzlichen Sprachwandel widersprechende Position bezieht, um damit gewisse Ziele zu erreichen. (Ob diese Ziele berechtigt sind oder nicht, sei hier dahingestellt.)

Für ganz extrem und verstiegen halte ich z.B. auch solche Bestrebungen wie die Ersetzung des Indefinitpronomens man durch frau, wenn es sich um Personen weiblichen Geschlechts handelt, also etwa In der Entbindungsanstalt fühlte frau sich wohl. (Für diese Information danke ich Herrn Wolfgang Müller vom Dudenverlag.)

Die Remotivierung und Demetaphorisierung sind übrigens keine neue Erscheinung, es gab sie schon bei der romantischen Sprachpflege des 19. Jahrhunderts und auch bei anderen Nationen. Allerdings hatte sie dort andere soziale Beweggründe als heute und sie hatte verständlicherweise eine andere allgemein-linguistische Grundlage.

7. Abschließende Bemerkungen

Kultiviertheit des Sprachgebrauchs und Sprachkultur sind keine Begriffe, die sich nach der Forderung der klassischen Logik "Omnis determinatio est negatio" bestimmen lassen. Vielmehr gilt hier der Begriffsapparat der modalen Logik (vgl. Floy 1975).

Der unbefangene Sprachteilhaber drückt sich gewöhnlich nicht in vorgefertigten, methodologisch abgesicherten Urteilen und Definitionen aus. Vielmehr kommt bei den meisten Sprechakten prinzipiell jene gewisse Kreativität zur Geltung, von der wir vorläufig nicht wissen, wie sie funktioniert, sondern auf deren Existenz wir nur aufgrund von Symptomen schließen. Deshalb steht der Sprachgebrauch dem nahe, was man Kunst zu nennen pflegt.

Auf diese Weise entstehen für die Sprachkultur solche Forderungen wie die, daß man das singuläre Hier-und-Jetzt der Äußerung berücksichtige, ja daß nicht einmal subjektive Faktoren ausgeschlossen werden dürfen. Im Begriffsapparat von Coseriu ausgedrückt: "... /Man kann/ den sogenannten sozialen Aspekt der Sprache nicht einfach dem individuellen Aspekt gegenüberstellen ..., da das Individuum nicht das Gegenteil der Gesellschaft, sondern schon selbst Gesellschaft ist ..., und da der sogenannte soziale Aspekt sich gerade im konkreten Sprechen manifestiert, in den Redeakten des Individuums..." (1970, S. 199) Ich erinnere hier an die Diskussionen, die sich zwischen Deutschen mit annähernd gleicher Bildung, gleichen Interessen usw. über solche Formen zu entspinnen pflegen, für deren Bewertung es allem Anschein nach keinen Konsens gibt. Die Mannheimer Valenzgruppe wußte über die Unterschiedlichkeit der Stellungnahmen ihrer Informanten ein Liedchen zu singen. Oder wer entscheidet z.B., ob eine Äußerung in einer bestimmten Situation durch ihre Intonation maniert wirkt oder nicht? (Die Maniertheit erhält übrigens in der traditionellen Sprachpflege einen falschen Stellenwert oder kommt überhaupt nicht zur Sprache.) Und gehört es nicht zur Kulti-

viertheit, daß jeder Mensch durch seinen Sprachgebrauch eine persönliche Note erhält, die ihn von allen anderen Menschen unterscheidet?!

Die Singularität, das Künstlerische, das Subjektive sind solche Faktoren, die manchen Linguisten abstoßen; viele Linguisten wissen damit nichts anzufangen, weil sie so keine Möglichkeit sehen, "exakte" Methoden anzuwenden. Eine Wissenschaft, die nicht abstrahiert, typisiert und idealisiert, ist natürlich keine Wissenschaft. Der auf der Prager Schule beruhenden Sprachkultur-Tätigkeit liegt jedoch eine gutfundierte wissenschaftliche Konzeption zugrunde, deren spezifisch linguistische methodologische Exaktheit in der Zentrum-Peripherie-Auffassung besteht und insofern für einen beträchtlichen Teil der Probleme eindeutige Stellungnahmen und Grenzziehungen ermöglicht. Ich bin mit Hans-Martin Gauger der Ansicht, daß der Wert einer wissenschaftlichen Methode sich nicht an dem Grad ihrer "Exaktheit", ihrer Nähe zur Mathematik, sondern letzten Endes an dem mißt, was sie der Erkenntnis der Wirklichkeit an Sicherem und Interessantem erbringt. Wissenschaft muß nicht nur "wissenschaftlich", sondern auch interessant sein. (Gauger 1970, S. VIII)

Ich füge hinzu: Das Sichere ist in der Zentrum-Peripherie-Auffassung zu sehen und das Interessante darin, wie flexibel die Prager die Sprache zeigen. Sollte das für die Sprachkultur nicht genügen?

Nichts in der Gesellschaft ist fest, unveränderlich und widerspruchsfrei. Warum sollte eben der Sprachgebrauch es sein? Und wie sollte der Sprachgebrauch es in der modernen Gesellschaft sein? Und warum könnte dann die Sprachkultur es sein?

Wollen wir jedoch unser Leben im wahrsten Sinne des Wortes menschlich gestalten, so brauchen wir eine Kultur des Zusammenlebens, die eine relative Festigkeit und eine möglichst geringe Widersprüchlichkeit, um mit Mathesius zu sprechen: eine Ordnung, nötig macht. Zu dieser

Kultur des Zusammenlebens gehört u.a. auch die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs. Bis zu diesem Punkt dürfte wohl ein Konsens bestehen.

Wie die Kriterien der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs und die Methoden der Sprachkultur i m e i n z e l n e n zu bestimmen sind, das konnte in diesem Rahmen nur gestreift werden; das sind die Fragen, zu deren Beantwortung diese Tagung beitragen will.

Meine Überlegungen sollten keinen uferlosen Relativismus proklamieren, sie wollten nur auf die realistische Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen einer modernen Sprachkultur, auf ihre Aktualität und vor allem auf die Verantwortung und die Aufgaben der Linguisten aufmerksam machen.

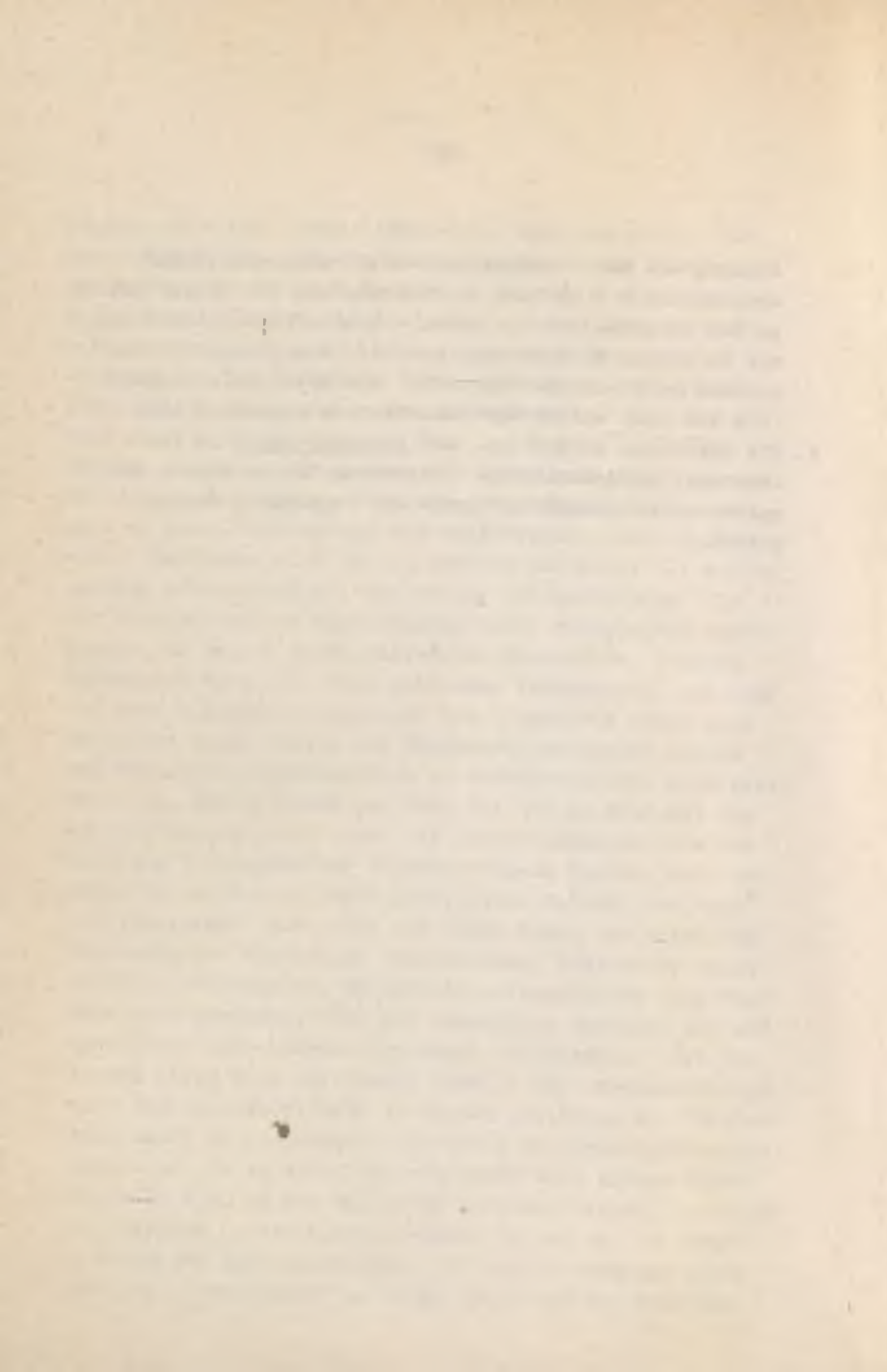
Anmerkungen

1. Erscheint im Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1984. Zur Zeit der Drucklegung dieser Sammlung ist das Jahrbuch noch nicht erschienen.
2. Dieser Beitrag ist ein Vortrag, den ich im März 1984 auf der Jahrestagung des Mannheimer Instituts für deutsche Sprache hielt. Obwohl ich dort nicht den ganzen Wortlaut verlas, habe ich hier den Stil des Vortrags beibehalten.
3. In der Diskussion, die dem Vortrag folgte, wurde diese Einschätzung der Praktikabilität der Sprechakttheorie kritisiert. Die Argumente der Kritik waren stichhaltig, dennoch sehe ich mich außerstande, meine Meinung wesentlich zu modifizieren. Es ist nämlich eines, die Möglichkeiten der Sprechakttheorie - so wie auch jeder anderen Theorie - programmatisch darzustellen, und es ist ein anderes, über vorhandene praktische Ergebnisse zu berichten. Ich möchte hier nur kurz andeuten, wie ich die Sache sehe. Die "pragmatische Wende" der Linguistik zeigt sich sowohl in der Sprechakttheorie als auch in anderen modernen Richtungen, deren gemeinsamer Zug eben das

Pragmatische ist: Pragmalinguistik, Textlinguistik, Dialogforschung etc. Nachdem die Systemlinguistik Bedeutendes geleistet hat - und leistet -, wenden sich diese Disziplinen stärker der gesellschaftlichen Determiniertheit der Sprache zu, und dies ist zu begrüßen, selbst wenn die gesellschaftliche Determiniertheit oft stärker formalisiert wird, als es der Erkenntnis gut tut, und wenn ihr ein überaus großer Hang zur Theoretizität anhaftet. Die Umstrukturierung der Linguistik führt nicht nur zu neuen Aufgaben, Problemen und Methoden, sondern auch zu einer Veränderung des Gegenstandes der Linguistik. Ähnliches sehen wir in unserem Zeitalter bei vielen anderen Wissenschaften, und nichts ist natürlicher als die Veränderung des Gegenstandes unter veränderten Bedingungen, im Besitz neuer relevanter Kenntnisse. Dennoch beunruhigt mich die etwas hektische Veränderung, und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist die Linguistik immer noch nicht aus ihrem Status der Symptom-Wissenschaft heraus und kann dies wahrscheinlich in absehbarer Zeit auch nicht tun, d.h. wir befassen uns nach wie vor zu sehr mit der Oberfläche, weil wir weder die physiologischen noch die sozialen Grundlagen der Spracherzeugung kennen, noch weniger die beiden in ihrer gemeinsamen Matrix. Zweitens ist vielleicht u.a. eben der erste Grund der Anlaß zum Verlassen des eigentlich Sprachlichen. Zahlreiche unausgereifte Methoden der Bindestrich-Linguistiken sind viel mehr dazu geeignet, sich mit spezifisch sozialen als mit spezifisch sprachlichen Problemen zu befassen. (Die Betonung liegt hier auf "spezifisch".) Man vergegenwärtige sich das Messianistische an vielen Ansichten der "Sprachkritiker"! So sympathisch die Ziele der Sprechakttheorie auch sind, ja so gut sich vielleicht auch einige ihrer Methoden z.B. in der Stilistik anwenden lassen, um gewisse Segmente besser interpretieren zu können, im Ganzen scheint ihr Instrumentarium, ihr ganzes Vorgehen nicht genügend "sprachlich" zu sein, damit sie das ersetzen

könnte, was man - zugegebenerweise: gleichfalls nur symptomatisch - mit dem Instrumentarium der Prager Schule in der Sprachkultur tun kann. - Schließlich erlaube ich mir in diesem Zusammenhang noch die Bemerkung, daß ein solches Werk wie die "Rhetorik" von Aristoteles eigentlich als eine antike Sprechakttheorie anzusehen ist.

4. Die Situation schloß aus, daß gesessen haben in der - eventuell metaphorischen - Bedeutung 'im Gefängnis gesessen haben' gebraucht wurde und verstanden werden konnte.



Versuch einer konstruktiven Kritik von Sprachpflege
(Prinzipien und Probleme)¹

1. Grundpositionen und Abgrenzung der Überlegungen
2. Gängige Stellungnahmen zur Sprachpflege
3. Pflege der Sprache vs. Pflege des Sprachgebrauchs
4. Synonymie -- Polysemie; Verständlichkeit und Kultiviertheit
5. Kausalität und Teleologie von Normen und von Normkodifizierungen
6. Sprachwandel und Normkodifizierung
7. Sprachpflege und Sprachwirklichkeit. Tradition und Neuerung -- Zur Problematik des Purismus
8. Normkodifizierung und Sprachpflege
9. Provisorisch abschließende Bemerkungen

1. Grundpositionen und Abgrenzung der Überlegungen

Die folgenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, Neues über den Normbegriff zu sagen. Wie der Titel betonen will, geht es auch nicht um eine Wiederbelebung früherer Sprachpflege-Auffassungen, sondern es sollen Fragen gestellt und Alternativen geboten werden. Sicher ist vieles dem Leser bekannt; mir scheint jedoch, daß die soziale Aktualität der Probleme heute größer denn je ist und daß gewisse Fragen oft gar nicht richtig gestellt werden.

Es ist zweckmäßig, einige einleitende Bemerkungen zur Art der Behandlung des Themas und zur Abgrenzung der Ausführungen sowie zur Begründung der Abgrenzung vorauszuschicken:

-- Ich erörtere nicht das Verhältnis von System, Norm und Sprachgebrauch (Usus), wie ich es anderenorts in Anlehnung an Eugenio Coseriu programmatisch getan habe.²

-- Der Rahmen dieses Beitrags gestattet es nicht, auf die Geschichte der Problematik einzugehen. Ich verweise deshalb hier auf die Arbeit von v. Polenz 1982, die Wesentliches über die Tendenzen und Grundpositionen enthält.

-- Beispiele tragen nur illustrativen Charakter; ihre geringe Zahl ist ebenfalls auf die Beschränktheit des Umfangs meiner Überlegungen zurückzuführen.

-- Um gewisse Schwierigkeiten zu vermeiden, jedoch keinesfalls um die Existenzberechtigung des Begriffs in Frage zu stellen, vermeide ich nach Möglichkeit das Wort "Stil".

-- Was unter den einzelnen Punkten behandelt wird, hängt miteinander zusammen und ergänzt einander. Deshalb sollte der Beitrag als eine integrale Einheit angesehen werden, selbst wenn verständlicherweise in keiner Hinsicht Vollständigkeit angestrebt werden kann. Man beachte den Untertitel!

-- Ich möchte betonen, daß ich Normenkritik und Sozialkritik streng voneinander trenne. So eng verbunden die beiden heute auch behandelt werden, ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen, ja im Gegenteil: je mehr die Sprachkritik in Sozialkritik aufgeht, desto mehr stößt sie mich ab. Primär ist die gesellschaftliche Praxis, und in dieser ist die Sprache nur ein Verständigungsmittel. Das "nur" ist keine abschätzende Wertung des Informationsaustauschs in der Gesellschaft; der Informationsaustausch ist eine Vorbedingung für jeden gesellschaftlichen Fortschritt und auch für jeden gesellschaftlichen Rückschritt, also für jegliche gesellschaftliche Bewegung. Solange wir nicht mehr Verbindliches und Genaues über das Verhältnis von Denken und Sprechen wissen, muß jedes Urteil über dieses Verhältnis (incl. über die "Macht des Wortes") sehr vorsichtig formuliert sein. Es zeugt u.a. deshalb von unrealistischer Einstellung, von der Sprachnormenkritik mehr zu erwarten, als ihr zumuten ist. Die Absichten eines Menschen, der seine Umgebung zu manipu-

lieren sucht, können zwar u.a. auch durch die Analyse seines Sprachgebrauchs aufgedeckt werden, aber da er ja nicht hauptsächlich mit Sprache manipuliert, sondern vielmehr mit der Herstellung von für ihn günstigen und der Manipulation dienenden bzw. diese ermöglichenden gesellschaftlichen Verhältnissen, müssen vor allem die Verhältnisse aufgedeckt werden und nur nebenbei sein Sprachgebrauch. Die Vermischung von Normenkritik und Sozialkritik wurde übrigens schon in den 1960er Jahren u.a. im Institut für deutsche Sprache kritisiert, so z.B. in dem wichtigen Vortrag von v. Polenz (1968), bei Römer (1968, S. 232 ff.) und in polemischen Schriften von Betz (z.B. 1963).

2. Gängige Stellungnahmen zur Sprachpflege

Die Ungenauigkeit des Status der traditionellen Sprachpflege, ihrer Begrifflichkeit und in diesem Zusammenhang des Gebrauchs einer großen Zahl von Wörtern, von denen man voraussetzt, sie seien eindeutig, z.B. "richtig" und "falsch" (vgl. auch die treffenden Bemerkungen bei Heringer 1982, S. 91), was jedoch kaum der Fall ist, gibt häufig Anlaß zu Kontroversen, die beim genaueren Hinsehen jeglicher Wissenschaftlichkeit entbehren und deshalb der unbegründet subjektiven Einstellung der miteinander Diskutierenden (= aneinander Vorbereitenden), ihren Vorurteilen, ihrer unterschiedlichen Schulbildung usw. zuzuschreiben sind (vgl. Kraus 1982, S. 260).

Eine besondere Aktualität hat die Diskussion um die Sprachpflege bzw. die Ignorierung oder Leugnung der Notwendigkeit der sprachpflegerischen Tätigkeit in den letzten Jahrzehnten erworben, als ein großer Teil der Sprachforschung mit solchen Wörtern wie etwa "gebräuchlich" und "ungebräuchlich" nichts anzufangen wußte und sich deshalb damit auch nicht beschäftigen wollte; wenn Transformationen möglich seien, so sei es überflüssig, sich im Rahmen einer Grammatiktheorie darum zu kümmern, unter welchen Umständen eine sprachliche Äußerung gebraucht wird (vgl. die Kritik

dieser Ansicht bei Oksaar 1976, S. 13 ff.!). Man findet eine solche Behauptung zwar nicht expressis verbis in der einschlägigen Literatur, aber der größte Teil dieser Schriften suggeriert diesen Standpunkt. Die Einführung des Begriffs der Akzeptabilität weist allerdings darauf hin, daß die generative Grammatik sich des Problems bewußt wurde, ja daß sie sogar versucht(e), das Problem theoretisch zu formulieren, letzten Endes konnten diese Versuche jedoch nicht maßgeblich zur Lösung der gesellschaftlich bedingten Probleme beitragen, weil der Idealisierungsgrad zu groß ist und so selbst die theoretisch fundierten Richtlinien zu grob für praktische Lösungen von Einzelproblemen sind -- insofern überhaupt solche Ziele verfolgt werden. (Mit dieser Feststellung ist natürlich kein Urteil über den gnoseologischen und methodologischen Wert der generativen Grammatik gefällt.)

Es ist deshalb wissenschaftsgeschichtlich durchaus verständlich, daß den extremen Standpunkten ein Versuch folgte, sich im Besitz theoretischer Kenntnisse und minutiös ausgearbeiteter Methoden der Sprachpflege -- ich gebrauche das Wort vorläufig unreflektiert -- von neuen Positionen aus zu nähern. Es fällt nun schwer, die neuen Positionen genau beim Namen zu nennen. Es handelt sich nämlich um viele Ansätze, und es kommt nicht selten vor, daß geringe Unterschiede zwischen den Ansätzen in den Diskussionen hochgespielt und größere Unterschiede übersehen werden. Ich versuche als erstes, das Gemeinsame der Ansätze und ihre Entstehung kurz zu erklären.

Schon zwischen den beiden Weltkriegen, aber ganz besonders nach dem Zweiten Weltkrieg nahm das Selbstverständnis der Linguistik in nie dagewesenem Maße zu. Dies förderte die begründete Vergegenständlichung ihrer Begriffe ganz bis zu einer unbegründeten Hypostasierung, und damit wurden die Vorbedingungen -- und sicher nicht nur die Vorbedingungen -- für eine Umformulierung des Gegenstandes der Linguistik geschaffen. Notwendigerweise entfernten sich die Forschungen von den spezifisch sozialen Fragen, die mit Sprache zusammen-

hängen. (Interessanterweise störte dies nicht andere Wissenschaften, die mindestens auf die gleiche Weise oder in noch höherem Maße anthropologisch und sozial ausgerichtet sind, wie z.B. die Literaturwissenschaft, die Ethnographie u.a., sich des Instrumentariums moderner linguistischer Strömungen bemächtigen zu wollen. Es kann nicht mein Anliegen sein, dies hier zu erklären.)

Als Reaktion auf die Entfernung von den unmittelbaren Zusammenhängen zwischen Sprache und Gesellschaft, Sprache und Geschichte bildeten sich Richtungen heraus, die sich eben um das Soziale der Sprachverwendung kümmern (vgl. v. Polenz 1982, S. 85), so z.B. die Sprechakttheorie, die Pragmalinguistik, die Soziolinguistik, die Stilistik, die Textlinguistik. Man spricht hier von einer pragmatischen Wende.³ Alle diese Ansätze haben nicht nur die sozialen Bezüge gemeinsam, sondern auch den -- allerdings nicht immer expliziten -- Rückgriff auf Disziplinen, die es schon früher gab (z.B. auf die Rhetorik). Der Rückgriff ist natürlich keine einfache Reproduktion älterer Erkenntnisse (vor allem bei der modernen Stilistik nicht); dies auch schon deshalb nicht, weil vielen neuen Disziplinen -- und dies ist eine weitere Gemeinsamkeit -- eine starke Theoretizität anhaftet.

Damit komme ich zum Ausgangspunkt zurück. Während die klassische Sprachpflege eine ausgesprochen empirische Angelegenheit war und ist, versucht man heute oft, ihren Problemen auf deduktivem Wege entgegenzukommen. Dadurch erhält die Forschung allerdings einen neuen Fokus, und sicher würde sich mancher moderne Theoretiker wundern, wenn man ihn der Sprachpflege "bezichtigen" würde. Das Wort "Sprachpflege" ist heute nicht "in". Dies mag unseren Jubilar dazu bewogen haben, in einer seiner Abhandlungen Eine Lanze für die "Sprachpflege" (1979) im Titel Anführungszeichen zu gebrauchen. Man kann die Dinge natürlich benennen, wie man will, und man kann neue Benennungen erfinden, um sich von älteren Dingen zu distanzieren. Auch ich möchte mich in diesem und jenem von älteren Dingen distanzieren, aber da ich die Inten-

tionen der Sprachpflege ebenso wie Siegfried Grosse zum großen Teil für aktuell halte, sehe ich keinen Grund dafür, das Wort nicht zu gebrauchen, und da z.Zt. viele von denjenigen anstatt "Sprachpflege" **S p r a c h k r i t i k** bzw. **S p r a c h n o r m e n k r i t i k** sagen, die damit Sozialkritik zu sehr in Verbindung bringen, sehe ich einen Grund mehr für den Gebrauch des Wortes "Sprachpflege".

Im folgenden versuche ich, die Aufgaben und den sozialen Stellenwert der heutigen Sprachpflege genauer zu bestimmen.

3. Pflege der Sprache vs. Pflege des Sprachgebrauchs

Es ist zweckmäßig, von der bekannten und vieldiskutierten Frage auszugehen, was die Sprachpflege überhaupt beabsichtigt bzw. beabsichtigen kann. Ich nenne als Beispiele vier repräsentative Gebiete: die Fremdwörter, die Rechtschreibung, die Situationsadäquatheit des Gebrauchs von Lexemen und Strukturen, die Auswahl eines literarischen Kanons als Vorbild des Sprachgebrauchs.

Die Aufzählung weist auf die Heterogenität dessen hin, was "gepflegt" werden soll. Bei den Fremdwörtern und bei der Rechtschreibung wird eine Kodifizierung, d.h. ein Eingriff in die Sprache, gefordert. Demgegenüber bezieht sich die Forderung der Situationsadäquatheit des Gebrauchs von Lexemen und Strukturen sowie die Auswahl des literarischen Kanons nicht auf die vergegenständlichte Sprache, sondern auf ihren Gebrauch (vgl. Kraus 1982, S. 260; v. Polenz 1982, S. 70 ff.; die Diskussion in: Der öffentliche Sprachgebrauch III., 1982; u.a.!).

Es ist trotz aller Schwierigkeiten (langue -- parole) wichtig, diese Unterscheidung zu treffen,

- a) weil man für eine Sprachkodifikation (= Neukodifikation) sehr viele solche Gesichtspunkte berücksichtigen muß, die den meisten traditionellen Sprachpflegern wenig bekannt oder gänzlich unbekannt sind;
- b) weil die überwiegende Mehrheit der sprachlichen Formen sich nicht planen läßt, sondern ihre eigenen determinierenden Fak-

toren hat; und

c) weil beim genaueren Hinsehen ein großer Teil der klassischen Sprachpflege den Begriff "Situationsadäquatheit" nicht zu kennen scheint, von ihm keine Kenntnis nimmt.

Solche Ausdrücke wie "Dienst an der Sprache", "Ehrfurcht vor der Muttersprache" u.ä. können zwar metaphorisch aufgefaßt werden, indem man unter Sprache Sprachgebrauch versteht. Der größte Teil der Literatur, die solche Ausdrücke benutzt, suggeriert jedoch eben nicht den Sprachgebrauch, sondern die Sprache selbst. Die Vergegenständlichung der Sprache mutet häufig geradezu mythisch an (vgl. v. Polenz 1979, S. 15!).

Damit ist ein Argument dafür erbracht, daß das Wort "Sprachpflege" kein wohldefinierter Begriff, sondern ein recht schillerndes Wort ist. Damit ist jedoch noch kein Argument dagegen erbracht, daß bestimmte Elemente der Tätigkeit des Sprachpflegers doch nützlich sein können, vor allem dann, wenn es sich primär um die Absicht der Verbesserung des Sprachgebrauchs handelt, so z.B. -- und hier haben wir zwei springende Punkte -- um die Verbesserung der Verständlichkeit und um die Erhöhung der Kultiviertheit der Ausdruckweise. In bezug auf diese beiden Forderungen besteht wohl zumindest implizit ein Konsens, selbst wenn die Schwierigkeiten des Messens der beiden Kriterien, besonders das der Kultiviertheit, manche Linguisten davor abschrecken, sie beim Namen zu nennen.

Nicht zuletzt aus letzterem Grund sollen nun einige spezifisch linguistische Überlegungen folgen.

4. Synonymie -- Polysemie: Verständlichkeit und Kultiviertheit

Die für diesen Beitrag relevanten spezifisch linguistischen Gesichtspunkte sind in der Stellungnahme zu den Fragen der Synonymie, der Polysemie bzw. Polyfunktionalität sowie der Verständlichkeit zu suchen.

4.1. Bekanntlich gehört es zu den Eigentümlichkeiten der natürlichen Sprachen, daß gleiche Denotate mit unterschiedlichen Zeichen belegt werden können bzw. daß gleiche Sachverhalte (im weitesten Sinne des Wortes) mit unterschiedlichen Zeichen und mit unterschiedlichen Strukturen beschrieben werden können. Man spricht hier i.a. von Synonymie.

Gleichzeitig besitzen die Zeichen und Strukturen die Eigenschaft, sehr unterschiedlich angewendet werden zu können. Dies nennt man Polysemie und Polyfunktionalität. (Das Problem der Grenze zwischen Polysemie und Homonymie sei hier ausgeklammert.) Polysemie und Polyfunktionalität sind auf die Analogien im Erkenntnisprozeß bzw. auf die sprachliche Manifestation der Analogien zurückzuführen. Daß es sehr unterschiedliche Auffassungen über Synonymie und Polysemie gibt, braucht uns in diesem Zusammenhang nicht zu stören. Bezeichnend für die zentrale Rolle der Synonymie ist jedoch, daß es Versuche gibt, linguistische Konzeptionen von der Synonymie her auszuarbeiten (vgl. z.B. Bickmann 1978).

Das lexikalische und grammatische (z.T. sogar das phonologische) Inventar des sprachlichen Systems ermöglicht es also dem Sprachteilhaber, innerhalb eines bestimmten Rahmens für eine bestimmte Relation eine sprachliche Form zu wählen. Das o b j e k t i v gegebene System verfügt über genügend miteinander in Konkurrenz stehende Einheiten, daß der Sprecher s u b j e k t i v unter ihnen wählen kann. Abgesehen von extremen, jedoch überhaupt nicht untypischen Fällen, wie z.B. die Lyrik einer ist, darf die Subjektivität des Sprechers nicht gewisse Grenzen überschreiten. Es bleiben aber immer noch so viele Fälle, daß Grenz- und deshalb Streitfälle entstehen können. Systemlinguistiken gehen hier i.a. so vor, daß sie den "Durchschnitt" der aus dem System für die Intention gewählten sprachlichen Formen die sozial sanktionierte Norm nennen. Dieses Verfahren ist für ihr Anliegen natürlich berechtigt, es genügt jedoch nicht mehr den Anforderungen einer sozial und kulturell ausgerichteten, die Auswahl der sprachlichen Mittel thematisierenden, d.h. die soziale

Sanktioniertheit explizierenden Forschung.

Insofern also die Auswahl der sprachlichen Mittel mit einer gewissen Freiheit verbunden ist (= Synonymie), weiterhin die einzelnen Zeichen und Strukturen polysem bzw. polyfunktional sind, kann man von einem komplementären Verhältnis zwischen Synonymie einerseits und Polysemie sowie Polyfunktionalität andererseits sprechen. Eine einigermaßen wissenschaftlich orientierte Sprachpflege muß dieses Verhältnis als linguistischen Ausgangspunkt betrachten.

Da sie sich jedoch nicht auf innereinzelsprachliche Kriterien allein beschränken darf, muß sie auch die außersprachliche Wirklichkeit berücksichtigen, die ja die Auswahl der sprachlichen Mittel entscheidend mitbestimmt, und sie muß die Interdependenz der beiden explizieren. Zur Illustration des komplizierten Verhältnisses innersprachlicher und außersprachlicher Determiniertheit der Auswahl kann selbst folgendes relativ einfache Beispiel dienen: Die Bedeutungen der Verben sich wundern und staunen stehen in synonymischem Verhältnis zueinander, und die Verben sind in dem kontextfreien, jedoch durchaus möglichen Satz Der Vater ... über die rasche Entwicklung seines Sohnes auswechselbar, weil sie in ihrer Bedeutungsstruktur einen wesentlichen Berührungspunkt haben. Die Polysemie der Verben ist jedoch begrenzt, so daß es sogar das geflügelte Wort Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich (vgl. WDG, S. 4400) gibt, in dem die unterschiedlichen Anwendungsweisen und die Begrenztheit der Synonymie anschaulich zum Ausdruck kommen.

Was nun die Forschung angeht, die sich mit der Spannweite der auf die beschriebene Weise entstandenen Auswahl beschäftigt, so bestehen ihre Schwierigkeiten

- a) in der Feststellung der die Größe der Spannweite bestimmenden Faktoren;
- b) in der Bestimmung der Beschaffenheit der Faktoren (z.B. das Verhältnis von innersprachlichen Gegebenheiten und außersprachlicher Wirklichkeit);
- c) in der Möglichkeit des Ausschlusses der Subjektivität des

Untersuchers; und im Anschluß daran
 d) in der Frage nach der Möglichkeit eines Konsenses bei der Bestimmung der "richtigen" Auswahl.

4.2. Rückgreifend auf den letzten Absatz von Punkt 3 und diesen in Zusammenhang bringend mit den soeben genannten Schwierigkeiten, nenne ich hier wieder das Kriterium der Verständlichkeit, Beschränkt man dieses auf das einfache Zustandekommen der Kommunikation, so dürften kaum Probleme entstehen; denn wenn jemand auf die Frage Wann kommst du? z.B. die Antwort Ich kommen gleich gibt, so kommt mit hoher Wahrscheinlichkeit die Kommunikation zustande. Ja selbst wenn jemand zu seinem guten alten Freund sagt Heute abend werden meine Frau Gemahlin und ich dich in deinem Heim aufsuchen, obwohl das Usuelle Heute abend komme ich mit meiner Frau mal bei dir vorbei sein könnte, kommt die Intention des Sprechers zum Ausdruck.

Eben das zweite Beispiel zeigt aber, daß, wenn man sich nicht mit der Idealisierung der Systemlinguistik zufriedengibt, der Begriff der Verständlichkeit bei weitem nicht ausreicht, um den Begriff der sozialen Sanktioniertheit zu decken; denn vielleicht wird der Angesprochene eine Ironie aus dem Satz heraushören, und die Ironie bildet einen integralen Bestandteil der Äußerung, sie kann u.U. genauso wichtig sein wie die pure Information, daß der Mann mit seiner Frau seinem Freund einen Besuch abstatten will.

Das Beispiel scheint für die Beweisführung in Fragen der Sprachpflege nicht repräsentativ zu sein, selbst in der Situation Deutsch als Fremdsprache nicht. Dennoch beginnt hier irgendwo die Problematik. Klammern wir hier die Frage der (bewußten oder unbewußten) Manipulation aus, d.h. beschränken wir uns auf die allgemeine Fähigkeit des Menschen, seine Gedanken, Gefühle und Intentionen so zum Ausdruck zu bringen, daß seine sprachlichen Produkte nicht einfach vom Sachlichen her verständlich sind, sondern daß die Verständlichkeit auch solche Kriterien enthält wie z.B. die Partnerbezogenheit, die Situationsadäquatheit, die konnotative Differenziertheit usw.,

so erhalten wir nämlich eine solche Unmenge von Gesichtspunkten, die nicht formalisierbar sind.

Wie weit reicht denn überhaupt die sprachliche Ausdruckskraft der Ironie? Welche Faktoren sind es, die in dem obigen Beispiel des Besuchs die Ironie ausmachen? In welchem Verhältnis stehen die inner- und die außersprachlichen Faktoren zueinander, daß die Äußerung ironisch wirkt? Es ist ja durchaus möglich, eine Situation zu schaffen, in der der "normale" Satz Heute abend komme ich mit meiner Frau mal bei dir vorbei ironisch wirkt. Isolierte Sätze mit Bewertungen zu versehen, ist eigentlich nur der Lexikographie gestattet, die dazu aus technischen Gründen gezwungen ist.

4.3. Die Verständlichkeit, die der Muttersprachler aufgrund seiner unbewußten Kenntnis von Synonymie und Polysemie erreicht, genügt also noch nicht, um die Sprache so zu gebrauchen, wozu man mit ihr imstande ist und wozu der Sprachteilhaber befähigt ist oder befähigt werden muß. Deshalb habe ich als zweiten springenden Punkt der Verbesserung des Sprachgebrauchs die Kultiviertheit der Ausdrucksweise genannt.

Die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs wird m.W. in nur einer linguistischen Richtung gebraucht, und zwar beim Prager funktionalen Strukturalismus (vgl. die repräsentative Anthologie in deutscher Sprache: Grundlagen der Sprachkultur 1976; 1982). Die Prager Schule beschränkt sich in ihren Arbeiten bekanntlich nicht auf eine atomisierte Sprachpflege, sondern sie integriert die Sprachkultur in eine wohlfundierete linguistische Konzeption und ist deshalb richtungsweisend für sämtliche diesbezügliche Forschungen, genauer: sie sollte es sein.

Angesichts dessen, daß die Prager Arbeiten zugänglich und bekannt sind und meine Ansichten über Verständlichkeit und Kultiviertheit mit ihren zum großen Teil kongruieren, sehe ich hier von einer Wiederholung ab und beschränke mich auf einige Fragen, die in den Prager Studien nicht oder wenig expliziert sind. Damit hoffe ich auch, den Begriff der Kultiviertheit, seine Existenzberechtigung und -notwendigkeit von einer

anderen Seite her plausibel zu machen.

5. Kausalität und Teleologie von Normen und von Normkodifizierungen

Bekanntlich beruht jede soziale Tätigkeit auf Normen. Die Normen sind historisch gesehen prinzipiell spontan entstanden. Nur prinzipiell deshalb, weil in bestimmten Epochen der Geschichte einzelne Institutionen und Persönlichkeiten mehr oder weniger bewußt Normen erfinden (z.B. die Mediziner die Tabus), um damit das Zusammenleben der Gemeinschaft zu gestalten, m.a.W. eine Ethik auszuarbeiten, und weil die Zunahme der gesellschaftlichen Arbeitsteilung eine bewußte Normierung erforderlich macht. Es sei hier nur an die Deutsche Industrienorm erinnert. Die Anzahl der spontan entstandenen Normen übertrifft jedoch zweifellos die der bewußt angeordneten, gar nicht zu reden von den Normen, von denen man glaubt, sie seien ausgedacht worden, obgleich es sich doch eigentlich um eine Kodifizierung vorhandener, spontan entstandener Normen handelt (vgl. Hartung 1977).

Die kausale Interpretation der Norm und die teleologische Interpretation der Normkodifizierungen sozialer Einrichtungen, ihr Verhältnis zueinander, das Verhältnis von Spontaneität und Kodifizierung sind in den einzelnen Fällen sehr unterschiedlich, und zwar geht es hier nicht nur um das wichtige Kriterium des Trägheitsmomentes infolge menschlicher Schwächen, sondern — und dies ist von besonderer Bedeutung — auch um die Unterschiedlichkeit der Bewußtmachbarkeit und um die Unterschiedlichkeit der Bewußtheit der Normen sowie um die Unterschiedlichkeit der Reflexionen auf die unterschiedlich bewußt gewordenen Normen.

Im Unterschied zu den meisten nicht-verbale sozialen Normen gestaltet sich das Verhältnis von Kausalität und Teleologie bei sprachlichen Erscheinungen deshalb anders, weil die verbale Tätigkeit weitgehend unbewußt ist, so unbewußt, daß selbst Linguisten die Sprache für sich selbst neu "entdecken" und dann je nach ihrer Einstellung unterschiedlich

zu den Normen Stellung nehmen. Ohne auch nur im geringsten eine Vollständigkeit der Aufzählung anzustreben, sondern nur um die Unterschiedlichkeit der Ansichten und die Ursachen für die Unterschiedlichkeit anzudeuten, seien einige Faktoren erwähnt, Faktoren, die häufig keinen unmittelbaren Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft haben.

- Ein konservativer Mensch wird mit größerer Wahrscheinlichkeit den Standpunkt vertreten, daß ältere sprachliche Formen neueren vorzuziehen sind, als ein liberal denkender Mensch.
- Wer mehrere Sprachen spricht, ist meistens weniger puristisch veranlagt als der, der nur seine Muttersprache kennt.
- Wer zum Nationalismus oder gar zum Chauvinismus neigt, verhält sich Fremdwörtern gegenüber im allgemeinen abweisender als ein weltoffener Mensch.
- Ein zum stereotypen Denken veranlagter Mensch hat einen größeren Hang zum Befolgen der in den präskriptiven Grammatiken formulierten Regeln als ein kreativ denkender.
- Wessen Muttersprachenlehrer in der Schule eine besondere Vorliebe für die klassische Literatur hatte und dies überzeugend darstellte, bevorzugt eher überlieferte bzw. archaisierende Formen in seiner Lektüre als derjenige, dessen Lehrer den Schülern avantgardistische Strömungen zum Vorbild machte. Usw. usf.

Die vorsichtigen Formulierungen ("mit größerer Wahrscheinlichkeit", "meistens", "im allgemeinen", "bevorzugen") sollen darauf hinweisen, daß es wohl kaum reine Typen gibt und daß es nicht nur "Ausnahmen" sondern auch Querverbindungen und Überlappungen gibt. Jedenfalls dürfte die Aufzählung einiger Ursachen für die Unterschiedlichkeit der Ansichten und des Sprachgebrauchs gut dazu geeignet sein, das unterschiedliche Verhältnis von Kausalität der Norm und Teleologie der Normkodifizierung bei der Beurteilung der Norm sowie die Priorität der Kausalität der Norm zu veranschaulichen.

Es ist interessant zu beobachten, daß die Problematik des Verhältnisses von Kausalnexus und Finalnexus von Aristoteles über die Scholastiker, Leibniz, Kant, Hegel hinweg ganz bis

zum Wiener Kreis, Norbert Wiener, Nicolai Hartmann immer wiederkehrend Gegenstand philosophischer Untersuchungen gewesen ist und wie sich die Stellungnahmen im Laufe der Zeit differenziert haben. M.W. hat jedoch keiner von ihnen, selbst der Wiener Kreis nicht, die Norm bzw. die Normkodifizierung selbst unter diesem Aspekt explizit untersucht. Verständlich ist dies, wenn man berücksichtigt, daß Philosophen ihre Kategorien nicht an speziellen wissenschaftlichen Fragen exemplifizieren müssen. Nicht ganz selbstverständlich ist dies jedoch dann, wenn man bedenkt, daß Philosophen wie z.B. Wittgenstein, deren Konzeption ausgesprochen sprachlich-semanticus ausgerichtet war, ihr Verhältnis zur Norm und zur Normkodifizierung nicht explizierten. Es ist nicht möglich, dies hier zu erklären; es soll jedoch darauf hingewiesen werden, daß ein Wissenszweig, wie die Sprachwissenschaft einer ist, sich mit der Kategorialanalyse von Kausalität und Teleologie ständig auseinandersetzen muß, um das besagte Verhältnis sowohl allgemein als auch in den Details zu klären. Feststellungen wie z.B. die, daß die Bedeutung eines Wortes die Regel seines Gebrauchs ist, sind zu allgemein, um damit eben dem philosophischen Anliegen einer linguistischen Konzeption gerecht zu werden, ganz zu schweigen von einer sprachimmanenten Interpretation der Norm und der Normkodifizierung.

Zwei Zitate von Nicolai Hartmann mögen auf das Allgemeine hindeuten, das ich dem Verhältnis von Teleologie und Kausalität bei dem Verhältnis von Norm und Normkodifizierung zugrundelegen möchte: "Diejenige Realkategorie, mit der wir einer neutralen Erfassung der Weltganzheit am nächsten kommen, ist die allgemeine Wechselwirkung. Sie besagt die gegenseitige Beeinflussung gleichzeitig ablaufender Prozesse in der Weise, daß die Kausalität der Aufeinanderfolge keine bloß lineare mehr ist, sondern in jedem Weltaugenblick ein Geflecht von Ursachen zeigt, die über die Breite des Weltgeschehens verstreut liegen und erst zusammen die eigentliche causa efficiens ausmachen. (Vgl. die Heterogenität und die Aperiodizität der die Norm beeinflussenden Faktoren!

J.J.) Die Wechselwirkung selbst aber, in solcher Breite gesehen, wird nun leicht als Finaleinheit des Weltzusammenhanges verstanden und zwar einfach deswegen, weil wir sie auf eine andere Weise überhaupt schwer als Einheit fassen können. Denn das reelle Verfolgen der Fäden dieses ungeheuren Geflechts ist an empirische Bedingungen gebunden und erstreckt sich nie weiter, als der Horizont des Gegebenen gewisse Schlüsse ermöglicht, die ihrerseits in der Reichweite begrenzt sind. -- Das generelle Motiv des Teleologismus beruht so auf dem unwiderstehlichen Bedürfnis nach Einheit im Zusammenhang unseres Weltverstehens (Bedürfnis nach Einheit im Zusammenhange = Normkodifizierung. J.J.)." (1966, S. 55-56)

"... Durchgehende Kausalität lähmt das Handeln keineswegs, sie ist vielmehr seine Voraussetzung. In einer Welt, die nicht durchgehend kausal determiniert wäre, könnte es keinen Finalprozeß geben. Auch Wille, Streben, Handlung, die Akte der Freiheit (= Normkodifizierung? J.J.), sind darum nur in einer schon durchgehend kausal determinierten Welt möglich. Das ist eine ganz einfache Folgerung, wenn man einmal begriffen hat, was es mit der Auswahl 'geeigneter' Mittel für einen Zweck auf sich hat. Aber es ist die Umkehrung der üblichen Auffassung, die da meint, Kausaldetermination müßte alle Selbsttätigkeit des Menschen lähmen. Hier gilt es von Grund aus umzulernen, und zwar durch die Kategorieanalyse: der Finalnexus ist es, der den Kausalnexus voraussetzt, nicht umgekehrt,..." (S. 73) So allgemein dies auch formuliert ist -- schließlich handelt es sich ja um eine philosophische und nicht um eine linguistische Überlegung --, die Argumentation läßt sich ohne Schwierigkeit auf das Verhältnis von Norm und Normkodifizierung übertragen. (Auch diejenigen mögen daraus die notwendigen Schlüsse ziehen, die behaupten, Normkodifizierungen seien Einschränkungen der menschlichen Freiheit!)

So fern mir ein mechanistischer Determinismus oder eine deistische Teleologie auch steht und so wenig ich zwischen dem Verhältnis von äußerer Zweckdienlichkeit und freiem

Willen einerseits sowie dem Verhältnis von optimaler Informationsvermittlung und willkürlichem Umgehen mit Sprache andererseits ein Gleichheitszeichen setze, so sehr zwingt mich der anthropomorphe (und nicht selten anthropozentrische) Charakter linguistischer Untersuchungen und linguistischer Methodologie, den Standpunkt zu vertreten, daß der Mensch doch immerhin so frei ist, daß er Bedingungen für einen "menschlichen" Gebrauch von Sprache schaffen kann, daß er imstande ist, durch Normkodifizierungen und das, was man schlechthin Sprachpflege nennt, in die sprachlichen Normen einzugreifen. Diese Tätigkeit ist teleologisch zu interpretieren, selbst wenn der Rückkopplung das kausal Prozessuale nicht nur nicht abzusprechen ist, sondern sie es sogar voraussetzt.

Es ist auch deshalb notwendig, die Problematik des Verhältnisses von Kausalität und Teleologie zumindest anzudeuten, weil die Frage, ob die Sprache oder der Sprachgebrauch bzw. beides verbessert werden soll, ohne das Verständnis dieses Aspekts der Norm nicht nur nicht beantwortet sondern auch nicht richtig gestellt werden kann. Die Frage könnte etwa in Form einer Aufgabe gestellt werden: Was in einer bestimmten Epoche, in einer bestimmten Gemeinschaft und unter bestimmten Umständen verbessert werden soll, muß jeweils unter Berücksichtigung des Allgemeinen und des Konkreten entschieden werden.

6. Sprachwandel und Normkodifizierung

Das Verhältnis der Begriffe erfordert nun noch weitere Stellungnahmen: Ist die Priorität der Kausalität mit der Historizität des Sprachwandels identifizierbar oder auch nur vereinbar? Ist es nicht so, daß veränderte außersprachliche Umstände die Veränderung der Norm fordern, so daß die Veränderungen eigentlich unter sozial teleologischem Gesichtspunkt zu untersuchen sind? Ist nicht jeglicher gesellschaftliche Fortschritt mit einem sprachlichen Fortschritt verbunden? Und muß nicht jede Normkodifizierung als sozial zweck-

dienlich angesehen werden? Ja impliziert die Funktion der Norm nicht ab ovo das teleologische Prinzip? Zu diesen Fragen soll zunächst folgendes gesagt werden:

6.1. "Einige sprachliche Erscheinungen besitzen einen absolut zufälligen Charakter und können nicht unmittelbar zur Entwicklung der Gesellschaft in Beziehung gesetzt werden..." (Horálek 1982, S. 328) Beim gegenwärtigen Stand der Forschung ist z.B. die Akzentverschiebung im Althochdeutschen nur als ein solcher Zufall aufzufassen, von einer sozialen Zweckdienlichkeit kann also nicht die Rede sein. Hier und im weiteren seien Zufall und Finalität disjunktive Begriffe. (Das Attribut einige halte ich zwar für eine "Untertreibung", aber da die Quantität schwer zu bestimmen ist, will ich dagegen nicht polemisieren.)

6.2. Selbst viele solche Erscheinungen des Sprachwandels, die den Verdacht aufkommen lassen, daß ein gesellschaftlicher Fortschritt sie ausgelöst hat, erweisen sich bei eingehender Untersuchung, vor allem mithilfe des interlingualen Vergleichs, als Zufälle, sind also systemintern nicht notwendig. Viele verfügen jedoch nach ihrem Zustandekommen über eine soziale Zweckdienlichkeit. Dies bezieht sich z.B. auf die Anredepronomen im Deutschen, deren Gebrauch sich im Ausgang des Feudalismus stark veränderte, jedoch auf ganz andere Weise als im genetisch verwandten Englisch und im genetisch und typologisch weit entfernten Ungarisch, deren Sprachgemeinschaften sich gleichfalls vom Feudalismus entfernten und deren Anredepronomen sich extrem entgegengesetzt veränderten.

6.3. Selbst wenn der gesellschaftliche Fortschritt bewiesenermaßen einen Sprachwandel nach sich zieht, so stellt sich die Frage, ob der Sprachwandel tatsächlich ein Fortschritt ist. Insofern nämlich die primäre Funktion der Sprache die Kommunikation ist, so geschieht beim Sprachwandel nichts anderes, als daß die Sprache sich den veränderten Kommunikationsbedingungen anpaßt. Das Prinzip der Funktion ändert sich nicht.

Man kann nur dann von sprachlichem Fortschritt sprechen, wenn die F u n k t i o n s t ü c h t i g k e i t der Sprache sich erhöht. Dies ist jedoch bei weitem nicht immer der Fall.

6.4. Erkennt eine Sprachgemeinschaft bzw. erkennen ihre hervorragenden Vertreter, noch vorsichtiger ausgedrückt: glauben sie, daß ihre Sprache im Vergleich zu anderen Sprachen eine geringere Funktionstüchtigkeit besitzt, so bemühen sie sich die Sprache zu "erneuern". (Ich sehe mich gezwungen, das Verb in Anführungszeichen zu setzen, weil es zwar in diesem Zusammenhang gebraucht wird, mir jedoch nicht völlig klar ist, welche Kriterien notwendig sind, um von einer Erneuerung zu sprechen.) Ein repräsentatives Beispiel dafür sind die Sprachgesellschaften im 17. Jh.

So problematisch die Erneuerung auch ist, so kann man an den Ergebnissen solcher Bewegungen ablesen, daß die Sprachgemeinschaft Teile des Eingriffs in die Sprache (= Neukodifizierungen) akzeptiert hat. Ein solcher Sprachwandel, den man heute Sprachplanung oder Sprachregelung nennt, ist einer gezielten und bewußten Tätigkeit zuzuschreiben. Die Tätigkeit soll die Funktionstüchtigkeit der Sprache erhöhen. (Letzteres ist in unserem Zeitalter nicht immer der Fall.) Allerdings ist die kausale Bedingtheit der Norm schon in der folgenden Synchronie gegeben, d.h., in dem Augenblick, da eine Norm nur noch historisch interpretierbar ist, ist es unsinnig, von einer Teleologie zu sprechen. Letztlich haben wir es hier mit der Problematik des Verhältnisses von synchroner und diachroner Sprachbetrachtung zu tun, und dieses Verhältnis wird noch längst nicht in einer konsistenten Theorie behandelt (vgl. Kanngießer 1972, S. 5-6).

6.5. Normkodifizierungen an sich sind teleologischer Natur; denn sie spielen eine unifizierende Rolle, ja in gewissen Epochen, z.B. zur Zeit Martin Luthers, konstituieren sie einen integralen Bestandteil der Kultur einer Gesellschaft. (Normkodifizierungen müssen nicht unbedingt in Form von Sammlungen grammatischer Regeln und Wörterbüchern erfolgen;

sie können auch in Form eines neuen Kanons, z.B. einer Bibelübersetzung, wirken.)

Normkodifizierungen können die Beseitigung des Analphabetismus fördern, z.B. bei vielen Völkerschaften in der Sowjetunion und in Afrika.

Bei Sprachgemeinschaften mit hohen Kulturen, d.h., wo es schon seit langem kodifizierte Normen gibt, stellt sich die Frage, inwiefern die Kodifizierung den neuen Anforderungen der Kommunikation und anderer verbaler Tätigkeiten entspricht. Wenn z.B. isolationistische Tendenzen vorherrschen oder eine romantische Nostalgiewelle durchbricht, so handelt es sich zwar gleichfalls um Absichten, aber diese nehmen von den Realitäten wenig Kenntnis und können deshalb retrograd wirken. Nicht selten geht es um eine mißverständene Historizität (= ein Kennzeichen des Purismus) und deshalb um eine falsche Anwendung des Kausalitätsprinzips. Nur solche Normkodifizierungen wirken progressiv, die den dynamischen Charakter einer Synchronie nicht nur nach hinten, sondern vor allem nach vorne interpretieren und die verbale Kreativität der Sprachteilhaber berücksichtigen. In dieser Aufgabe besteht eine der größten Schwierigkeiten der Kodifizierung.

6.6. In jeder Gesellschaftswissenschaft ist die Teleologie nur unter historischem Blickwinkel zu verstehen. Deshalb ist -- im Sinne Hartmanns -- die Teleologie der Normkodifizierung historisch determiniert.

6.7. Auf obige Fragen möchte ich nun folgende provisorische Antworten geben:

-- Die Priorität der Kausalität des Sprachwandels ist mit seiner Historizität nur insofern vereinbar und nicht identifizierbar, als ohne den Begriff der Historizität die Gründe des Sprachwandels und die Notwendigkeit der Neukodifizierung der Norm prinzipiell nicht verständlich sein können, der Begriff der Historizität in diesem Zusammenhang jedoch so allgemein ist, daß er gnoseologisch leer wird, wenn man ihn mit dem der Kausalität identifiziert. Hier liegt auch das grundlegende Problem, in welchem Maße man die Begriffe der

Kausalität und der Teleologie der objektiv existierenden und durch die Wissenschaft vergegenständlichten Sprache und Sprachnorm zuschreiben kann oder ob man die Begriffe als Denkkategorien der Erkenntnistheorie auffassen muß. Das Problem kommt nicht nur in der Sprachwissenschaft, sondern in allen solchen Wissensgebieten zur Geltung, die etwas mit menschlicher Tätigkeit zu tun haben.

-- Veränderte außersprachliche Umstände können sprachliche Veränderungen nach sich ziehen, müssen es jedoch nicht; Die Sonne geht im Osten auf widerspricht z.B. der außersprachlichen Veränderung der Kopernikanischen Wende.

-- Dementsprechend kann gesellschaftlicher Fortschritt sprachlichen Wandel nach sich ziehen, tut dies aber nicht notwendigerweise, bzw. der Sprachwandel und die ihm folgende Neukodifizierung können sich mit Verzögerungen und unterschiedlich vollziehen. (Das Problem des Begriffs "gesellschaftlicher Fortschritt" kann hier nicht einmal angedeutet werden.) Zwischen außersprachlichen Veränderungen, Sprachwandel und Normkodifizierung besteht ein asymmetrisches Verhältnis.

-- Jede Normkodifizierung ist historisch bedingt und entspricht gesellschaftlichen Absichten.

-- Die Funktion der Norm impliziert das teleologische Prinzip. Dies gilt aber nur insofern, als man sie vergegenständlicht auffaßt. Für den Fall des bewußten Gebrauchs der Norm und des bewußten Verstoßes gegen sie (z.B. Lyrik, Humor) ist eine genauere Ausarbeitung des Verhältnisses von Kausalnexus und Finalnexus erforderlich.

6.8. Ich möchte nachdrücklich betonen, daß die vorangehenden Überlegungen eher die Wichtigkeit der Probleme hervorheben möchten als die Fragen selbst lösen können. Wenn im Titel dieses Beitrags das Wort "Versuch" steht, so bezieht sich dies vor allem auf die Vorsichtigkeit der Stellungnahme zum Verhältnis von Teleologie und Kausalität in Fragen des Sprachwandels und der Normkodifizierung.

7. Sprachpflege und Sprachwirklichkeit, Tradition und Neuerung -- Zur Problematik des Purismus

Man hat häufig den Eindruck, daß eine Sprachgemeinschaft sich in zwei Teile teilt: Die einen, die die Mehrheit bilden, sprechen, "wie ihnen der Schnabel gewachsen ist", und kümmern sich wenig um die Sprachverbesserer. Was ihnen in der Schule eingebleut worden ist, vergessen sie recht bald unter dem Einfluß des Sprachgebrauchs ihrer nur auf den Effekt der verbalen Mitteilungen (oder nicht einmal darauf) bedachten Mitmenschen. Die anderen, die Minderheit, bemühen sich um die Kultiviertheit ihres Sprachgebrauchs; diesen geht es nicht nur darum, verstanden zu werden, sondern auch darum, daß ihre Mitteilungen eine angemessene Form haben.

Ein großer Teil der Sprachpfleger nimmt von dieser Lage keine Kenntnis; sie tun so, als ob ihre Tätigkeit das von ihnen erwartete Echo hätte, und wenn ihnen das Fehlen des Echos doch auffällt, so entrüsten sie sich über den "Verfall der Sprache". Nur wenige, realistisch eingestellte Sprachpfleger schätzen die Lage richtig ein; Dabei läßt sich ein gewisses Verhältnis zwischen dem Realismus und der Konzeption sowie der Wirkungsbreite der Sprachpfleger beobachten: Je puristischer sie sind, desto unrealistischer sind ihre Forderungen, und je mehr sie dem natürlichen und begründeten Sprachwandel Rechnung tragen, desto realistischer ist ihre Einstellung und desto nachhaltiger ist ihr Einfluß. Von den Amateur-Sprachpflegern sei hier nicht die Rede, obgleich ihre positive und negative gesellschaftliche Rolle nicht unterschätzt werden darf.

Das Verhältnis zwischen Sprachwirklichkeit und Sprachpflege entspricht in der modernen Gesellschaft nun nicht der gesellschaftlichen **E i n s c h ä t z u n g** des Sprachgebrauchs und des Sprachpflegers. Daß dies größtenteils daran liegt, wie unbewandert i. a. Menschen in Sachen des Sprachgebrauchs sind, sie jedoch glauben, mitreden zu können, weil ja jeder seine Muttersprache beherrscht, ist trivial und bedarf keiner Erörterung. Wenn Heringer meint "Normen? --Ja,

aber meine!" (1982a), so halte ich das für einen schönen Wunsch, der sich in absehbarer Zeit wohl kaum erfüllen läßt. Mit den folgenden Überlegungen möchte ich zu einem besseren Verständnis der öffentlichen Meinung beitragen.

Die Unbewußtheit des Sprachgebrauchs, von der im ersten Satz dieses Abschnitts die Rede war, bzw. die nur latent vorhandene Bewußtmachbarkeit ist an und für sich keine schlechte Sache; wollte man stets überlegen, wie man eine Äußerung erzeugen kann, so würde dies zu so großen Hemmungen führen, daß man sich weniger auf das Gemeinte als mehr auf die Form der Aussage konzentrieren müßte, und dies ginge wahrscheinlich auf Kosten des Gedanken- und Gefühlsreichtums, der Expressivität der Information. Von wenigen Ausnahmen, z.B. Thomas Mann, abgesehen, findet sich die Unbewußtheit des Sprachgebrauchs selbst bei den größten Dichtern -- nicht zum Nachteil ihrer Werke. Darin besteht der Vorteil der Unbewußtheit.

Der Nachteil ist schwerer zu beweisen; denn eben das Beispiel Thomas Mann weist darauf hin, daß auch die Bewußtheit positive Ergebnisse haben kann. Die erwähnte Hemmung ist keine notwendige -- wenn auch prinzipiell mögliche -- Folge der Bewußtheit.

Schlimmer ist es, wenn aus diesem Umstand eine Tugend gemacht wird, wenn z.B. die Pragmatik der Mitteilung dermaßen in den Vordergrund gestellt wird, daß Aussprache-, Kompatibilitäts-, Struktur- usw. Normen unbeachtet gelassen werden, weil man weiß, daß man auch ohne die Befolgung der Ratschläge der Sprachpfleger verstanden wird und andere versteht. Im Sinne des unter Punkt 4.3 Ausgeführten ist Verständlichkeit also als Zweck der Kommunikation eine *conditio sine qua non* verbalen Handelns, *e i n e*, auch die wichtigste, aber *n i c h t d i e a l l e i n i g e*. Ich erinnere hier an die bekannte Tatsache, daß undifferenzierte, saloppe und die Verhaltenskultur beeinträchtigende, jedoch expressiv stark geladene Ausdrücke einen höheren Wirkungsgrad haben können als differenzierte, gewählte, die Verhaltenskultur fördernde,

jedoch expressiv wenig geladene Ausdrücke — was psychologisch gesehen übrigens verständlich ist. Unter solchen Umständen ist die soziale Stellung des Sprachpflegers nicht beneidenswert; Verständlichkeit ist feststellbar, Kultiviertheit ist dagegen in der Beurteilung der meisten Sprachteilhaber etwas Verschwommenes, bei nicht wenigen sogar etwas Überflüssiges.

Wahrscheinlich ist es im Laufe der Geschichte häufig so gewesen, aber in unserem Zeitalter ist die Sprachsituation und darin die Sprachpflege eine qualitativ andere als früher. Einige determinierende Umstände seien erwähnt:

— Das Lebenstempo hat sich dermaßen beschleunigt, daß man wenig Zeit hat, sich kultiviert auszudrücken. Die Parole lautet heute: Inhalt der Information — alles, Form der Information — nichts, keine Redundanz!

— Die Technizisierung des Lebens erübrigt es immer mehr, Informationen verbal zu äußern. In mancher Schule braucht der Schüler schon oft nur eine Taste zu drücken, um eine Antwort zu geben.

— Die Demokratisierung der Gesellschaft führt zu einer Nivellierung der Kultur und damit des Sprachgebrauchs (vgl. Eggers 1980, S. 204). Gefördert wird dies durch die Informationsflut der Massenmedien. Dies scheint im Widerspruch zu der erwähnten Aversion gegen die Redundanz zu stehen; man denke nur an die Gewohnheiten der Reporter, Kommentatoren und ähnlicher "Berufssprecher" und "Berufsschreiber", die alles bis zur Unverständlichkeit zerreden, deren Sprachgebrauch, was die Information anbelangt, oft bis zur Unkenntlichkeit redundant ist. Dadurch wird ihr Sprachgebrauch aber noch nicht kultiviert.

Die Sprachwirklichkeit paßt sich den Anforderungen der sich wandelnden und widersprüchlichen Verhältnisse an; denn die Kommunikation lebt in der und durch die Gesellschaft. Die Anpassung wird nicht geplant und nicht prognostiziert, sie hinkt den gesellschaftlichen Veränderungen hinterher, oft mit so großen Transmissionen, daß man von besagter

Eigengesetzlichkeit sprechen muß. Der Sprachpfleger hat in dieser Beziehung keinen Einfluß auf den Sprachwandel.

Er sollte jedoch in zwei Beziehungen eine gesellschaftliche Wirkung haben: Erstens sollte er das tun, was die Prager Schule getan hat, indem sie programmatisch im Rahmen einer großangelegten Konzeption bestimmt hat, welchen Einfluß man auf die Gestaltung der Norm haben muß, und im Grunde genommen durchgesetzt hat, daß das Schulwesen, die Massenmedien usw. in der Tschechoslowakei ihre Vorschläge akzeptieren. Von dieser Aufgabe wird hier im weiteren nicht die Rede sein, obwohl dies eigentlich das Primäre ist. Schließlich haben aber die Prager die Konzeptionelle schon ausgearbeitet.

Zweitens sollte der Sprachpfleger einen Einfluß auf das Beschneiden der Verwilderungen haben. Wer überhaupt keinen Sinn und kein Gefühl für die Kultur des Sprachgebrauchs, sondern nur für den Informationsgehalt hat, der wird morgen oder übermorgen kein belletristisches Buch mehr in die Hand nehmen, weil ihm die Sprache fremd wird. Und was z.T. daraus folgt: Viele Schriftsteller, die sich der Zeit "anpassen", schreiben ohne Kultur, ihre Werke sinken auf das Niveau des Stils der Trivalliteratur. Diese Tendenz hat bekanntlich nicht erst begonnen, sondern sie ist bereits in vollem Gange. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Unterschied zwischen der belletristischen und der kolloquialen Sprache auf Kosten der Poetizität der ersten -- mit nicht vielen Ausnahmen -- im 20. Jh. geringer geworden ist und daß dieser Prozeß sozial bedingt und insofern verständlich ist.

Man muß nun aber sowohl dem die Sprache unbewußt gebrauchenden Menschen als auch dem Sprachpfleger gleichermaßen wichtige Funktionen zuschreiben. Der erste paßt sich der veränderten Wirklichkeit schneller an, er erneuert die Sprache spontan; der andere bemüht sich, die Kontinuität der Kultur, Traditionen zu wahren, er beschneidet die Verwilderungen.

Die spontane Sprachveränderung einerseits und das Streben zur Bewahrung der sprachlichen Traditionen andererseits halten sich im Gleichgewicht; sie stehen in ständigem Kampf ge-

geneinander, indem sie die Einheitlichkeit der Sprache und des Sprachgebrauchs permanent auflösen und wiederherstellen. Dies ist eine Widersprüchlichkeit, die allen gesellschaftlichen Erscheinungen anhaftet, die zu kennen und danach zu handeln die Aufgabe des realistischen Sprachpflegers ist. Die große Verantwortung des Sprachpflegers besteht darin, daß er die Realitäten rechtzeitig erkennt, um erfolgreich sein zu können (vgl. Papp 1965, S. 208).

Für das Verständnis des erwähnten Realismus ist die Stellungnahme zur Purismus-Problematik gut geeignet.

Niemandem kann das Recht abgesprochen werden, zur Bewußtmachung und damit zur Verbreitung des von ihm für "richtig" gehaltenen Sprachgebrauchs beizutragen. In dem großen gesellschaftlichen Chor haben auch die Puristen ihre Funktion; denn erstens halten ja auch sie wie fast alle anderen Sprachteilhaber ihren Sprachgebrauch für den richtigen, und zweitens vertreten auch sie eine Position, auf der eine gewisse Zahl von Sprachteilhabern steht. Brisant wird die Verfechtung dieser Position erst dann, wenn sie aggressiver wird, als die Zahl der Vertreter es berechtigt, und wenn spontaner Sprachwandel nicht oder kaum anerkannt wird. Ist die Zahl gering bzw. sind die Ansichten stark konservativ, so sollten alle die Instanzen, die dafür verantwortlich sind, gegen den Purismus Einspruch erheben. Es sei hier dahingestellt, wie dies zu geschehen hat, weil es äußerst schwer ist, die Berechtigung des Einspruchs demokratisch zu begründen und den Einspruch effektiv zu verwirklichen.

Es gibt einen Gesichtspunkt, von dem aus die gesellschaftliche Funktion des Purismus nicht eindeutig negativ zu bewerten ist. Dies ist das Mitwirken an der Sicherung der Kontinuität der kulturellen Güter. Gäbe es nämlich keine Puristen bzw. würden sie mit großem Erfolg bekämpft, so würden sich die Bemühungen um eine der Kommunikation gerecht werdende Sprachverwendung in die andere Richtung verlagern, in die

Richtung der allzu schnellen Sprachveränderung. Es liegt am Spezifikum aller gesellschaftlichen Bewegungen, daß extreme Richtungen nicht allein für sich existieren, sondern auch die anderen Richtungen beeinflussen, so wie etwa die Feldtheorie es beschreibt.

Allzu schneller Sprachwandel würde zahlreiche Tendenzen zur Folge haben, von denen ich hier nur einige aufzähle:

-- Die Belletristik würde schnell veralten, ihre Sprache wäre den folgenden Generationen schwer verständlich, antiquiert.

-- Das Traditionsgefühl einer Nation, das für ihre Existenz unerläßlich ist, würde verkümmern, die nationale Identität geriete in Gefahr.

-- Handelt es sich um ein großes Land bzw. um eine große Sprachgemeinschaft wie z.B. beim Deutschen, so würden selbst in der Alltagssprache Kommunikationsschwierigkeiten entstehen, da Sprachveränderungen die Eigenschaft haben, sich in den einzelnen Teilen des Sprachgebiets mit unterschiedlicher Geschwindigkeit zu verbreiten.

-- Die Instanz, die für die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs am verantwortlichsten ist, die Schule, könnte weder in bezug auf das Lehrmaterial, z.B. auf den literarischen Kanon, noch in bezug auf die Lehrerausbildung mit dem Sprachwandel Schritt halten.

Ich betone nachdrücklich, daß ich weder meinem Sprachgefühl, noch meinen linguistischen (incl. sprachhistorischen) Kenntnissen, noch meiner allgemeinen sozialen Einstellung, noch meinem Geschmack nach Purist bin. Der Purismus, der nur Schwarz und Weiß sieht, wobei alles Neue Schwarz und alles Alte Weiß ist, gibt keinen Spielraum für den kreativen Sprachgebrauch, sondern schreibt vor, wie man es ihm nachzumachen habe, er ist autoritär, er läßt den Menschen nicht Sprachteilhaber sein, sondern verlangt von ihm blinden Gehorsam den von ihm für richtig befundenen Traditionen gegenüber, welchen Stellenwert sie auch immer in der sich wandelnden Gesellschaft haben. Dies entspricht nicht meiner Überzeugung.

gung, daß es das Recht und die Pflicht des Menschen ist, den Konventionen gegenüber eine angemessene Skepsis zu bewahren und zu versuchen, stets auf die Verwirklichung von Neuem bedacht zu sein und die Traditionen kontinuierlich in das Neue zu integrieren, wobei ich zugebe, daß z.B. im Deutschen die Stellungnahme den Traditionen gegenüber in der Sprachwissenschaft der Mitte des vorigen Jahrhunderts notwendigerweise eine andere war, als sie es heute ist. Ich möchte nichts anderes beweisen, als daß die Funktion der Puristen in der Sprachgemeinschaft nicht unterschätzt werden darf, daß den Puristen gegenüber nicht aus irgendwelchen humanistischen oder opportunistischen Überlegungen heraus Toleranz am Platze ist, ich plädiere nur für ein solches Verhalten, das die gesellschaftlichen Bewegungen in ihrer Komplexität sieht.

Manchem mag es als eine Übertreibung vorkommen, so viel vom Purismus zu sprechen, zumal ihm die heutigen gesellschaftlichen Umstände auf deutschem Sprachgebiet nicht günstig sind. Zahlreiche persönliche Gespräche und Korrespondenzen überzeugen mich jedoch davon, daß er virulent ist. Was das Schrifttum anbelangt, so verweise ich auf drei wahllos herausgegriffene Beispiele:

-- Die Zeitschrift "Wiener Sprachblätter", die zwar auch Andersdenkenden Publikationsmöglichkeiten gewährt, deren Geist jedoch puristisch ist, bringt in Heft 2/1978 auf S. 60 in großen gedruckten Fraktur-Lettern den Aufruf "Laßt eure Drucksachen in deutscher Schrift drucken!" und auf S. 47 in geschriebenen Fraktur-Lettern "Deutsche! Warum schreibt ihr lateinisch wie Engländer, Franzosen, Italiener?" (Die Zeitschrift wird in Fraktur gedruckt.) "Hier steckt hinter dem Purismus sogar ein Chauvinismus. Zweifellos eine anachronistische, aber eine existierende Erscheinung!

— Die Rubrik "Unsere Sprache" von Rudolf Walter Leonhardt in der viel gelesenen Zeitschrift "Die Zeit" und vor allem seine Zusammenfassung in Nr. 13/1983, S. 65 zeugt von der

Virulenz des Purismus. (Leonhardt hat m.W. Germanistik studiert.)

-- 1966 erschien die 14. Auflage des "Wustmann" mit nur geringfügigen Veränderungen in den Details und kaum welchen in der Konzeption und erfreute sich eines hohen Absatzes. Gern zur Hand genommen wird er von solchen Deutschlehrern, die eher Wert auf die Befolgung "handfester" Regeln als auf die sprachliche -- und nicht nur sprachliche -- Kreativität ihrer Schüler legen.⁴

Zusammenfassend: Es kann prinzipiell keine Gesellschaft geben, die keinen Wert auf die Kontinuität der Kultur legt. Bei der Sprache äußert sich dies vor allem darin, daß starke Verstöße gegen die Kontinuität der Normen die Kommunikation und ihre Kultiviertheit gefährden. Jeder Sprachteilhaber besitzt jedoch das gesunde Gefühl, die Konventionen der Normen für verbindlich zu halten. Das Gefühl verliert einen Teil seiner "Gesundheit", wenn das Trägheitsmoment überhandnimmt, wenn die Flexibilität des menschlichen Wesens dem Wandel der Gesellschaft nicht mehr entspricht, wenn die Traditionsbewußtheit retrograd wird. Dieses Trägheitsmoment muß man aber verstehen, man muß es immanent kritisieren; denn die Schule, die den Menschen in seinem empfindlichsten und empfänglichsten Alter beeinflusst, liegt immer in früheren Zeiten und widerspiegelt stets frühere Synchronien, ja wenn der Lehrer konservativ erzogen worden ist, so liegt die Synchronie noch früher. Dieser Zustand gerät in Kollision mit ultraliberalen Tendenzen (die man übrigens auch verstehen lernen muß), wenn z.B. ein Computertechniker eine z.T. völlig neue Lexik zu gebrauchen gezwungen ist, so daß aus Purismus und Ultraliberalismus ein Mischmasch entsteht. In dieser verwirrten Lage einen einheitlichen und konsequenten Gesichtspunkt für die Erziehung zu einem kreativen Sprachgebrauch und für eine angemessene Beurteilung sprachlicher Äußerungen zu finden, d.h. Sprachpflege zu treiben, ist mehr als schwierig.

8. Normkodifizierung und Sprachpflege

Es gehört zu den kulturkonstituierenden Tätigkeiten der Gesellschaft, die Sprache, ihre Anwendungsregularitäten zu kodifizieren. Jede Kodifizierung ist auf irgendeine Weise ein Suchen nach nationaler Identität. Die Kodifizierung spielt in Abhängigkeit von den sozialen und kulturellen Umständen eine unterschiedliche Rolle. So waren z.B. die Grammatiken des Mittelalters (etwa die von Thomas von Erfurt) sowohl deskriptiv als auch präskriptiv angelegt, d.h., es wurde kein Unterschied gemacht zwischen dem, wie die Sprache tatsächlich gebraucht wird, und dem wie sie der Ansicht des Grammatikers nach gebraucht werden soll.

Demgegenüber haben sich heute die Grammatiken differenziert, und z.B. die "Grundzüge einer deutschen Grammatik" (1981) sind ein ausgesprochen deskriptives, die Grammatiken für den Schulgebrauch dagegen präskriptive Werke. (Es kann hier nicht erörtert werden, inwiefern deskriptive Grammatiken Prinzipien der Allgemeinen Sprachwissenschaft explizieren müssen und warum einige deskriptive Grammatiken eher Metatheorien als Sprachbeschreibungen sind.) Die Differenzierung ist ein Produkt wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklung und gesellschaftlicher Arbeitsteilung.

Normkodifizierungen tragen jedoch auch heute präskriptiven Charakter, allerdings mit einer nicht zu unterschätzenden Einschränkung: Je theoretischer die Grammatik ist, desto geringer ist die unmittelbare präskriptive Wirkung, je empirischer sie ist, desto stärker ist ihre potentielle präskriptive Wirkung. Der Grad der Wirkung hängt allerdings auch von anderen Umständen ab. Die Duden-Grammatiken (1959; 1966; 1973; 1984) z.B. konnten und können deshalb eine so große Massenwirkung haben, weil sie aus kulturhistorischen und verlagspolitischen Gründen über ein großes soziales Prestige verfügen. Eben bei den Duden-Grammatiken ist es übrigens nicht leicht zu entscheiden, ob sie rein deskriptive oder rein präskriptive Werke sind, weil sie erstens auf breiter Basis beschreiben und weil zweitens ihre Argumentation für

die Empfehlungen auf der Auswertung sehr vieler Beobachtungen beruht. Wir haben es hier also mit einer Symbiose von Deskription und Präskription, von Kodifizierung und Sprachpflege zu tun.

Was die Kodifizierung der Lexik und ihrer Semantik sowie die der Kompatibilitäten der lexikalischen Bedeutungsträger betrifft, so unterscheidet sie sich im Prinzip zwar nicht von der der Grammatik, ihre Geschichte ist jedoch z.T. anders verlaufen, nicht in letzter Linie deshalb, weil hier der Vergleich mit anderen Sprachen früher stärker im Vordergrund stand als bei der Grammatik (vgl. Kertész 1980). Die deutsche Lexikographie hat besonders seit dem 18. Jh. Wesentliches auf dem Gebiete der Kodifizierung lexikalischer Normen geleistet (vgl. Henne 1972).

Sehr aufschlußreich ist der Vergleich der Kodifizierung der Aussprache- und der Rechtschreibungsnormen unter dem Gesichtspunkt des Vergleichs von Deskription und Präskription. In einer nicht-ideographischen, also Buchstabenschrift, wie die deutsche eine ist, kann die Kodifizierung der Schreibung der sich wandelnden Aussprache immer nur hinterherhinken; so ergibt sich stets eine Diskrepanz zwischen beiden. Infolgedessen zeigt sich der Purismus immer gut in den Stellungnahmen zu Orthographiereformen. Erst heute, da die Kodifizierung der Aussprachennormen mehr und mehr der Sprachwirklichkeit gerecht wird (vgl. Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache 1982) und da versucht wird, der sozial bedingten Pragmatik der Rechtschreibung entgegenzukommen, gestaltet sich das Verhältnis von Deskription und Präskription in bezug auf die beiden Kodifizierungen und auf das Verhältnis der Kodifizierungen besser. Es gehört aber zum Wesen der Sprache, daß das Verhältnis der Kodifizierungen nie wirklich gut sein kann, besonders nicht im Deutschen, wo die einheitliche Kodifizierung der Ausspracheregeln an sich nur mit großen Idealisierungen möglich ist und infolgedessen die Kodifizierung der Schrift noch idealisierter sein muß. In einer Sprache, in der sich nicht nur die Dialekte sondern auch die von den Dialekten beein-

flußten Standardformen dermaßen voneinander unterscheiden, werden die kodifizierten Formen (die Prager würden sagen: die Literatursprache) nur von einem Bruchteil der Gemeinschaft gebraucht. Als Auslandsgermanist erlaube ich mir die Bemerkung, daß viele deutsche Linguisten sich dieses Umstandes nicht immer bewußt sind.

Das Verhältnis von Deskription und Präskription ist infolge des Zusammenspiels sehr vieler und sehr heterogener Faktoren schwer zu beschreiben (vgl. Filipec 1982, S. 176; Rudolf Große 1981, S. 129; Schieb 1981, S. 143). Die Literatur dazu ist auch verhältnismäßig nicht groß; besondere Beachtung verdienen jedoch die Studien von v. Polenz (1972; 1973). Ich behandle hier das Verhältnis kurz so, wie es sich beim Verhältnis zwischen Normkodifizierung und Sprachpflege ergibt.

Schieb schreibt folgendes: "In welcher Form die kodifizierte grammatische Norm auch auftritt, es werden sich naturgemäß immer wieder Diskrepanzen zwischen ihr und der Sprachwirklichkeit einstellen. Und diese Diskrepanzen werden umso größer sein, je umfassender die Auswahl bei der jeweiligen Normformulierung getroffen wurde. Je allgemeiner und abstrakter eine Grammatik sich auf die Grundlinien beschränkt, desto länger wird sie ihre Gültigkeit behalten, je spezieller und konkreter sie die sprachlich-kommunikative Tätigkeit einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt mit all ihren möglichen Varianten kodifiziert, desto schneller wird sie veralten." (1981, S. 135)

Das Problem besteht nun eben darin, daß die Sprachpflege sich nicht auf die Ewigkeit beziehen kann und darf, sondern hic et nunc Entscheidungen treffen muß. So richtig also auch Schiebs Feststellungen sind, die Kodifizierung kann -- etwas zugespitzt formuliert -- den aktuellen Anforderungen der gesellschaftlichen Praxis geradezu widersprechen. Übrigens gibt dies Schieb auch selbst zu, indem sie meint, daß jede Kodifizierung in statu nascendi bereits veraltet ist (S. 169).

Die Prager Schule, in deren späterem Stadium der Begriff

"Sprachkultur" etwa dem entspricht, was man traditionell auf deutschem Sprachgebiet Sprachpflege nennt -- mit dem wesentlichen Unterschied, daß die Sprachkultur auf einer soliden Konzeption beruht --, geht in ihren Untersuchungen davon aus, daß eine Synchronie ein dynamisches Gebilde ist und daß für sie eine elastische Stabilität der Norm charakteristisch ist. Auf diese Weise dürfen und müssen präskriptive Grammatiken ("Grammatiken" hier in bezug auf alle Ebenen der Sprache) zeitlich begrenzte Gültigkeit haben. Wahrscheinlich hat dieser Umstand das Mannheimer Institut für deutsche Sprache dazu bewogen, seine "Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege" in "Kommission für Fragen der Sprachentwicklung", deren Vorsitzender unser Jubilar ist, umzubenennen.

Innerhalb einer Epoche, aber auch über die Grenzen der Epoche hinaus sind der Stabilitätsgrad und der Elastizitätsgrad der Normen auf den einzelnen Ebenen der Sprache unterschiedlich:

- Bestimmte sprachliche Einheiten wie z.B. die Lexik verändern sich schneller als andere, z.B. die Grammatik.
- Bestimmte sprachliche Erscheinungsformen, z.B. die Schreibung lassen sich leichter und mit größerem Effekt kodifizieren als andere, z.B. durch interlingualen Kontakt entstandene Aussprachegewohnheiten. Die relativ leichtere Kodifikation ist nicht gleichzusetzen mit der Möglichkeit der Verbesserung des Sprachgebrauchs.
- Die meisten sprachlichen Strukturen, z.B. die phonologischen Distributionen, lassen keine konkurrierenden Formen zu, andere wenige, z.B. die Gliedfolge (vgl. Betz 1973) und bestimmte Formen der nominalen Flexion (vgl. Ljungerud 1955) dulden konkurrierende Formen über längere Zeit hinweg.

Diese und eine Reihe anderer Ursachen erschweren die Kodifizierung, die Bestimmung der Verbindlichkeit der Normen und damit die Arbeit der Sprachpflege. (Wiederum ein anschauliches Beispiel für die Problematik des Verhältnisses von Kausalität und Teleologie.) Akzeptiert man die Tatsache der Schwierigkeit, so muß man auch anerkennen, wie gefährlich

Überkodifizierungen sind. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Normkodifizierungen und Entscheidungen in Fragen der Sprachpflege auch von der wissenschaftlichen Tätigkeit der Linguisten abhängen können und sollen. Genauso wie andere Wissenschaften lebt die Linguistik jedoch gleichfalls nicht in luftleerem Raum: die gesellschaftlich-historische Bedingtheit der Effizienz der linguistischen Tätigkeit ist unumstritten. Ein eklatantes Beispiel dafür ist eben die Entstehung, die Arbeit und die Wirkung der Prager Schule. Die Prager Konzeption hat auf die Sprachkultur eine fruchtbare Wirkung ausgeübt. Sie hat auch einen nachhaltenden Einfluß auf einen Teil der germanistischen Linguistik gehabt und sollte den Einfluß auch auf die deutsche Sprachpflege (= Sprachkultur) haben.

9. Provisorisch abschließende Bemerkungen

Jede wissenschaftliche Tätigkeit hat ihre Stufen. Auch synthetisch angelegte Berichte haben solche Stufen. Da die Normproblematik allen linguistischen Zweigen zugeordnet werden kann, ist ihre ausführliche Behandlung im Rahmen eines Beitrags sowieso nicht möglich. Diese Behauptung ist kein Freibrief für willkürliche Ein- und Abschnitte; denn jede Darstellung muß von irgendeinem Gesichtspunkt aus homogen sein und vor allem einen gnoseologischen Wert besitzen. Obige Ausführungen verstehen sich als eine Skizzierung ausgewählter relevanter Probleme. Insofern --und nur insofern -- ist mit der Beendigung eine "Stufe" erreicht,

Nicht erreicht ist diese Stufe, wenn man bedenkt, daß wichtige Probleme nicht einmal gestreift worden sind, so z.B.:

- das Verhältnis von Mundart und Hochsprache;
- die Abstufung der Relevanz sprachpflegerischer Fragen;
- die Bestimmung dessen, wie Sprachpflege institutionalisiert ist bzw. werden kann;
- die Methodologie (den Rahmen dafür würde die Prager Konzeption von Zentrum und Peripherie geben);
- die Bestimmung dessen, was unter "kreativem Sprachgebrauch"

zu verstehen ist; denn das Wort "Kreativität" wird heute allzu oft unreflektiert in den Mund genommen;

-- das komplizierte Verhältnis von sprachinternen und sprachexternen Kriterien bei der Institutionalisierung der Sprachpflege;

-- der außerordentlich wichtige Zusammenhang von Objektivität und Subjektivität bei der Lösung von Detailfragen, d.h. die Bestimmung dessen, inwiefern sich Subjektivität bei einer fakultativen Auswahl aus objektiv Gegebenem überhaupt ausschließen läßt und ob dann Sprachpflege noch wissenschaftlich genannt werden darf. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Selbst wenn man der Sprachpflege Wissenschaftlichkeit absprechen sollte, fragt sich immer noch, ob nur Wissenschaftliches sozial nützlich ist.

Wenn die soziale Relevanz der behandelten Fragen durch die Ausführungen bewußter geworden ist, glaube ich mich jedoch dazu berechtigt, hier abzuschließen, und dies umso mehr, als ich hoffe, durch die Akzentuierung der Problemstellung eine Position deutlich gemacht zu haben: Die Beschäftigung mit Fragen der Norm und der Sprachpflege tut not.

Eine wissenschaftlich fundierte und vor allem realistische Sprachpflege ist nicht nur deshalb notwendig, weil es darum geht, den Sprachgebrauch auf ein möglichst hohes Niveau der Kultiviertheit zu heben und das Sprachbewußtsein zu fördern (dies ist natürlich das Primäre), sondern auch darum, daß der Voreingenommenheit und den Vorurteilen, einer unangemessenen Subjektivität und einem Voluntarismus, dem Anachronismus einer Befürwortung des Archaischen, der Dogmatik, einer Intoleranz dem kreativen Sprachgebrauch gegenüber und den daraus folgenden kultur- und unterrichtspolitischen Maßnahmen der Wind aus den Segeln genommen wird.

Zu einem großen Prozentsatz sind Detailfragen sicherlich nur alternativ lösbar, da der subjektive Faktor nicht ausgeschlossen werden kann. Die Anwendung der Zentrum-Peripherie-Konzeption (Travaux 1966), die Berücksichtigung soziolinguistischer Gesichtspunkte (v. Polenz 1979), soziologi-

scher Kriterien (Gloy 1975) und ähnlicher Prinzipien dürften für Stellungnahmen in diesem Sinne aber zweckmäßig sein, um, so weit es geht, Konsense herzustellen.

Und in diesem Sinne soll sich die Beschäftigung mit Norm und Sprachpflege, um erfolgreich sein zu können, realistische Ziele stecken. Die Forderung des Realismus ist keine Ausflucht, sie ist kein Joker der Argumentation. Die Norm und die Sprachpflege haben so viele Beziehungen zu sprachlichen und außersprachlichen Sachverhalten, daß m.E. ein Herangehen an Fragen der Sprachpflege mit der Absicht, sie mit einer im Sinne naturwissenschaftlicher Exaktheit verstandenen Theoretizität zu lösen, dem Wesen der Frage nicht gerecht wird -- genauso wenig gerecht wie das Anliegen, soziale Mißstände auf sprachliche Gegebenheiten zu reduzieren. Das Verhältnis von deskriptiver und präskriptiver Grammatik, von Sprachsystem und Sprachwandel, von spontanem Sprachwandel und Sprachplanung, von sozialem Wandel und sprachlicher Eigengesetzlichkeit, von Sprachkönnen und Sprachkennen, von konservativen und fortschrittlichen Kräften im Bildungswesen usw. usf. bilden eine multidimensionale Matrix, die sich in einzelnen Details auf stark idealisierende Weise vielleicht beschreiben läßt, die in ihrer Ganzheit jedoch nicht prädiktiv in den Griff zu bekommen ist. Die Erkenntnis dieser Schwierigkeiten und der daraus zu ziehenden Konsequenzen bei der Beschäftigung mit Norm und Sprachpflege ist das, was ich Realismus nenne.

Anmerkungen

1. In: Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Werner Besch et al. Göppingen 1984. S. 63-94. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 423)
2. In dieser Sammlung: System, Norm, Sprachgebrauch - und Gesellschaft.
3. Als Ergänzung zu Anmerkung Nr. 3 des Beitrags "Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft"

- möchte ich nicht versäumen, auf die Ambiguität des Ausdrucks "pragmatische Wende" hinzuweisen. Die pragmatische Wende ist nämlich auch so aufzufassen, daß die Wissenschaftspolitik fast aller Länder mehr Praxisbezogenheit, weniger euphemistisch ausgedrückt: ökonomischen oder zumindest kulturpolitischen Nutzen verlangt. Dies forderte die Linguisten dazu heraus, ihre Forschungsergebnisse anzuwenden bzw. die Anwendbarkeit zu beweisen, manchmal sogar vorzutäuschen. Ich halte dies, also sowohl die Forderung als auch die einschränkungslose Befolgung der Forderung für falsch. Zweifellos läßt sich einiges der Linguistik operationalisieren, z.B. in Form von Wörterbüchern, von praktischen Grammatiken u.a. Der weitaus größte Teil der Linguistik, ihrer Untersuchungen gehört jedoch ganz eindeutig zu den Grundlagenforschungen, die es in der modernen Gesellschaft geben muß. Das Gegenargument, daß dabei vieles getan wird, was nur einem Selbstzweck dient, stimmt. Es bleibt jedoch die Frage offen, ob die in die Linguistik investierten Mittel tatsächlich so viel vom Budget abschöpfen, daß sie an anderen Stellen fehlen. Ich bezweifle das, besonders wenn man die Höhe der investierten Beträge mit der in anderen Bereichen der Zivilisation verschwendeten Mittel vergleicht. Die Linguistik hat nie viel Geld gekostet. Deshalb halte ich die zweite Lesart der pragmatischen Wende für verfehlt, für verfehlt seitens des Geldgebers und für verfehlt seitens des Linguisten. Wer dürfte heute angesichts der großen Arbeitsteilung zu behaupten wagen, er kenne die Grenze zwischen Selbstzweck und Anwendbarkeit, zwischen "reiner" und "angewandter" Wissenschaft? Zeigt nicht eben z.B. die Beschäftigung mit der Norm, wie verwischt die Grenzen sind, daß aber die moderne Gesellschaft mehr denn je eine derartige Selbstbesinnung braucht?
4. Vgl. im vorliegenden Band den Beitrag "Zur sprachlichen Norm"!

Zum Wandel der verbalen Höflichkeit im Deutschen
(Exemplarischer Beitrag zur Sprachkultur)¹

1. Vorbemerkung
2. Das Problem
3. Gründe des Rückgangs der verbalen Höflichkeit
4. Unterschiedliche Gesellschaftsordnungen -- unterschiedliche verbale Höflichkeit?
5. Argumentation für die Empfehlungen verbaler Höflichkeit
6. Sprachkultur in sozialer Sicht

1. Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen wollen als ein kleiner, jedoch repräsentativer Teil der exemplarischen Argumentation verstanden werden, an deren theoretischer Ausarbeitung ich zur Zeit arbeite, um die Aktualität des Begriffs Sprachkultur in Anlehnung an die Prager Schule erneut herauszustellen. Es handelt sich also nicht um das Ergebnis einer atomisierten Sprachpflege, sondern um eine Detailfrage, die ich hier etwas essayistisch vortragen werde.

2. Das Problem

Vor gar nicht allzu langer Zeit wurde in der Schule unterrichtet, man dürfe einen Brief nicht mit dem Personalpronomen ich beginnen, sondern das ich solle erst an einer späteren Stelle stehen. Begründet wurde dies damit, daß es unhöflich sei und von Unbescheidenheit zeuge, wenn man seine eigene Person in so aufdringlicher Weise in den Vordergrund

rücke. Dementsprechend bekam der Schüler Aufgaben, wie er einen Brief zu beginnen habe, also etwa: Liebe/r/bzw. sehr geehrte/r/u.ä./Herr/Frau soundso! Gestatten Sie mir, ... oder Ihren Brief vom soundsovielten habe ich dankend erhalten ... usw. usf. Es gab ein ganzes Arsenal von solchen Formeln, und der Briefschreiber konnte sich daraus wählen, was für die gegebene Situation, für die entsprechende Relation, für den weiteren Ton des Briefes das Passendste war.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Beginn eines Vortrags, eines Diskussionsbeitrags etc. Hier durfte einerseits gleichfalls das erste Wort nicht das ich sein, andererseits mußte man die Angesprochenen verbal bezeichnen, also etwa: Meine sehr geehrten Damen und Herren! oder Meine Damen und Herren! oder Liebe Kolleginnen und Kollegen u.ä.

Diese Vorschriften waren auf die Ethik einer solchen Gesellschaft zurückzuführen, in der das Formale und nicht selten das Formelle eine wesentliche Rolle spielten, in der die soziale Kohäsionskraft von diesen Formeln und Floskeln bzw. Verboten getragen oder zumindest doch mitgetragen wurde. Die Vorschriften hatten eine soziale Funktion.

Das spöttische geflügelte Wort "Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr" entstand zwar eben in jener Gesellschaft, d.h. man wußte sehr wohl, daß die Bescheidenheit nicht das Mittel war, mit dem man "Karriere machen konnte", dennoch oder eben deshalb legte man großes Gewicht auf Äußerlichkeiten, um damit zumindest den Schein der Bescheidenheit zu wahren, um -- und dies scheint mir von besonderer Wichtigkeit zu sein -- mit Hilfe dieser Formeln einen gewissen disziplinierenden Einfluß auszuüben. Die Funktion bestand in diesem Einfluß. Der disziplinierende Einfluß bezog sich mutatis mutandis natürlich auf alle, also nicht nur auf die sprachlichen Äußerlichkeiten. Mir scheint hier das Prädikat "solid-bürgerlich" angemessen zu sein.

3. Gründe des Rückgangs der verbalen Höflichkeit

Die Welt und die Hierarchie der Werte haben sich nun sehr verändert. Man ist heute weniger darauf bedacht, den Anschein der Höflichkeit und Bescheidenheit zu erwecken; denn selbst der Anschein "zahlt sich nicht aus", und man hat oft auch nicht die Zeit dazu, seine Höflichkeit "zur Schau zu tragen". Nicht als ob die Höflichkeit aus der Welt verschwunden wäre, aber sie ist stark reduziert und zielgerichteter: man will **a u s g e s p r o c h e n e r** etwas damit erreichen /meine Reverenz den Ausnahmen!/. Und mit der Bescheidenheit ist es noch schlimmer geworden: Nicht wenige Menschen halten die Bescheidenheit geradezu für eine verachtenswürdige Eigenschaft, für eine Schwäche.

Diese Tendenz ist zu verstehen. Drei Gründe, die eng miteinander zusammenhängen, glaube ich hier zu entdecken. Der eine besteht in der weltweiten Verunsicherung der interpersonalen, der intersozialen und vor allem der internationalen Kontakte. Eine Tragödie wie der Zweite Weltkrieg hat verheerende Folgen für menschliche Kontakte jeglicher Art gehabt, und es gibt Umstände, die ihn nicht zu einem Schatten verblassen lassen. Der zweite Grund ist der nicht zu unterschätzende Einfluß des "american way of life". Ein so pragmatisch ausgerichtetes Ethos wie das der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten kann infolge der expansiven Politik nicht ohne Einfluß auf andere Länder bleiben. Zudem haben die Vereinigten Staaten mit ihrem drain brain ein ungeheueres ökonomisches und geistiges Potential erworben, das den besagten Einfluß intensiviert. Der dritte Grund dürfte wohl in der "Beschleunigung" unserer Lebensführung zu suchen sein, die solchen "redundanten" Erscheinungen wie Höflichkeitsformeln abträglich ist und sie deshalb auf ein Minimum beschränkt.

Verunsicherung der Zustände, brutale Pragmatik und Beschleunigung der Lebensführung sind solche sozialen Erscheinungen, die sich notwendigerweise früher oder später auch im Sprachgebrauch manifestieren. Dies gilt für den Beginn eines

Briefes bzw. eines Vortrags und Diskussionsbeitrags umso mehr, als im Englischen, das von Jahr zu Jahr mehr das internationale Verständigungsmittel wird, das Verbot "Beginne einen Brief bzw. einen Vortrag nie mit ich!" nie gegolten hat, also auch der unmittelbare Sprachkontakt seinen Einfluß gültig macht. Das Nennen der Angesprochenen gehört allerdings auch im Englischen zum Höflichkeitskodex.

Der teilweise Wandel im Gebrauch der Höflichkeitsausdrücke ist also im allgemeinen sozial, im besonderen bei dem einen Fall mit dem amerikanischen Einfluß zu interpretieren.

4. Unterschiedliche Gesellschaftsordnungen -- unterschiedliche verbale Höflichkeit?

Nun könnte man doch annehmen, daß der ethische und soziale Einfluß in unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen unterschiedlich zur Geltung kommt. Zweifellos kann man dies auch nachweisen, wenn auch nicht in dem Maße, wie man es erwarten könnte. Die Welt ist heute nämlich zusammengeschrumpft; Tourismus, Massenmedien, wissenschaftlicher und technischer Austausch u.v.a.m. wirken doch immerhin so intensiv, daß bei allen wesentlichen Unterschieden der Gesellschaftssysteme die sprachlichen Einflüsse des Englischen in diesen Systemen weniger unterschiedlich sind. Man vergegenwärtige sich nur die Terminologie der Computertechnik!

Aber selbst die pragmatische Komponente der Ethik hinterläßt ihre Spuren in allen Gesellschaftsordnungen, und auch dieser Umstand wirkt sich auf den Sprachgebrauch aus. Der ökonomische Wettbewerb spielt hier keine zu unterschätzende Rolle. Ich möchte zwar keinen allzu unmittelbaren Zusammenhang zwischen der z.T. durch den Wettbewerb erzwungenen größeren Rücksichtnahme auf die Rentabilität der Produktion in den sozialistischen Ländern und dem Rückgang der Höflichkeit zwischen ihren Verwirklichern sehen, aber so ganz unabhängig sind die Dinge doch wohl nicht voneinander.

Es sind jedoch noch weitere Umstände zu berücksichtigen. Ein bürgerliches Land wie etwa Frankreich hat so starke

ethische und sprachliche Traditionen /z.B. le bon usage/, daß ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung sich bewußt gegen den amerikanischen Einfluß wehrt. Wir wissen allerdings, nicht immer mit großem Erfolg. Ich erinnere nur an das geflügelte Wort "Parlez vous franlais?" Auf der anderen Seite haben die sozialistischen Länder zwar Gewaltiges bei der Umstrukturierung der Gesellschaft geleistet, aber der neue ethische Kodex kann sich nur d a n a c h und nur s u k z e s s i v e herausgestalten, und dies öffnet u.a. auch dem amerikanischen Einfluß mehr als ein Hintertürchen.

Daß die Beschleunigung der Lebensführung in a l l e n modernen Gesellschaften zu einem Wandel des ethischen Kodex führt, ist wohl so trivial, daß sich ein Beweis dafür erübrigt.

Ohne hier auch nur im geringsten eine Symmetrie zwischen Kultur überhaupt und Sprache im besonderen entdecken zu wollen, ja eben w e i l zwischen beiden keine Symmetrie besteht, und auch ohne die Lage dramatisieren zu wollen, ist aufgrund der ausgeführten Überlegungen die Tendenz zum Rückgang der Höflichkeit und Bescheidenheit einerseits und die zum entsprechenden Wandel des Sprachgebrauchs andererseits selbst in den sozialistischen Ländern recht plausibel.

5. Argumentation für die Empfehlungen verbaler Höflichkeit

Kommen wir zu unseren Ausgangsbeispielen zurück. Es fragt sich nach den allgemeinen Überlegungen, ob das Verbot des Beginnens mit ich und die Forderung des Nennens der Angesprochenen heute unter unseren Verhältnissen die alte Funktion, eine neue Funktion oder überhaupt keine Funktion haben. Bevor ich dazu Stellung nehme, muß ich eine Einräumung machen: Die Befragung von Informanten hat ergeben, daß die Antworten große Streuungen aufweisen; denn wenn man heutige sprachliche Auerungen analysiert, so findet man selbst bei sprachlich anspruchsvollen Menschen unterschiedliche Formen. Allem Anschein nach spielt die Schulbildung und die Effizienz der pädagogischen Tätigkeit des Deutschlehrers eine

wichtige Rolle. Da nun aber auch die Deutschlehrer unterschiedlicher Ansicht sind, muß an dieser Stelle eine prinzipielle Überlegung angestellt werden.

Bekanntlich können Synchronien immer nur mehr oder weniger willkürlich voneinander abgegrenzt werden. Dementsprechend existieren Teile von einander folgenden Synchronien nebeneinander und gleichzeitig. Das bedeutet, daß bei der Beurteilung sprachlicher Äußerungen Generationsfragen mit ins Spiel kommen, und bei Generationsfragen geht es auch um Geschmacksfragen, aber de gustibus non est disputandum. Da ich kein Purist, also nicht intolerant bin, möchte ich keinem meine Meinung aufzwingen.² Es ist jedoch mein Anliegen, der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs das Wort zu sprechen, und so tolerant man auch ist, man kann sich besonders bei solchen sprachlichen Alternativen, die sozial stark determiniert sind, nicht auf den bequemen neutralen Standpunkt des non est disputandum zurückziehen. Insofern ist meine Stellungnahme nicht nihilistisch-agnostisch einräumend zu verstehen. /Es ist hier nicht der Platz, auf diese Frage detailliert einzugehen, ich möchte nur darauf hinweisen, daß die ganze Problematik der Sprachkultur nur unter Berücksichtigung dieses Prinzips, des Prinzips der "elastischen Stabilität" der Norm, des Prinzips der Dynamik der Synchronie, zu verstehen und zu lösen ist./

Wenn es im Englischen keine strikten Regeln für den besagten Sprachgebrauch gibt, so ist dies so zu erklären, daß man seine Höflichkeit und Bescheidenheit nicht auf diese sondern auf andere Weise zum Ausdruck bringt bzw. bringen kann. Insofern hat die Erststellung des Personalpronomens im Englischen keine soziale Funktion; es gibt ja keine relevante Opposition dazu. Da man jedoch im Deutschen die Höflichkeit und Bescheidenheit u.a. auch durch die Nicht-Erststellung zum Ausdruck bringen kann, diese also eine positive soziale Funktion hat, sehe ich nicht ein, warum man auf diesen Sprachgebrauch verzichten sollte.

Man könnte diesem Argument entgegenhalten, daß unser Zeitalter legerer ist als die früheren, daß man heute größeren Mut hat, ich zu sagen als früher, daß die Information durch die Erststellung nicht gefährdet wird usw. usf. Ich möchte diese Gegenargumente auch nicht von der Hand weisen, und schon gar nicht behaupten möchte ich, daß in den "guten alten Zeiten" alles viel schöner gesagt wurde. Es geht mir nicht um das Hinüberretten von Konventionen, die keine Funktionen mehr haben, z.B. weil die Menschen sich heute legerer geben /insofern das Legere keine Mache ist!/. Ich halte persönlich das Legere für sehr sympathisch. Ich gebe auch zu, daß die Erststellung des ich die Information nicht gefährdet.

Die Funktion der Nicht-Erststellung des ich wird erst dann gegenwärtig, wenn man sie mit der Funktion der Erststellung vergleicht, wenn dieser Vergleich auf der Ebene des praktischen Sprachbewußtseins gemacht wird. Dieser Vergleich wird nicht dadurch gerechtfertigt, daß man im Geiste der romantischen Sprachwissenschaft oder gar eines "Wustmannismus" das Ältere für das Bessere hält oder daß man alles "Fremdländische" verpönt, sondern dadurch, daß eine solche Opposition in der deutschen Sprache **m ö g l i c h** ist und man sein Sprachbewußtsein und die Kultur seines Sprachgebrauchs fördert, wenn man sich für die Nicht-Erststellung entscheidet.

Noch prägnanter und sogar pragmatischer zeigt sich dies bei der Frage des Ansprechens. Wenn jemand ans Rednerpult tritt und seinen Vortrag etwa so beginnt: "Die Linguistik hat viel geleistet...", oder wenn ein Diskussionsredner ans Mikrofon geht und so beginnt: "Aehhh, also ich würde sagen...", so gibt er eine wichtige Chance preis, die Chance, daß wenn er "Meine Damen und Herren!" sagen würde, die Zuhörer sich zu konzentrieren beginnen könnten, also genauer aufpassen würden, was der Betreffende sagt. Bei diesem Sprachgebrauch dient also das Sprachbewußtsein auch dem besseren Verständnis.

Damit scheint meine Argumentation in Widerspruch zu meinen eingehenden Behauptungen geraten zu sein, nämlich zu denen, daß die behandelten sprachlichen Formen auf eine Ethik zurückzuführen seien, in der das Formale eine Kußerlichkeit, etwas Formelles, etwas Bürgerliches war. Dazu sei folgendes gesagt:

Historisch kann die Forderung der Nicht-Erststellung des ich als Kußerlichkeit interpretiert werden. Diese Kußerlichkeit besaß jedoch von vornherein eine soziale Funktion; sie sollte den Schreiber bzw. den Sprecher dazu bewegen, seine Person im Hintergrund zu halten. Selbst wenn man zugeht, daß das Formale ins Formelle münden kann, so muß man doch einsehen, daß die Gesellschaft viele Kußerlichkeiten benötigt, um das soziale Leben in einem "angenehmen" Rahmen zu halten. Wer wollte z.B. bezweifeln, daß das Grüßen eine Kußerlichkeit sei, die keine wichtige disziplinierende Funktion besitzt und dadurch unser Zusammenleben angenehmer gestaltet? Wenn man also von einer Formalität spricht, muß man stets zugleich untersuchen, ob diese nicht auch eine positive soziale Funktion besitzt. Nicht nur daß nicht alles Formale pejorativ zu bewerten ist, es gibt eine große Zahl von Formalitäten, die integrale Bestandteile unserer Kultur sind.

Die kommunikativ-pragmatische Komponente der Nicht-Erststellung des ich und der Nennung der Angesprochenen kann m.E. nicht einfach als Rudiment der Ethik einer sich überlebten bürgerlichen Gesellschaft angesehen werden. Die Kultur der Ethik ist in dieser Hinsicht kontinuierlich, genauer: sie sollte in dieser Hinsicht kontinuierlich sein. Die zur Frage stehenden sprachlichen Formen sollten auch heute ein integraler Bestandteil des deutschen Sprachgebrauchs sein.

6. Sprachkultur in sozialer Sicht

Abschließend möchte ich noch zwei Bemerkungen machen.

Für die Beweisführung habe ich recht weit ausgeholt.

Dies schien mir nicht überflüssig zu sein, weil man heutzutage

tage allzu sehr im Bann der reinen Systemlinguistik lebt, die der Linguistik zwar außerordentlich wichtige, keineswegs zu unterschätzende und auch für die obige Argumentation notwendige Impulse gegeben hat, die jedoch manchmal auf geradezu beängstigende Weise die Sprache hypostasiert und deshalb soziale Faktoren vernachlässigt. Es erübrigt sich vielleicht zu wiederholen, daß meine Empfehlungen zum Sprachgebrauch nicht in die alte puristische Strömung der Sprachpflege zurückverfallen wollen, aber so ganz ohne Sprachpflege kommt man doch wohl nicht aus, ohne daß die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs darunter zu leiden hat, und diese Sprachpflege sollte soziale und historische Gesichtspunkte berücksichtigen.

Die erste Bemerkung impliziert in gewisser Hinsicht die zweite: Während die besprochenen Beispiele in allen Gesellschaftssystemen ihre Aktualität besitzen, es außerdem in Analogie dazu zahlreiche andere Beispiele gibt, m.a.W. eben infolge der erwähnten Zusammenschumpfung des Erdballs Ursachen und Folgen sprachlichen Wandels und die sich daraus ergebenden Empfehlungen sich nicht auf ein Land beschränken, gibt es doch Unterschiede, die den Unterschieden zwischen den sozialen Verhältnissen zuzuschreiben sind. Von diesen könnte in einem anderen Rahmen die Rede sein. Daß aufgrund meiner Beispiele die Empfehlungen allgemeine Gültigkeit besitzen, ist insofern ein Zufall, als die soziale Determiniertheit der genormten verbalen Höflichkeit in den deutschsprachigen Ländern die gleiche ist. Es ist aber auch kein Zufall, weil Höflichkeit als ethische Kategorie etwas Universales, und diese Höflichkeit in der deutschen Sprache auf die gleiche Weise manifest ist.

Anmerkungen

1. Leicht überarbeitete Fassung eines Beitrags in: Germanistisches Jahrbuch DDR-UVR 1982. Hrsg. vom Deutsch-

lektorat beim Kultur- und Informationszentrum der DDR in Budapest. S. 58-66. Die Überarbeitung entspricht im Großen und Ganzen dem Vortrag, den ich aufgrund des Beitrags im Mai 1983 auf der Rostocker sprachwissenschaftlichen Arbeitstagung "Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert" hielt. Deshalb ist der Vortragsstil beibehalten.

2. Sowohl in den Reflexionen zum Beitrag als auch in der Diskussion zum Vortrag und in den Berichten über die Konferenz wurden meine Ausführungen mit Kritik aufgenommen. Die allgemeine Ansicht war, daß ich einen veralteten Standpunkt vertrete. Das hält mich aber nicht davon ab, die Überlegungen hier erneut zu veröffentlichen; denn selbst wenn ich einen älteren Standpunkt vertrete, so habe ich doch immerhin das Recht, mich dafür einzusetzen. Mein Standpunkt ist einer unter anderen, der bei der Gestaltung der verbalen Höflichkeitsnormen mitwirkt. Vgl. auch S. 174, c)!

V. DIE NORM IM FREMDSPRACHENUNTERRICHT

Vier Fragen der Grammatikschreibung¹

Im folgenden werden vier, eng miteinander zusammenhängende, Umstände erwähnt, bzw. es wird zu ihnen Stellung genommen:

1. Zwischen einer präskriptiven Grammatik für Ausländer und einer präskriptiven Grammatik für Muttersprachler bestehen notwendigerweise Unterschiede, weil der Grad des Vorhandenseins der sprachlichen Kompetenz sich bei den Adressaten unterscheidet.

2. Zwischen einer deskriptiven Grammatik für Ausländer und einer deskriptiven Grammatik für Muttersprachler bestehen bzw. sollten gleichfalls Unterschiede bestehen. Diese sind in erster Linie zwar nicht linguistisch-theoretisch sondern eher praktisch bedingt, das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis ist jedoch auf ähnliche Weise komplementär wie das von deskriptiver und präskriptiver Grammatik.

3. Zwischen der Konzeption, die die Grundlage der an den Hochschulen und Universitäten gelehrt Grammatik bildet, und der, die die Grundlage der Schulgrammatik bildet, bestehen bisher sowohl in mutter- als auch in fremdsprachlicher Relation meistens wesentliche Unterschiede. Um diese zu verringern, müssen Ergebnisse der Allgemeinen Sprachwissenschaft angewendet werden, - vor allem im Muttersprachenunterricht der Schule.

4. Der Fremdsprachenunterricht befähigt bisher selten den Schüler dazu, seine Handhabung der Sprache später selbstständig zu fördern. Die Fähigkeit kann verbessert werden, wenn der Schüler von Anfang an in die Lage versetzt wird, die Muttersprache und später die Fremdsprache kreativer zu

gebrauchen, als es jetzt der Fall ist, bzw. wenn er weniger von der Grammatik an Schemata gebunden wird.

Die behandelten Probleme können nur durch eine solche Grammatikschreibung gelöst werden, die einen integralen Bestandteil der gesamten Schulreform bildet.

Den Ausführungen seien drei Vorbemerkungen vorausgeschickt:²

a) Ich bitte, meine Ausführungen nicht als apodiktische Feststellungen, sondern vielmehr als *P r o b l e m s t e l l u n g e n* zu betrachten, selbst wenn manche Formulierungen etwas hart ausfallen. In einem Kurzreferat kann man nicht jedes Detail mit Argumenten absichern.

b) Die ersten beiden Punkte sind in erster Linie traditionell aufzufassen, während die letzten beiden Punkte eher Perspektiven zeigen wollen. Wodurch diese Betrachtungsweise bedingt ist, werde ich zu beweisen suchen.

c) Unter "Grammatik" werde ich im weiteren die Kodifizierung eines sprachlichen Systems bzw. der Normen innerhalb dieses Systems und nicht die objektiv im System der Sprache vorhandenen Gesetzmäßigkeiten verstehen. Es ist notwendig, dies zu betonen, weil ja bekanntlich diese Gegebenheiten auf unterschiedliche Weise beschrieben werden können, Grammatikschreibung also ein zwar teleologisch bedingtes, aber immer spezifisch konzipiertes Herangehen an die objektive Grammatik ist. Die Adäquatheit der Grammatik *s c h r e i b u n g* muß selbstverständlich angestrebt werden, die Adäquatheit ist jedoch kein absolutes Prinzip, sondern hängt vom Aspekt ab.

1. Die Frage, ob eine präskriptive Grammatik für Anderssprachige sich von einer für Muttersprachige unterscheiden muß, wird nicht einheitlich beantwortet. Tatsächlich scheint es doch auf der Hand zu liegen, daß es sich in beiden Fällen um die gleiche Sprache handelt und es deshalb keine zwei Grammatiken geben kann. Ich kann mich dieser Auffassung nicht in jeder Hinsicht anschließen, muß zwar einräumen,

daß es Faktoren gibt, die eine Ähnlichkeit bedingen, werde es jedoch hier mein Anliegen werden lassen, nur auf die signifikanten Unterschiede hinzuweisen.

Jede wissenschaftliche Arbeit ist - mit mehr oder weniger großer Transmission - teleologisch bedingt. Bei der Abfassung einer Grammatik für Muttersprachler steht die Bewußtmachung der spontan und intuitiv gebrauchten sprachlichen Elemente, die Förderung des Ausdrucksvermögens u.a. im Vordergrund. (Ich möchte mich hier nicht mit der brisanten Frage beschäftigen, inwieweit es in der Schule notwendig ist, Fertigkeiten des Muttersprachegebrauchs bewußt zu machen.³) Ein Grammatiker, der eine deutsche präskriptive Grammatik für Deutsche schreibt, setzt voraus, daß der Adressat im Besitz der Kompetenz ist. Infolgedessen fördern seine Regeln die Kultur des Gebrauchs der Muttersprache in einem solchen Maße, wie es bei Anderssprachigen kaum möglich ist.

Eine deutsche Grammatik für Ausländer dagegen setzt es sich zum Ziel, dem Adressaten die Möglichkeit zu bieten, daß er auf ausgewählten Gebieten in den Besitz der Kompetenz der deutschen Sprache gelange.

Insofern man also die Frage, ob die Kompetenz vorhanden ist oder angestrebt wird, beim Lernen einer Sprache für entscheidend hält, ist es nicht gleichgültig, wie man eine Grammatik schreibt. (Ich vernachlässige hier bewußt die potentiellen Unterschiede zwischen der Kompetenz von Muttersprachlern, weil diese in diesem Zusammenhang nicht von Belang sind.) Mit einer gewissen Vereinfachung kann man behaupten, daß das Kind seine Muttersprache von der Systemhaftigkeit der Sprache her erlernt und u.a. über zahlreiche unübliche Analogiebildungen bzw. deren Rektifizierungen hinweg zur Beherrschung der Norm und allem, was damit verbunden ist - u.a. den funktionalen Stilen - gelangt. Die Zweitsprache dagegen lernt man i.a. von der präskriptiven Norm her und versucht auf diesem Wege, in den Besitz der Beherrschung der Systemhaftigkeit zu gelangen. Diese zwei Modelle dürften

mit Ausnahme einer Reihe von Fällen, wo sich die Unterschiedlichkeit der Richtungen nicht beobachten läßt, bzw. wo Systemhaftigkeit und Norm einander sehr decken, als daß eine Trennung p' r a k t i s c h möglich wäre, für die Unterschiedlichkeit des Lernens der Erst- und Zweitsprache - neben anderen signifikanten Unterschieden - allgemeine Geltung haben. Ich schließe mich mit dem Postulat der Erlernung der Systemhaftigkeit bei der Muttersprache nicht der Theorie von den angeborenen Ideen an. Letztere beruht auf prinzipiell anderen Prämissen als meine Auffassung.

Faßt man den Begriff der Grammatik weiter, so wird die Notwendigkeit der Unterschiedlichkeit noch größer; die Kompetenz bezieht sich ja nicht nur auf die paradigmatisierbaren sondern auch auf die nicht-paradigmatisierbaren Erscheinungen, wie z.B. auf die semantischen Kongruenzen. Eine solche Erweiterung des Grammatik-Begriffs, die übrigens recht oft vorkommt (in der generativen Transformationsgrammatik werden Grammatik und Sprache manchmal geradezu identifiziert), erweist sich besonders in interlingualer Relation für notwendig, weil zwischen Lexik und Grammatik der einen Sprache bei zahlreichen Subsystemen ein anderes Verhältnis besteht als zwischen Lexik und Grammatik der anderen Sprache. In ungarisch-deutscher Relation erscheint dieses unterschiedliche Verhältnis besonders im verbalen Bereich.

Diesen Punkt abschließend möchte ich darauf hinweisen, daß ich nur über eine Unterschiedlichkeit gesprochen und keine Wertung gegeben habe. Eigentlich ist dies selbstverständlich, dennoch kann ich mir hier nicht eine Bemerkung ersparen. So sehr bekannt auch das Goethesche Wort über das Kennenlernen der Muttersprache beim Lernen einer Fremdsprache ist, und obwohl zahlreiche Forscher dies seitdem aufgrund eigener Untersuchungen eingesehen haben, scheint mir, daß ein großer Teil der Linguisten bis zum heutigen Tag daraus nicht die notwendigen theoretischen und praktischen Konsequenzen gezogen hat. Wenn man zugibt, daß eine deutsche Grammatik für Deutsche gewisse Details eingehender behandeln kann als eine

deutsche Grammatik für Ausländer, so muß man doch einsehen, daß letztere selbst einem Deutschen Relevantes, ja in vielen anderen Hinsichten sogar auch mehr, zu sagen hat. Ein Beispiel dafür ist folgendes:

Es ist vielleicht kein Zufall, daß die erste Valenztheorie der deutschen Sprache, die von Helbig und Schenkel, eben für den Deutschunterricht an Ausländer gedacht ist, und daß auch unter den Zielsetzungen des Mannheimer Valenz-Unternehmens die Unterstützung des Deutschunterrichts an Ausländer genannt wird. Und es ist sicher gleichfalls kein Zufall, daß jede Valenztheorie der deutschen Sprache umso mehr Informationen über die syntaktischen Strukturen und semantischen Kompatibilitäten der deutschen Sprache vermittelt, je mehr sie sich an vergleichbaren Strukturen anderer Sprachen ausrichtet. Im erwähnten Sinne kann ich auch das Umgekehrte versichern, nämlich daß die deutsche Valenztheorie uns in Ungarn geholfen hat, bestimmte morphologische, syntaktische und semantische Eigentümlichkeiten der ungarischen Sprache besser zu sehen.

Die Unterschiedlichkeit der präskriptiven Grammatiken möchte ich im folgenden Punkt durch die Darstellung der Unterschiedlichkeit der deskriptiven Grammatiken ergänzen.

2. Es gibt in Analogie zur Unterschiedlichkeit der präskriptiven Grammatiken gewisse Ähnlichkeiten in der Relation deskriptive Grammatik für Muttersprachler - deskriptive Grammatik für Anderssprachige. Ich beeile mich zu betonen, daß es für die Erforschung des Unterschiedes zwischen präskriptiver und deskriptiver Grammatik noch manches gibt, was differenzierter darzustellen ist, als es bisher geschehen ist. Die Aufgabe bezieht sich in erster Linie auf die Soziolinguistik. Dennoch setze ich den Unterschied als bekannt voraus, weil einerseits Eugenio Coseriu (1975) implizit, andererseits - mit meiner Ansicht nach geringfügigen Unterschieden - Peter von Polenz (1973, besonders S. 125 ff.) explizit eine solche Lösung des Problems gegeben haben, wie sie beim gegenwärtigen Stand der Forschung wahrscheinlich besser nicht sein kann.

Ich teile ihre Auffassungen, und deshalb erübrigt sich hier eine Detaillierung des Problems.

Was nun das zur Frage stehenden Problem betrifft, so muß als erstes eine Einschränkung gemacht werden: Deskriptive Grammatiken kann es nur für solche Ausländer geben, die die deutsche Sprache schon gut beherrschen, z.B. Grammatiken für ausländische Germanistik-Studenten. Um jetzt gleich einem Vorwurf zuvorzukommen, der mir in der Diskussion zu meinem Vortrag auf der Mannheimer Tagung 1974 - zu Recht - gemacht wurde, möchte ich betonen, daß ich nur über die Budapester Germanistik-Studenten spreche.

Zwei Umstände sind es, die es dem ausländischen Grammatiker ermöglichen bzw. ihn dazu nötigen, eine sich von einer deutschen deskriptiven Grammatik für Deutsche unterscheidende Grammatik zu lehren:

- a) Hat der Student nun schon einmal eine andere Muttersprache, so wäre es ein Luxus sich nicht der Möglichkeit des Vergleichs des Deutschen mit der Muttersprache zu bedienen und auf diese Weise Einsichten zu vermitteln, die selbst die besten allgemeinen deutschen Grammatiken zu bieten nicht imstande sind, und die bestenfalls im Studium der Allgemeinen Sprachwissenschaft an den Studenten herangeführt werden können. Als Beispiel dafür kann das Problem der Kompatibilität von Lexemen dienen, das m.E. einzelsprachlich äußerst schwierig zu lösen ist, in der Konfrontation dagegen sich sozusagen von selbst zur Lösung anbietet.
- b) Wir Auslandsgermanisten müssen uns darüber im klaren sein, daß selbst unter optimalen Verhältnissen sogenannte perfekte Deutschkenntnisse zu erreichen eher ein Wunschtraum als eine Realität ist. Wir dürfen uns dies umso weniger vormachen, als wir ausländische Germanisten, wenn wir auf deutsches Sprachgebiet kommen, jedes Mal beobachten können, um wieviel bescheidener unsere Kompetenz ist als die des durchschnittlich gebildeten Deutschen.⁴ Bezieht sich dies auf uns Lehrer, um wieviel gültiger muß es dann für unsere Studenten sein. Deshalb müssen unsere deskriptiven Grammatiken von präskriptiven

Elementen durchsetzt sein.

Daß diese beiden Gesichtspunkte einander bedingen und ergänzen, dürfte wohl nicht zur Diskussion stehen.

Damit kann als bewiesen gelten, daß der Unterschied zwischen der deskriptiven Grammatik für deutsche und nicht-deutsche Adressaten immerhin keine zu vernachlässigende Größe ist. Es kommt jedoch ein weiterer Sachverhalt hinzu, der die Unterschiedlichkeit vergrößert: Die soziale Macht der präskriptiven Grammatik ist außerhalb der Grenzen des deutschen Sprachgebiets bedeutend statischer, um nicht zu sagen: konservativer, als innerhalb dieser Grenzen. Dies ist ganz natürlich, denn wo die Sprache nicht unmittelbare Manifestation sozialen Geschehens ist, dort kann man immer nur früher und anderswo registrierte Normen festhalten und weitergeben. In der gegenwärtigen Lage der regen internationalen Kontakte mag die Statik vielleicht etwas nachlassen, aber völlig verschwinden oder sich auch nur wesentlich vermindern kann sie wahrscheinlich nicht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es auf deutschem Sprachgebiet keine Diskrepanzen zwischen deskriptiver und präskriptiver Grammatik gibt, aber das Verhältnis ist ein wesentlich anderes, selbst wenn man von den überwiegend lexikalischen und phonischen Unterschieden zwischen dem Sprachgebrauch der beiden deutschen Staaten sowie Österreich und der deutschsprachigen Schweiz absieht.

Wenn also die präskriptive Grammatik auf deutschem Sprachgebiet zur deskriptiven in einem anderen Verhältnis steht als außerhalb des deutschen Sprachgebiets, so ist dies ein weiteres Argument für die Notwendigkeit der Unterschiedlichkeit der beiden deskriptiven Grammatiken.

3. Es wäre vermessen zu glauben, daß Hochschulabsolventen, die an den Germanistik-Lehrstühlen gelehrten linguistischen Theorien in der Schule unmittelbar anwenden können. Ein solches Verfahren würde in das Gegenteil der Intention umschlagen. Dennoch möchte ich - und dies ist unter diesem Punkt mein eigentliches Anliegen - in groben Zügen ein ange-

messenes Verhältnis zwischen "Hochschultheorie" und Schulpraxis vorschlagen - mit der Vorbemerkung, daß ich bei so manchem von Ihnen sicher offene Türen einrenne, zumal wir über das Thema "Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik" auch schon eine Tagung hatten.

Daß zwischen der Hochschultheorie und der Sprachpraxis sowohl bei der Muttersprache als auch bei der Fremdsprache heute eine Diskrepanz besteht und in gewissem Maße auch früher bestand, ist ein Gemeinplatz. Ich sehe zwei Aufgaben, deren Lösung äußerst aktuell ist.

a) Es kann nicht die Aufgabe der Hochschulgermanistik sein, nur die an den deutschen bzw. ausländischen Schulen herrschende Konzeption zu unterrichten und damit gegebene Verhältnisse zu konservieren. Dies ist selbst dann nicht vertretbar, wenn sich die Hochschule vornimmt, ihre Lehrerkandidaten gut auf ihre kommende Arbeit in der Schule vorzubereiten; Andererseits darf sich jedoch die Hochschule nicht zu weit von der Schule, von den in der Schule zu lösenden Aufgaben entfernen. Die Praxis lehrt, daß eine rein theoretische Ausrichtung nicht nur von den Schülern schlecht aufgenommen wird, sondern daß das Bildungswesen - besonders unter dem Gesichtspunkt des unter Punkt 1 Ausgeführten - eine übermäßige Theoretisierung nicht integrieren kann, - weder im Mutter- noch im Fremdsprachenunterricht. Daraus folgt, daß der Hochschulgermanist und der Schullehrer in engem Kontakt miteinander stehen müssen, wenn es ihnen um die Verbesserung des Deutschunterrichts geht. Um die Zusammenarbeit effektiv zu gestalten, muß jedoch zuvor die zweite und m.E. wichtigere Aufgabe gelöst werden.

b) Die Schule hat bisher wenig Kenntnis von der Allgemeinen Sprachwissenschaft genommen. Dies ist plausibel, weil die Disziplin selbst in ihrer heutigen Form, bzw. die Erkenntnis, daß die Allgemeine Sprachwissenschaft in der Schule "interessant" sein kann, relativ jung ist. Hier scheint ein Widerspruch vorzuliegen: wenn ich sagte, in der Schule sollte nicht zu viel theoretisiert werden, so bezieht sich dies

wohl in größerem Maße auf die Allgemeine Sprachwissenschaft als auf die Grammatik. In Wahrheit liegt hier jedoch kein Widerspruch vor, weil es nicht darum geht, die Allgemeine Sprachwissenschaft selbst zu unterrichten, sondern vielmehr darum, aus den Ergebnissen der Allgemeinen Sprachwissenschaft die Schlüsse zu ziehen, die in der Schule unterrichtet werden können und sogar müssen. Dabei liegt der Schwerpunkt auf dem Muttersprachenunterricht.

Es kann nicht die Aufgabe eines Kurzreferats sein, die Vorschläge konkret auszuarbeiten. Deshalb möchte ich nur auf zwei Arbeiten verweisen, die sich das Ziel setzen, den Sprachunterricht grundsätzlich zu erneuern: Heringer et al. 1974; A Fiatal Nyelvészek Munkaközössége 1974. Die beiden Arbeiten unterscheiden sich in vielem wesentlich voneinander. Was sie jedoch miteinander verbindet, ist das fundamental neue Herangehen an das Phänomen Sprache, das Aufgeben einer Konzeption, die den Muttersprachenunterricht mit überflüssigem Ballast belädt. Wenn so große Unternehmen überhaupt in wenigen Sätzen zu charakterisieren sind, so sind dies etwa folgende: Einerseits wird die kommunikative Kompetenz des Schülers im allgemeinen und in diesem allgemeinen Rahmen seine sprachliche Kompetenz im besonderen auf eine altersbedingte und zielbewußte Art entwickelt. Andererseits erhält der Schüler ein - gleichfalls altersbedingtes - Wissen um Kommunikation, um Sprache, um sprachliche Unterschiede überhaupt, das es ihm u.a. erleichtert, die Fremdsprachen aufzunehmen. Es ist anzunehmen, daß dieses Herangehen an Sprache auch ihrer kognitiven Funktion förderlich ist.

Ich möchte nachdrücklich betonen, daß der stufenweise Übergang von der allgemein kommunikativen zur spezifisch sprachlichen Kompetenz - insofern man idealiter überhaupt von einer solchen "Reihenfolge" sprechen kann - sich nicht nur in der Relation Muttersprachenunterricht - Fremdsprachenunterricht wesentlich voneinander unterscheidet, sondern daß es im Rahmen des Muttersprachenunterrichts recht schwie-

rig ist, den sprachlichen Stoff herauszusortieren und aufzubereiten, der für die Bildung des Schülers relevant ist. Deshalb wird eine künftige Grammatikschreibung schwieriger sein als die heutige.

Wie gesagt: Löst man diese zweite Aufgabe, was übrigens keine Arbeit von heute auf morgen ist, so wird es leichter sein, auch die erste zu lösen. Weiterhin wird sich das Verhältnis von deskriptiver und präskriptiver Grammatik verändern, wenn einmal der Muttersprachenunterricht nach Möglichkeit schon in den ersten Klassen der Schule auf anderen Grundlagen ruhen wird. Der Arbeitsaufwand der Lehrenden für eine solche Reform ist sehr groß, aber zahlt sich aus.

Zusätzlich möchte ich noch eine Warnung einflechten, die zwar schon oft erklungen ist, jedoch immer noch nicht überall offene Ohren findet. Weder die Schulgrammatik für Muttersprachige noch eine solche für Fremdsprachige kann, *w a s i h r W e s e n b e t r i f f t*, algorithmisiert werden, - auch nicht in dem Fall, wenn die neue Konzeption sich einmal durchsetzt. Es ist sicher möglich, einzelne Segmente der Sprache in formalisierter Weise darzustellen, - dies ist bisher bei einigen solchen Erscheinungen der Fall gewesen, die der Fremdsprachenlehrer im Labor übt. Eine kommunikative Kompetenz, die auch in denjenigen Fällen funktionieren soll, welche von der Grammatik nicht erfaßt werden bzw. nicht erfaßt werden können, kann jedoch wegen der Singularität der Situationen prinzipiell nicht ausschließlich durch eine Algorithmisierung erreicht werden.

4. Daß das Lernen der Fremdsprache nach Abschluß jedes beliebigen Unterrichts, Kurses usw. nicht beendet ist, nicht beendet sein kann und darf, steht außer Zweifel. Weder der bisherige Hochschulunterricht noch - ganz besonders - der bisherige Schulunterricht sind jedoch in der Lage, die Studenten bzw. die Schüler dazu in befriedigender Weise zu befähigen. Ich kenne nur wenige Ausnahmen. Soll der Prozeß der Befähigung im traditionellen Rahmen erfolgen, so ist die Aufgabe eine vorwiegend didaktische; es müssen Methoden ausge-

arbeitet werden, die den Lernenden z.B. anleiten, die signifikanten Merkmale der funktionalen Stile zu erkennen bzw. die funktionalen Stile angemessen zu gebrauchen. Wird dagegen der Muttersprachenunterricht unkonzipiert, wie ich unter 3.b) erwähnte, so erscheint auch die Befähigung zum selbständigen Weiterlernen in einem anderen Licht. Ein einziges Beispiel aus dem Fremdsprachenunterricht möge dies illustrieren.

Im traditionellen Fremdsprachenunterricht taucht immer wieder das Problem auf, daß zwischen der Muttersprache und der Fremdsprache keine Äquivalenz der semantischen Kongruenzen besteht. Der Lernende transferiert unwillkürlich die muttersprachliche semantische Kongruenz im Verhältnis 1:1 auf die Fremdsprache. Nichts ist natürlicher als dieser Zwang, und deshalb glaube ich auch nicht, daß die Interferenz der Muttersprache überhaupt eliminierbar ist. Weniger glaubhaft erscheint mir jedoch die **Natürlichkeit im Verhalten des Lernenden** zu seinen durch Interferenz entstandenen Fehlern. Im bisherigen Muttersprachenunterricht wird ihm nämlich geradezu suggeriert, daß die semantischen Kongruenzen der Muttersprache und insbesondere diejenigen, die in der gängigen Belletristik vorkommen, die einzig möglichen sind. Ganz abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob man den Schüler in diesem Glauben belassen darf, führt ein solches Verhalten dazu, daß der Mensch, wenn er die Fremdsprache ohne Lehrer lernt, sich allzu häufig nicht gezwungen fühlt, seine eigenen Äußerungen kritisch zu beurteilen. Wenn man durch eine kreativere Einstellung zur Muttersprache z.B. nichts anderes erreicht, als daß der Ungar, bevor er auf Analogie von das Besteck auf den Tisch legen auch den Teller auf den Tisch legen sagt, einen Augenblick lang überlegt, ob hier tatsächlich das gleiche Verb gebraucht werden darf, so hat man die Zahl der Interferenzfehler - ich betone: nicht eliminiert, aber sicher - vermindert. (Im Ungarischen kann bei allen Dingen, die auf den Tisch kommen, das gleiche Verb gebraucht werden: tesz.)

Es geht also vor allen Dingen darum, daß der Schüler

nicht an sprachlichen Schemata, an schematischer Denkweise hängen bleibt. Er muß in die Lage versetzt werden, sowohl die Mutter- als auch die Fremdsprache kreativer zu gebrauchen, als es bisher geschieht.

Ich beeile mich zu wiederholen, daß es schwer ist abzu- sehen, wann wir einen solchen Muttersprachenunterricht und dementsprechend einen neuen Fremdsprachenunterricht haben werden; aufgrund eigener Erfahrungen kann ich jedoch versichern, daß wir an der Budapester Universität, mit unserer Art, die deutsche Grammatik zu unterrichten, einige Erfolge zu verzeichnen haben. Die Erfolge sind allerdings bescheiden, weil wir nur im Bereich der deutschen Grammatik imstande sind, die ausstehenden Aspekte des Muttersprachenunterrichts sozusagen als Surrogat zur Geltung kommen zu lassen.

Die Sprache nimmt in der modernen Welt eine Sonderstellung unter den Kommunikationsmitteln ein. Ihr Spezifikum braucht in diesem Kreise nicht detailliert zu werden. Eine angemessene, den Anforderungen des alltäglichen Lebens entsprechende, Grammatikschreibung, ein dementsprechender Mutter- und Fremdsprachenunterricht und vor allem ein reformfreudiges Herangehen der Linguisten an diese praktischen Aufgaben - wobei Reformfreudigkeit mit hoher Gewissenhaftigkeit verbunden sein muß -, dies sind die Probleme, auf deren Relevanz ich hier hinzuweisen bemüht gewesen bin.

Abschließend möchte ich hervorheben, daß die Vorstellungen, die ich unter Punkt 3 und 4 gestreift habe, nicht auf die Grammatikschreibung beschränkt bleiben dürfen, sondern daß eine solche Reform fast alle Fächer der Schule beeinflußt und vice versa, also nur eine Gesamtreform des Schulwesens auch den Sprachunterricht und damit die Grammatikschreibung von der Wurzel her erneuern kann.

Anmerkungen

1. In: Grammatik und Deutschunterricht. Düsseldorf 1978. S. 188-197. (= Sprache der Gegenwart, Bd. XLIV)
2. Es handelt sich um einen Vortrag, der auf der Jahrestagung 1977 des Instituts für deutsche Sprache gehalten wurde. Der Vortragsstil ist beibehalten.
3. In den seit dem Vortrag verstrichenen Jahren hat die Brisanz noch zugenommen, da die Schulreformen in vielen Ländern die Frage nicht umgehen konnten.
4. In der Diskussion zu den Referaten, die von Ausländern gehalten wurden, meinte Johann Knobloch, daß das Deutsch der Referenten doch sehr gut sei. Dem kann man auch ohne Unbescheidenheit zustimmen, die deutschen Kollegen hören jedoch immer nur das, was die Ausländer sagen, und nicht das, was sie eigentlich sagen wollten bzw. um wieviel differenzierter sie sich oft in ihrer Muttersprache ausdrücken würden.

Normensicherheit - Normentoleranz¹

1. Zum Begriff der Norm
2. Interdependenz von Ziel, Möglichkeiten und Methode des Deutschunterrichts. Priorität des Ziels
3. Die Idealisierung der Norm
4. Zu den Begriffen Normensicherheit und Normentoleranz
5. Methodologische Hinweise
6. Aussprachenormen
7. Morphologische Normen
8. Gliedfolgenormen
9. Valenznormen
10. Kompatibilitätsnormen
11. Normen der Situationsadäquatheit
12. Wortbildungsnormen
13. Paradigma versus Idiom
14. Schlußfolgerungen und Was ist zu tun?

1. Zum Begriff der Norm

Bekanntlich wird die sprachliche Norm in der einschlägigen Literatur unterschiedlich aufgefaßt; ihr Stellenwert wird von mehreren Gesichtspunkten aus bestimmt und ihr Verhältnis zu den Begriffen System, Usus, Sprachkultur, Stil usw. der jeweiligen Konzeption entsprechend dargestellt. In den folgenden Ausführungen geht es nicht um eine Neubestimmung der Norm, auch nicht um eine Auseinandersetzung mit den einzelnen Auffassungen, sondern um den Begriff der Norm, wie er sich im Gebrauch der deutschen Sprache bei Ausländern ergibt, bzw. darum, welche Normprobleme im Lern- und Lehrprozeß entstehen. Dabei wird sich herausstellen, daß sich die wissenschaftli-

chen Probleme der Norm hier in einer solchen Konzentration und Verflechtung aktualisieren wie kaum sonst in theoretischen Arbeiten. Die praktischen Fragen der Norm im Deutschunterricht an Ausländer können der wissenschaftlichen Forschung sogar neue Impulse geben. Deshalb sei zuvor einiges zum Lern- und Lehrprozeß gesagt.

2. Interdependenz von Ziel, Möglichkeiten und Methode des Deutschunterrichts, Priorität des Ziels

Das große Problem des Fremdsprachenunterrichts besteht darin, welches Ziel man dem Lernen setzen kann. Das ideale Ziel wäre das perfekte Beherrschen der Fremdsprache, d.h. die vollständige Kompetenz, so wie man sie in der Muttersprache besitzt. Wäre dies möglich, so würde der Lernende imstande sein, im Rahmen des Systems die sozial sanktionierten Normen genauso wie in seiner Muttersprache anzuwenden und auch andere systemimmanente Möglichkeiten zu realisieren. Dieses ideale Ziel ist unter anderem aus folgenden Gründen nicht zu verwirklichen:

- Die Muttersprache ist bereits automatisiert und beeinflusst den Gebrauch der Fremdsprache. Der Einfluß kann zwar eingeschränkt, jedoch nur selten gänzlich eliminiert werden.
- Jedes Lernen ist zeitlich und organisatorisch begrenzt.
- Hat der Lehrer die gleiche Muttersprache wie der Lernende, so ist er meistens nicht in der Lage, dem Lernenden völlig gesicherte Kenntnisse zu vermitteln.

Die Reihenfolge der angeführten Gründe ist eine hierarchisch wertende.

Angesichts der beschränkten Möglichkeiten, eine Fremdsprache zu erlernen, ist die Bestimmung des Lernzieles von ausschlaggebender Bedeutung. Ziel, Möglichkeiten und Methode sind bei der Planung des Unterrichts in ihrer Korrelation festzulegen. Dementsprechend muß in den verschiedenen Bereichen der Sprache zur Norm Stellung genommen werden:

- Welches Ziel wird für die Beherrschung der Norm gesetzt?
- Welche organisatorischen Möglichkeiten bestehen, das Ziel

zu erreichen?

- Mit welcher Methode ist es möglich, das Ziel im Rahmen der organisatorischen Möglichkeiten zu erreichen, bzw. gibt es überhaupt eine solche Methode?

Fehlen die organisatorischen Möglichkeiten bzw. gibt es keine entsprechende Methode, so muß das Ziel, also der Grad, bis zu dem die Norm erreicht werden soll, neu bestimmt werden.

3. Die Idealisierung der Norm

Da das Ziel des Lernens beschränkt ist, muß notwendigerweise die Norm idealisiert werden. Unter idealisierter Norm ist nicht die Idealisierung des sprachlichen Systems zu verstehen, sondern eine durch viele Faktoren bedingte und bestimmten Zielen dienende Einschränkung der sozial sanktionierten, d.h. von der Sprachgemeinschaft anerkannten Normen.

Die Kodifizierung der Einschränkung der Norm - im Fremdsprachenunterricht ist dies die Formulierung von Regeln - erfolgt in zwei Richtungen:

- a) Nicht alle Formen und nicht alle Funktionen einer sprachlichen Erscheinung werden erfaßt, sondern nur die typischen, in einem bestimmten Sprachgebrauch häufigsten und für das Ziel des Lernens wichtigsten.
- b) Die Norm wird in einer solchen Vereinfachung dargestellt, daß die Auswahl der sprachlichen Möglichkeiten, die für eine bestimmte Situation oder einen Typ von Situationen charakteristisch ist, weniger Restriktionen unterliegt, als Muttersprachler sie berücksichtigen.

Insofern jede sprachliche Äußerung eine soziale Tätigkeit ist, lassen sich die beiden Richtungen der Idealisierung nur mit Hilfe einer methodologisch gerechtfertigten Abstraktion voneinander trennen. In Wirklichkeit sind sie eng miteinander verbunden. In den exemplarischen Ausführungen (6-12) wird der Zusammenhang zwischen der Trennbarkeit und der Nichttrennbarkeit der zwei Idealisierungen zu beobachten sein. Schon hier muß jedoch auf eine prinzipielle Eigentümlichkeit des Zusam-

menhangs hingewiesen werden: Anscheinend stehen die beiden Richtungen miteinander im Widerspruch; denn einerseits handelt es sich darum, das Erfassen der Formen und Funktionen einzuschränken, andererseits darum, die Restriktionen teilweise aufzuheben. Dennoch ist es berechtigt, in beiden Fällen von Idealisierungen zu sprechen, weil in Richtung a) die Zahl der Formen, in Richtung b) die Zahl der Situationstypen eingeschränkt wird, also sowohl hier als auch dort das Verhältnis von sprachlicher Form und kommunikativer Situation idealisiert wird.

Es gibt auch für Muttersprachler keine Grammatik, die die Norm nicht idealisiert, weil nicht alle im System vorhandenen und sozial sanktionierten Möglichkeiten berücksichtigt werden können; jede spezifische Situation fordert spezifische Normen. Außerdem ist es prinzipiell schwierig, die sozial sanktionierten Normen von den noch nicht und den nicht mehr sanktionierten Normen sowie normative Äußerungen von singulären, mit dem Verstoß gegen eine Norm spielenden Äußerungen (etwa Lyrik und Humor) säuberlich zu trennen. Eine rigorose Trennung würde dem Prinzip der Kreativität des Muttersprachlers und dem dynamischen Charakter der Synchronie widersprechen. Der Grad der Idealisierung nimmt zwar in dem Maß ab, in dem der Umfang der Sprachbeschreibung (z.B. einer Grammatik) zunimmt, eine vollständige Sprachbeschreibung ist jedoch eine *Contradictio in adiecto* - was nicht bedeutet, daß die Kodifizierung von Normen nicht kulturell nützlich und deshalb notwendig ist. Damit sollen zugleich der Zusammenhang und die Unterschiedlichkeit von objektiv existierenden Normen einerseits und ihrer Kodifizierung andererseits betont werden.

Die Idealisierung der Norm in einer Grammatik für Muttersprachler weist jedoch prinzipiell andere Arten der Idealisierung auf als die in einer Grammatik für Fremdsprachige; ja sogar zwischen den Grammatiken, die für Lernende mit unterschiedlichen Muttersprachen bestimmt sind, gibt es signifikante Unterschiede der Idealisierung, die eine unterschied-

liche Explikation der Regeln mit sich bringen. Die unterschiedliche Explikation ist durch das unterschiedliche Verhältnis der transferierenden und der interferierenden Wirkung der einzelnen Muttersprachen bedingt.

4. Zu den Begriffen Normensicherheit und Normentoleranz

Die teleologische Bedingtheit der idealisierten Norm impliziert das Problem, in welchem Grade idealisiert werden darf. Der Grad der Idealisierung kann und soll im Laufe des Lernprozesses zwar sukzessive abnehmen; man muß beim Erwerb der Fremdsprache aber damit rechnen, daß viele - selbst stark idealisierte - Normen nicht erreicht werden. Erfahrungen zeigen, daß sowohl innerhalb der Idealisierung der Norm als auch darüber hinaus ein gewisser Zwang zur Normentoleranz objektiv gegeben ist, wenn man den Boden der Realität nicht verlassen will.

Der Begriff der Normentoleranz ist unter mehreren Gesichtspunkten aufzufassen. Erstens ist die Toleranz eine Form der Stellungnahme zur Beurteilung sprachlicher Äußerungen; d.h. man nimmt es mit der Beurteilung der Richtigkeit sprachlicher Formen nicht allzu ernst, verleiht z.B. dem Zustandekommen der Kommunikation größere Wichtigkeit als der Grammatikalität des Satzes. Zweitens ist die Toleranz ein Mittel des Lehrers, mit dem er sich bei dem Lernenden eine größere Normensicherheit erkauft; mit anderen Worten: man toleriert einen gewissen Spielraum für die sprachliche Realisierung der Intention. Innerhalb dieses Spielraumes darf der Fremdsprachige sich noch bewegen, ohne allzu sehr gegen die Gewohnheiten des Muttersprachlers zu verstoßen. Die Möglichkeit, sich in diesem Spielraum zu bewegen, also nicht fortwährend verbessert zu werden, fördert das Lernen und führt letzten Endes zu einer noch akzeptablen relativen Normensicherheit.

Eine so bedingte und in der Lehrerpraxis häufig zu findende Toleranz ist natürlich kein Freibrief für die Erzeugung beliebiger falscher Äußerungen und darf infolgedessen

nicht prinzipienlos angewendet werden. Eine pauschale Lösung des Problems gibt es allerdings wahrscheinlich nicht; dazu sind die Faktoren, die Fehler verursachen können, und die Möglichkeiten, Fehler ausmerzen bzw. Fehlern vorbeugen zu können, zu heterogen. Für den Lehrprozeß bedeutet das, daß es im Verhältnis von Normensicherheit und Normtoleranz keine konstanten Größen gibt. Nicht jede Toleranz führt zu einer Sicherheit im Gebrauch der idealisierten Norm; jene Formen werden geduldet, die von der Norm auf eine solche Weise abweichen, daß die Abweichungen in einem akzeptablen Rahmen bleiben, d.h. ein kleineres Übel wird gewagt, um ein größeres zu vermeiden. Dies ist das, was oben über die Idealisierung hinaus genannt wurde. Im weiteren wird sich jedoch zeigen, daß diese Feststellung nur bedingt zutrifft.

Es ist möglich und zweckmäßig, daß in bestimmten Fällen - im Sinne der unter 3 b) erwähnten Richtung der Idealisierung - im Rahmen des sprachlichen Systems solche Formen geduldet werden, die einem Muttersprachler infolge ihrer Situationsinadäquatheit fremdartig erscheinen. Folgendes Schema veranschaulicht dies: Wenn für einen Situationstyp A die sprachliche Form a, für den Typ B die Form b angemessen ist; wenn zwischen den beiden Situationen und Formen eine genügend große Ähnlichkeit besteht, um die Formen a und b ohne Veränderung der Intention austauschen zu können; wenn die Form a eine größere Gebrauchsfrequenz als die Form b besitzt; wenn das Erlernen der Form a lernpsychologisch weniger Schwierigkeiten bereitet als das der Form b - dann ist es denkbar, daß die Form a auch in der Situation B toleriert wird. Unter 8 und 9 wird gezeigt, daß dies kein konstruierter Fall ist, sondern daß die Praxis tagtäglich solche Probleme produziert. Durch eine solche Toleranz wird eine relative Normensicherheit erzielt, die zwar zu Hyperkorrektheiten führen kann, aber immerhin bedeutend besser ist, als wenn in dem Situationstyp A die Form b gebraucht würde; denn dann wäre der Grad der Situationsinadäquatheit noch größer, eventuell würde sogar gegen die Grammatikalität verstoßen.

Während in den vorausgehenden Absätzen gegen eine Toleranz plädiert wurde, die pauschal über die Normenidealisation hinausgeht, so zeigt sich in dem Fall Form b für Situation A die potentielle Gefahr eines Normenverstößes durch die Toleranz von der anderen Seite her: Die Idealisierung, wo Form a für die Situationen A und B gebraucht wird, schafft die Vorbedingung für eine relative Normensicherheit, aber nicht umgekehrt. Das heißt, daß auch hier eine Möglichkeit besteht, die Idealisierung ad absurdum zu führen - was allerdings keinem Deutschlehrer einfallen würde.

Normenidealisation und Normentoleranz sind als verschiedene Formen ein und derselben Erscheinung anzusehen. Beide sind von der Sprache und vom Lernenden her bedingt. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß wir die Norm, also etwas Sprachliches, idealisieren und einen gewissen Sprachgebrauch tolerieren. Da Sprache ohne Mensch und Gesellschaft nicht denkbar ist, ist es natürlich nicht leicht, in einer gesamtethischen Betrachtung eine absolute Trennung vorzunehmen. Daß es sich dabei nicht um die Muttersprache, sondern um die Fremdsprache handelt, ändert nichts Wesentliches an dieser Tatsache, ja in gewisser Hinsicht spitzen sich die daraus entstehenden methodologischen (und wahrscheinlich auch prinzipiellen) Probleme noch zu.

Auf eine detaillierte Behandlung dieses Fragenkomplexes muß hier verzichtet werden; die Erörterung solcher Faktoren wie z.B. der Grad der Bewußtheit, mit dem man eine fremde Sprache lernt und gebraucht, die Fähigkeit zur Imitation u.v.a.m. ist zwar recht wichtig, um das Verhältnis von Normenidealisation und Normentoleranz zu verstehen, eine solche Erörterung würde aber den Rahmen dieses Beitrags sprengen.

5. Methodologische Hinweise

Im weiteren werden unter obigen Aspekten auf einigen repräsentativen Gebieten der deutschen Sprache Detailvorschläge gemacht, die als Hinweise gelten sollen, wie man andere ähnliche Schwierigkeiten bewältigen kann. Probleme

werden nicht nur nicht verschwiegen, sondern es werden solche Beispiele ausgesucht, für die eine recht große Relativierung der Problemlösung charakteristisch ist. Die Mannigfaltigkeit und Verflochtenheit von Beurteilungskriterien sowie von Lehrverfahren sollen veranschaulichen, wie kompliziert die Frage der Norm beim Gebrauch und beim Lernen einer fremden Sprache ist.

Für die Behandlung der Probleme sind zwei methodologische Hinweise zu berücksichtigen:

- Da die Ausführungen primär keine unterrichtsmethodischen Überlegungen enthalten, werden die Normensicherheit und die Normtoleranz in ihrem wechselseitigen Verhältnis in unterschiedlichen Situationen dargestellt, also sowohl bei der Beurteilung sprachlicher Äußerungen im allgemeinen als auch im Lehrprozeß.

- Um die Norm im deutschen Sprachgebrauch von Ausländern systematisch behandeln zu können, bedarf es einer gezielten Fehleranalyse, die vor allem die muttersprachlichen Interferenzen berücksichtigt; d.h. es dürfte nur eine bestimmte interlinguale Relation untersucht werden. Da ein solches Verfahren in diesem Rahmen nicht gerechtfertigt wäre, werden nur solche Probleme erörtert, die in mehreren, gegebenenfalls in allen interlingualen Relationen aktuell sind.

6. Aussprachenormen

Die Aussprachenormen gehören zweifellos zu den größten Problemen, weil hier die größte Variationsbreite vorliegt (Merius 1967; Merius 1980), die Bewußtmachung der Regeln ab ovo auf Apperzeptionsschwierigkeiten stößt und die Interferenz der Muttersprache fast nie durchgängig eliminierbar ist (Ortmann 1975; Ortmann 1976). So ist es eine allgemeine Erfahrung, daß Deutschlernende mit einer Muttersprache, in der es kein Auslautgesetz gibt, diejenigen Konsonanten, deren deutsche Grapheme die Stimmhaftigkeit suggerieren (b, d, g etwa in ab, und, lag), im Auslaut stimmhaft artikulieren. Die Urteile über diesen Fehler weichen stark voneinander ab.

Meines Erachtens wird die Kommunikation durch einen solchen Verstoß gegen die Norm nicht gefährdet, es sind auch keine distinktiven phonologischen Oppositionen möglich. Diese Artikulation stempelt den Sprecher jedoch dermaßen zum Ausländer ab, daß die Sprachkultur dadurch beeinträchtigt wird. Das Argument, daß man den Fehler bei Anfängern weniger ernst nehmen soll als bei Fortgeschrittenen, ist nicht restlos stichhaltig, weil das einmal Eingeprägte später nur schwer zu verbessern ist. Eine Toleranz ist hier nur mit großen Vorbehalten zu empfehlen.

Demgegenüber ist das Fehlen des harten Einsatzes mit größerer Toleranz zu beurteilen, obwohl die morphonologische Funktion des Anlautgesetzes - nämlich als Grenzsinal - im Deutschen stark ausgeprägt ist. Das Fehlen des harten Einsatzes gefährdet jedoch nicht nur die Kommunikation nicht, sondern bildet auch einen geringeren Kontrast zur normgemäßen Aussprache als die Stimmhaftigkeit von b, d, g im Auslaut. Ähnlich verhält es sich mit der Aspirierung der Tenues im Anlaut, einem beliebten Übungsgebiet der Deutschlehrer. Das Ausbleiben der Aspirierung ist sogar bei schnell sprechenden Deutschen zu beobachten, dürfte also bei Ausländern ohne weiteres toleriert werden.

Bei der Opposition Stimmhaftigkeit: Stimmlosigkeit findet sich im Hinblick auf territoriale Eigentümlichkeiten ein Phänomen, dessen Realisierung von Deutschen unterschiedlich bewertet wird: Das /s/ wird im Anlaut im Süden stimmlos, nördlich davon im allgemeinen stimmhaft artikuliert. Diese Aussprache ist landschaftlich dermaßen gebunden, daß z.B. ein Berliner ein stimmloses /s/ im Anlaut als fremdartig empfindet. Dennoch sollten beide Varianten toleriert werden. Der Einwand, daß die Stimmlosigkeit den Sprecher genauso zum Ausländer abstempeln kann wie das Nichtbeachten des Auslautgesetzes, ist zwar nicht von der Hand zu weisen; da es sich aber nur auf einen Teil des deutschen Sprachgebietes bezieht und auch keine phonologische Opposition entstehen kann, wird hier durch eine größere Normtoleranz Energie für die Normen-

sicherheit an anderen Stellen eingespart.

An den Aussprachebeispielen ist also zu sehen, daß system-linguistische, dialektale und pädagogische Kriterien für die Beurteilung des Verhältnisses von Toleranz und Sicherheit berücksichtigt werden müssen und daß die Kriterien sich oft nicht decken. Daß Aussprachewörterbücher im allgemeinen nur eine oder wenige Varianten tolerieren, hat auf den Sprachgebrauch von Deutschen keine so große unifizierende Wirkung, wie es manchmal im Ausland angenommen wird, und ob nun ein Berliner die Stimmlosigkeit des /s/ im Anlaut tatsächlich nicht toleriert, hängt u.a. wohl auch von seiner Bildung ab.

7. Morphologische Normen

Die deutsche Morphologie weist die relativ geringste Variabilität der Norm auf. Dies wirkt sich seit je stark auf den Deutschunterricht aus, indem morphologische Paradigmen ein hochfrequentes Übungsgebiet sind. Ein eklatantes Beispiel dafür ist die Deklination der attributivisch gebrauchten Adjektive, vor allem in den interlingualen Relationen (z.B. Englisch-, Französisch-, Ungarisch-Deutsch), wo die grammatische Kongruenz von Substantiv und Adjektiv in der Ausgangssprache entweder überhaupt nicht vorhanden oder auf eine vom Deutschen abweichende Weise strukturiert ist. Eine Opposition von nominaler und pronominaler Adjektiv-Deklination sowie die Möglichkeit, drei Paradigmen mit den potentiellen Oppositionen generisch: indefinit: definit (Oomen 1977) herzustellen, sind mir in keiner anderen Sprache bekannt.

Analysiert man die Flexionen der Nomina im Neuhochdeutschen, so stellt sich folgendes heraus: Erstens ist das Substantiv so flexionsarm, daß es ohne Begleiter selten syntaktische Beziehungen herstellen kann. Zweitens ist auch die Reduktion der Morphologie der Adjektive so weit fortgeschritten, daß es für alle Kasus und Numeri in der nominalen Deklination nur noch zwei Flexionsendungen (-e und -en) und in der pronominalen fünf Flexionsendungen (-e, -en, -em, -er, -es)

gibt. Drittens haben infolgedessen andere sprachliche Formen - vor allem die pronominal deklinierten Begleiter des Substantivs - die Funktion übernommen, syntaktische Beziehungen herzustellen. Aus dem so entstandenen hochgradigen Synkretismus folgt, daß die Flexionsendungen der Adjektive funktionsarm sind, wenn das Substantiv pronominal deklinierte Begleiter hat. Es gibt also kaum Kontexte, in denen das Fehlen oder der Gebrauch einer falschen nominalen Flexionsendung des Adjektivs die Kommunikation beeinträchtigt; die Flexionsendung des Adjektivs ist redundant. (Vgl. auch Anmerkung 31)

Aufgrund dieser Umstände sehen sich Vertreter des sogenannten kommunikationsorientierten Deutschunterrichts dazu berechtigt, die Adjektiv-Deklination nicht allzu streng zu lehren. Demgegenüber ist mir jedoch kein einziger Deutscher begegnet, der Verstöße gegen die morphologischen Normen der Adjektive nicht ernst genommen, sie also als ein Fehlen von Sprachkultur betrachtet hätte. Dies ist um so interessanter, als unbefangene deutsche Informanten bei der Beurteilung sprachlicher Fehlleistungen von Ausländern die Verständlichkeit der Äußerung häufig höher schätzen als die Grammatikalität. Der Informationswert und die Grammatikalität stehen also bei ihnen keineswegs immer in symmetrischem Verhältnis zueinander. An dieser Tatsache ändert auch das nicht viel, daß die Reduktion der Morphologie der Adjektive im wesentlichen zwar seit Jahrhunderten abgeschlossen ist, sich heute jedoch immer noch Schwankungen finden, hauptsächlich nach Indefinitpronomen (Ljungerud 1955).

Mit diesem Beispiel sollten sprachliche Formen gezeigt werden, bei denen es nur Normensicherheit und keine Normentoleranz geben darf, eine Normensicherheit, die zudem kaum eine Idealisierung der Norm benötigt bzw. zuläßt. Norm und Sprachkultur sind hier sozusagen identisch, obwohl die Kommunikation durch Verstöße gegen die Norm nicht gefährdet wird.

8. Gliedfolgenormen

Die im engeren Sinne des Begriffs zu verstehenden syntak-

tischen Normen des Deutschen scheinen sich - hauptsächlich in der gesprochenen Sprache - durch eine gewisse Variabilität auszuzeichnen (Betz 1973). Äußerungen wie etwa Hab' ich mir gedacht, Kann ja jedem passieren, wäre zu bedenken, Hättest du ja auch gleich machen können u.ä. sind von Deutschen so oft zu hören, daß es sich fragt, ob die Zweitstellung des finiten Verbs im unabhängigen Satz von den Grammatiken tatsächlich der Sprachwirklichkeit entsprechend kodifiziert ist. Die Erscheinung kann aber als idiomatisierte Ellipse aufgefaßt werden, zumal die Erststellung des finiten Verbs in den angeführten Sätzen stark kontext- und situationsgebunden ist. Eben diese Bedingtheit weist darauf hin, daß es gar nicht so sehr um eine Variabilität der Norm geht.

Für den Ausländer ist hier problematisch, daß er die Bedingtheit der Abweichung von der Norm nicht empfindet und meistens auch nicht empfinden kann. Ihm ist der Grad der Idiomatisiertheit nicht bewußt, und auch das Gefühl für die Situationsadäquatheit fehlt ihm. Infolgedessen sind obige Äußerungen für ihn Verstöße gegen die Norm, die solche Sätze verlangt wie Das habe ich mir gedacht, So etwas kann ja jedem passieren, Dies wäre zu bedenken, Das hättest du ja auch gleich machen können; aus dem gleichen Grund wäre es nicht zweckmäßig - vor allem nicht auf der Grund- und Mittelstufe -, die Erststellung des finiten Verbs auf die genannten Fälle zu erstrecken. D.h. man idealisiert die Norm in der unter 3 b) beschriebenen Richtung, um auf diese Weise eine größere Normensicherheit zu erzielen. Der konsequente Gebrauch dieser Norm führt in bestimmten Situationen vielleicht zu ungewöhnlichen Sätzen, zu einer für Deutsche nicht charakteristischen Sprachkultur. Wird jedoch durch die Idealisierung der Norm diese Normensicherheit nicht erreicht, so kann die Toleranz dazu Anlaß geben, aufgrund der Analogie solche Sätze zu bilden, deren Gliedfolge bedeutend häufiger nicht situationsadäquat ist. Auf der einen Seite toleriert man in weniger häufigen Fällen Formen, die nicht situationsadäquat sind, auf der anderen Seite schafft die Idealisierung der Norm eine

Normensicherheit, die in der Mehrheit der Fälle zur Erzeugung richtiger Sätze führt.

Dieses Prinzip darf natürlich nur dann zur Geltung kommen, wenn a) die Mehrheit der Fälle über eine genügende Repräsentanz verfügt und b) in den selteneren Fällen die Situationsadäquatheit eine gewisse Grenze nicht überschreitet und in eine Zone gerät, wo man es wieder mit einem Verstoß gegen die Norm zu tun hat. Für die Grenzziehung gibt es kein allgemeines Rezept, aber für den behandelten Fall der Gliedfolge darf wohl der obige Vorschlag gewagt werden.²

Also: Die Frage, welcher Verstoß gegen die Norm strenger beurteilt werden soll: die Erststellung des finiten Verbs in Fällen, wenn dies nicht möglich ist, oder die Zweitstellung in Fällen, wenn sie hyperkorrekt wirkt, dürfte nicht schwer zu beantworten sein; sicher ist die Hyperkorrektheit - als Konzession an die beschränkten Möglichkeiten der Erlernbarkeit der Norm - der kleinere Fehler.³

9. Valenznormen

Im Zusammenhang mit der Frage der Beurteilung obiger hyperkorrekter Äußerungen muß das Problem der Verbvalenz erörtert werden. Ein Teil des modernen Deutschunterrichts hat durch die Applikation einer Valenztheorie seine Arbeit effektiver gestaltet; dies sei als bewiesen hingestellt (Engel 1980; Engelen 1975; Götzte 1979; Helbig/Schenkel 1973; Hessky 1971; Juhász 1977; Engel/Schumacher 1976). Nicht bewältigt sind damit jedoch einige wichtige Formen der Norm, und dies bezieht sich nicht nur auf die fakultativen Mitspieler, sondern auch auf die obligatorischen Aktanten.

Die Verben verstehen, verzichten, schicken, sich beziehen sind zweiwertig bzw. mindestens zweiwertig. Dennoch sind Sätze wie Ich verstehe und Ich verzichte unter bestimmten Bedingungen durchaus möglich. Die Verben schicken und sich beziehen sind nur mit einem Nomen im Nominativ jedoch schwer vorstellbar. Eine Erklärung dafür ist in der Semantik der Verben zu suchen. Dennoch wäre es nicht zweckmäßig, im

Deutschunterricht für Anfänger die Verben verstehen und verzichten unter Berufung auf ihre relative semantische Selbstständigkeit mit nur einem Aktanten zuzulassen; denn das würde u.U. dazu führen, daß analog auch Verben wie schicken und sich beziehen ohne den zweiten Aktanten gebraucht würden. (Das Argument, daß die Verben jeweils einem bestimmten Satzbauplan zugeordnet werden bzw. daß ohne den zweiten Aktanten die Grammatikalität nicht gewährleistet ist, besitzt zwar sowohl einen theoretischen als auch einen didaktischen Wert, und dieser Wert soll auch nicht heruntergespielt werden; in diesen Ausführungen liegt das Gewicht jedoch auf der Veranschaulichung solcher Faktoren, die das Verhältnis zwischen Normensicherheit und Normtoleranz bestimmen, und dazu gehören die Analysen der Querverbindungen.)

Das Prinzip, zu fordern, daß sämtliche Leerstellen des Verbs besetzt werden, bezieht sich besonders auf solche Verben wie eingehen, wo der Unterschied zwischen der Einwertigkeit (Nomen im Nominativ) einerseits und der Zweiwertigkeit (Nomen im Nominativ und auf + Nomen im Akkusativ) andererseits mit einem wesentlichen Bedeutungsunterschied einhergeht. (Von den anderen Valenzmöglichkeiten des Verbs sei hier abgesehen.) Da es im Deutschen zahlreiche solche Verben gibt, gewährleistet die Idealisierung der Norm, wie man sie in den Valenztheorien findet, eine relativ große Normensicherheit.

Man nimmt damit zwar in Kauf, daß hyperkorrekte Sätze entstehen, vermeidet aber so einen größeren Verstoß gegen die Norm oder gar eine Kommunikationsstörung, der bzw. die durch das Fehlen eines Aktanten möglich wird. Darin ist eines der großen Verdienste des Deutschunterrichts zu sehen, dessen diesbezügliche syntaktische Konzeption auf einer Valenztheorie beruht, selbst wenn das Verhältnis zwischen Grammatikalität, Akzeptabilität, Informationsgehalt, Situationsadäquatheit und Wahrheitsgehalt der Aussage von den Valenztheorien - übrigens eben infolge einer großzügigen Idealisierung - bisher nicht befriedigend gelöst worden ist und sich dies manchmal auch auf den Deutschunterricht störend aus-

wirkt. Die Störung ist aber nicht so groß, wie man manchmal annimmt; denn befolgt man strikt die Regeln der Besetzung der Leerstellen, so müssen höchstens hyperkorrekte, aber nicht ungrammatikalische Sätze toleriert werden. Das Verhältnis zwischen Toleranz und Sicherheit gestaltet sich hier - ebenso wie bei der Zweitstellung des finiten Verbs - also anders als in den zuvor behandelten Fällen.

10. Kompatibilitätsnormen

Im Rahmen der Verbvalenz entsteht das Problem, welche lexikalischen Bedeutungsträger in den Leerstellen der einzelnen Verben möglich sind. Die semantische Kompatibilität von Verb und Aktanten unterliegt ziemlich rigoros sanktionierten Konventionen. Traditionell nennt man dies die richtige Wortwahl, und tatsächlich erstreckt sich die Kompatibilität bei weitem nicht nur auf das Verhältnis von Verb und Aktanten, sondern auch auf das von Substantiv und Adjektiv, von Adjektiv und Adverb und sogar auf das von Autosemantica und Synsemantica (z.B. Substantiv und Präposition).

Die Frage der Normtoleranz erscheint hier in bedeutend komplizierterer Form als in den bisher behandelten Fällen. Auf der einen Seite werden durch Inkompatibilitäten nicht nur Konventionen der Sprachkultur verletzt, sondern es können sogar Kommunikationsschwierigkeiten und -störungen entstehen; auf der anderen Seite können Kompatibilitäten infolge ihrer weitgehenden Beliebigkeit kaum paradigmatisiert werden, sie sind deshalb in großem Maße der Interferenz der die Kompatibilitäten andersartig strukturierenden und steuernden Muttersprache sowie dem Analogiezwang früher erlernter deutscher Sprachformen ausgesetzt. Diese objektiven Schwierigkeiten der Beschreibung von Sprachen und Sprachkontakten führen dazu, daß Lehrer Flexionsfehler, also Verstöße gegen solche Normen, die sich leicht formalisieren lassen, gern dreimal rot anstreichen, Kompatibilitätsfehler, also Verstöße gegen solche Normen, die sich kaum oder überhaupt nicht formalisieren lassen, dagegen bedeutend nachsichtiger beur-

teilen (Véges 1971). Eine solche traditionelle Normentoleranz ist objektiv und subjektiv gut zu verstehen, jedoch im Hinblick auf das Endergebnis nicht zu rechtfertigen.

Was die Kompatibilität im Rahmen der Verbvalenz anbelangt, so gibt es schon eine Reihe von Formalisierungsversuchen, auch sollten die wirklichkeitsbedingte Motiviertheit und der positive Transfer der Muttersprache nicht unterschätzt werden. So ist bei dem genannten einwertigen Verb eingehen die Extensionalität der Bedeutung des Aktanten mit großer Sicherheit bestimmbar (also z.B. Die Pflanze ist eingegangen, aber nicht Die Brieftasche ist eingegangen). Eine Normensicherheit, wie sie z.B. bei der Gliedfolge durch idealisierte Normen erreicht werden kann, scheint vorläufig jedoch auch hier nicht möglich zu sein. So sind die Selektionsbeschränkungen für die lexikalischen Bedeutungsträger im Valenzbereich des zweiwertigen Verbs eingehen - mit auf + Nomen im Akkusativ - nicht leicht formalisierbar, weil die große Vielfalt der möglichen kommunikativen Situationen für die Besetzung der Präpositionalfügung eine große semantische Vielfalt zuläßt und die Besetzung u.a. auch von der Beschaffenheit des anderen Aktanten abhängt. Man beachte z.B. die Schwierigkeit, ein semantisches Genus proximum bei den Substantiven folgender Sätze festzustellen: Der Richter ging auf diesen Umstand / dieses Problem / daß Verhör eines weiteren Zeugen / diesen Ton usw. nicht ein.

Noch schlimmer steht es um die anderen Erscheinungsformen der Kompatibilität. Dies sei an folgendem Beispiel gezeigt. Die Analyse des Unterschiedes zwischen einer schweren und einer schwierigen Aufgabe bereitet auch einem Deutschen Schwierigkeiten, und deshalb sollte bei der Beurteilung dieser nominalen Verbindung bei Ausländern völlige Toleranz herrschen. Daß es aber nur eine schwere und keine schwierige Krankheit gibt, ist für den Deutschen infolge seiner Kompetenz kein Problem, wohl aber für den Ausländer, und zwar aus mindestens drei Gründen: Erstens wirkt die Analogie solcher nominaler Verbindungen wie schwere und schwierige Aufga-

be; zweitens sind die ersten beiden Phoneme der Adjektive identisch und bewirken damit eine den Lernprozeß störende homogene Hemmung; und drittens besteht zwischen den isolierten Adjektiven eine semantische 'Verwandtschaft', die ebenfalls eine homogene Hemmung ausüben kann. Zweifellos darf jedoch schwierige Krankheit nicht toleriert werden. (Mit diesem Beispiel ist die Problematik der Opposition schwer : schwierig keinesfalls erschöpft, vgl. z.B. die Verbindung mit Mensch!) Für die Intoleranz scheint es keinen anderen Grund zu geben als die starke Konvention, die an dieser Verbindung festhält.

11. Normen der Situationsadäquatheit

Die Situationsadäquatheit der Wortwahl, die übrigens auch dem Muttersprachler beigebracht werden muß (jedoch auf einer prinzipiell anderen Ebene als dem Fremdsprachler), ist das Gebiet, auf dem es die größte Vielfalt von Arten des Verhältnisses zwischen Normensicherheit und Normtoleranz gibt und geben muß. Die Mannigfaltigkeit der Probleme zeigt sich gut am folgenden Beispiel: In einer Diskussion sagte ein Deutsch recht gut sprechender ausländischer Linguist zu seinem deutschen Kollegen: 'Sie brechen also für Humboldt eine Lanze.' Eine Kommunikation kam zweifellos zustande. Hätte der Betreffende nicht mit einem starken Akzent Deutsch gesprochen, so hätte man seinen Satz sogar ironisch auslegen können. Die fremdartige Aussprache stand jedoch in Widerspruch zum Gebrauch der festen Verbindung in der gegebenen Situation; offensichtlich fehlte die Kompetenz, eine solche Ironie zu realisieren. Es handelte sich also um einen Stilbruch, um einen Verstoß gegen die Sprachkultur.

Was ist nun von einem Linguisten zu erwarten? Muß er die deutsche Sprache so gut beherrschen, daß ihm solche Stilbrüche nicht unterlaufen? Oder genügt es, daß er sich in wissenschaftlichen Diskussionen fachgemäß ausdrücken kann? Sehr aufschlußreich ist für die Beantwortung dieser Fragen das Gespräch, das zwischen einigen deutschen Linguisten später

über die Beurteilung dieses Satzes stattfand. Abgesehen von zwei puristisch eingestellten Damen, die sich über den Betreffenden lustig machten und für ihr Verhalten keine Argumente hatten, gab es zwei unterschiedliche Meinungen. Die einen beantworteten die erste, die anderen - die übrigens die Mehrheit bildeten - die zweite Frage positiv, und jeder hatte auch stichhaltige Argumente. Da es hier nicht möglich ist, die Diskussion ausführlich zu beschreiben, soll das Fazit gezogen werden, das aus dieser Diskussion überhaupt gezogen werden kann.

In diesem Fall und in sehr vielen anderen analogen Fällen gibt es nicht ein bestimmtes Werturteil; die Toleranzgrenze ist subjektiv und kann deshalb wohl auch nicht kodifiziert werden. Die Unterschiedlichkeit der Ambitionen, der Ansprüche sich selbst gegenüber, der Einschätzung des sozialen Prestiges, das man sich durch den Gebrauch der Fremdsprache erwirbt, des Interesses für die Sprache selbst usw., all das läßt eine einheitliche Bewertung nicht zu. Der einzige notwendige Faktor in der gegebenen und in allen anderen Situationen ist, daß die Kommunikation zustandekommt. Da dies aber nur ein Situationstyp unter anderen ist und jeder Situationstyp unterschiedliche Bewertungen fordert und ermöglicht, darf die Relativierung des obigen Werturteils nicht auf alle Situationen erweitert werden und kann die Einschränkung auf das Zustandekommen der Kommunikation selten der einzige Faktor bleiben. Wäre der zitierte Linguist z.B. germanistischer Hochschullehrer, so wäre sein Satz in einer Vorlesung nicht akzeptabel. Eine völlige Normensicherheit, wie sie ein Deutscher besitzt, wäre zwar auch in diesem Falle nicht von ihm zu erwarten, aber es würden zahlreiche neue Probleme entstehen, an welchen Stellen und wie eng die Toleranzgrenze dort gezogen werden muß und kann.

12. Wortbildungsnormen

Die exemplarischen Ausführungen abschließend, sei von einem Gebiet die Rede, auf dem im Gegensatz zu allen bishe-

rigen die Gesichtspunkte für die Normtoleranz in einem anderen Verhältnis zueinander stehen und deshalb auch die Stellungnahme zur Normensicherheit eine andere ist. Es ist das Gebiet der Wortbildung.

Die Wortbildung weist im Deutschen mit einer einzigen Ausnahme kein einziges durchgehendes Paradigma auf, und ihre Muster sind unterschiedlich produktiv (Erben 1975; Fleischer 1974). Dies ist ein spezifisches Ergebnis des Wandels natürlicher Sprachen, und ebenso spezifisch ist es, daß die Möglichkeiten der Wortbildung und der Produktivität der Wortbildungsarten in den einzelnen Sprachen unterschiedlich sind. Das Bilden (und auch das Verstehen) von Wörtern mit Hilfe bekannter Morpheme ist jedoch sowohl im Lern- und Lehrprozeß als auch im alltäglichen Sprachgebrauch unerläßlich. Nun gibt es zwar für den richtigen Gebrauch der Wortbildung gewisse Stützen; da das sprachliche System aber besonders hier sehr offen ist und infolgedessen selbst einem Deutschen manchmal ein Lapsus unterläuft - von der Bildung neuer, nicht kodifizierter Wörter sei hier abgesehen -, hat der Ausländer doch nichts Zuverlässiges in der Hand. Ja, in gewisser Hinsicht ist hier die Gefahr, einen Fehler zu machen, größer als bei der Wortwahl, wo es noch weniger Regeln gibt, weil nämlich eine relativ große Zahl von Morphemen (z.B. -heit, -keit, -ung, -bar) recht produktiv ist und den Anschein vollständiger Paradigmen erweckt, der intralinguale Analogiezwang also stärker als bei der Wortwahl ist. Auf diese Weise entstehen Fehler, wo Lesen und Lesung, Verstehen und Verständnis, Ausgehen und Ausgang, erklärbar und erklärlich, Deutschlehrer und deutscher Lehrer miteinander verwechselt und Formen wie *Schlechtheit, *Bücherhandlung, *Bedingtkeit gebildet werden. Solche Formen, die vom System her gesehen zwar möglich, sozial jedoch nicht sanktioniert sind, hören sich als Wortspiele aus dem Mund eines Deutschen anders an als aus dem eines Ausländers, der die Kompetenz für bedeutend einfachere Formen nicht besitzt.

Das bedeutet, daß im Falle eines Wortbildungsfehlers die

Situationsadäquatheit der Äußerung nicht im Hinblick auf ihren Gegenstand, auf ihre Intention, auf den Gesprächspartner etc. zustandekommt, sondern im Hinblick auf den Sprecher selbst, auf seine von denen des Muttersprachlers abweichenden Sprachgewohnheiten, auf seine Sprachkultur. Meistens sind Fehler der Wortbildung jedoch solche Verstöße gegen die Norm, die nicht einfach der Sprachkultur abträglich sind, sondern Kommunikationsschwierigkeiten verursachen, und denen gegenüber schon deshalb eine Toleranz nicht am Platze ist.

Diese Gefahr enthebt die Lehrer nicht der Aufgabe, den Deutschlernenden mit wichtigen Gesetzmäßigkeiten der Wortbildung bekanntzumachen und die Bildung von Wörtern zu üben. Dies bezieht sich hauptsächlich auf die produktiven Affixe (z.B. -ist, -ismus, un-; transitivierendes verbales be-) und auf die Unterscheidung funktionsähnlicher Suffixe (z.B. -ig : -lich), aber nicht selten auch auf weniger produktive Bildungsmuster, die jedoch für die Kommunikation wichtig sind (z.B. die deverbalen Substantivbildungen).

13. Paradigma versus Idiom

Für alle Bereiche der Sprache, wo keine lernpsychologisch wichtigen Paradigmen aufgestellt werden können bzw. diese sehr lückenhaft sind, trägt jede einzelne sprachliche Form mit ihrer Funktion idiomatischen Charakter. Das heißt, daß sie singulär zu erlernen und zu bewerten sind und daß u.U. eine Möglichkeit der Toleranz nicht existiert, eine Normensicherheit durch Normtoleranz also prinzipiell nicht erreichbar ist. Wenn es keinen Spielraum gibt, weil jede Abweichung die Toleranzgrenze überschreitet, so ist eine nachsichtige Beurteilung solcher Formen nicht am Platze, und die didaktische Technik des Tolerierens verfehlt ihr Ziel. Dieser Umstand ist übrigens ein wichtiges Argument für den objektiv bedingten großen Arbeitsaufwand, fremde Sprachen zu lernen.

14. Schlußfolgerungen und Was ist zu tun?

Die Analysen von 6 bis 12 ermöglichen es, dem in 2 bis 4 Ausgeführten folgendes hinzuzufügen:

Da es hier um die Frage der Norm im Zusammenhang mit dem Lernen und dem Gebrauch der Sprache bei Ausländern geht, taucht der fait social in einer solchen Beziehung auf, die über den gesellschaftlichen Charakter der Sprachverwendung schlechthin hinausgeht. Der Grad der Sprachaneignung ist nämlich ein wesentliches Kriterium der Sozialisierung des Sprechers/Schreibers in fremder Umgebung; Kontakte zwischen Menschen unterschiedlicher Muttersprache werden von der Sprachkultur des die Sprache als Fremdsprache Sprechenden/Schreibenden mitbestimmt, und Sprachkultur ist von der Norm nicht zu trennen. Dies aktualisiert die Frage der Norm auf der gesellschaftlichen Ebene von Jahr zu Jahr mehr. Insofern ist die Frage der Norm unter dem behandelten Aspekt mehr als eine nur linguistische Angelegenheit.

Unter gesellschaftlicher Ebene ist aber nicht nur das Allgemeine zu verstehen, sondern auch das, was z.B. unter 10 angedeutet wurde und was für uns Auslandsgermanisten außerordentlich wichtig ist: Wir sind uns dessen bewußt, daß selbst solche germanistischen Hochschullehrer, die häufig in deutschsprachige Länder kommen, die Sprache bei weitem nicht so gut beherrschen wie ihre deutschen Kollegen und in gewisser Hinsicht auch nicht so gut wie "der Mann von der Straße".

Wie weit darf man nun bei uns mit der Toleranz gehen? Genauer: Welche Möglichkeiten gibt es für einen Auslandsgermanisten überhaupt, ein bestimmtes Niveau zu erreichen? Muß man nicht - eben um den unter 4 erwähnten Boden der Realität nicht zu verlassen - auch die Fähigkeiten des Betreffenden berücksichtigen? (wobei ich nachdrücklich betonen möchte, daß die Fähigkeit, sich eine fremde Sprache anzueignen, nicht mit der Intelligenz korreliert!) Sollte man z.B. nicht dem Franzosen, dem Russen, dem Engländer, dem Ungarn die Freiheit lassen, das deutsche Phonem /r/ jeweils unter Einfluß seiner

Muttersprache zu artikulieren? Sollte man dem Deutschen nicht empfehlen, diese Abweichungen zu tolerieren, besonders angesichts dessen, daß in den verschiedenen Teilen des deutschen Sprachgebiets bis zu vier Varianten des /r/ existieren?

Das sind Fragen, die sich natürlich nicht nur und auch nicht in erster Linie auf Hochschullehrer beziehen und auch nicht einmal nur auf Germanisten sondern auf jeden der Deutsch als Fremdsprache spricht; es sind Fragen, deren Beantwortung dieser Beitrag nicht auf sich nimmt, denn eine Beantwortung steht ihm nicht zu. Es scheint aber notwendig zu sein, diese Fragen zu stellen - nicht nur deshalb, weil es Puristen gibt, sondern vor allem deshalb, weil unter den Gemäßigten kein Konsens über die Konzeption besteht, wie diese Fragen beantwortet werden könnten; ja, häufig wird nicht einmal ihre Problematisierung anerkannt.

Die explizit gestellten und auch die impliziten Fragen dieses Beitrags suggerieren vielleicht eine Relativierung der Norm. Dies ist nicht beabsichtigt; denn irgendwo muß die Normtoleranz ihre Grenzen haben, selbst dann, wenn bzw. weil mit der Normtoleranz auch die Normensicherheit und damit die Sprachkultur bestimmt wird; und auf die Erhaltung und Förderung der Sprachkultur sollte man wohl gerade heutzutage nicht verzichten.

Deshalb sei abschließend ein Vorschlag gemacht: In jeder interlingualen Relation sollten Deutsche und Ausgangssprachler sich zusammensetzen und zumindest Richtlinien für eine Kodifizierung der deutschen Norm(en) ausarbeiten, und zwar unter dem Aspekt des Verhältnisses von Normensicherheit und Normtoleranz, sowie - auf den Ausgangspunkt zurückkommend - unter dem Aspekt des Verhältnisses von Ziel, Möglichkeit und Methode des Deutschunterrichts.

Anmerkungen

1. In: Zielsprache Deutsch 1981/4, S. 15-25.
2. Seit Erscheinen dieses Artikels wird die Diskussion über die Reihenfolge der Objekte wieder einmal wach. Tatsächlich haben aufmerksame und aufgeschlossene Schüler oft Probleme beim Rezipieren von originalen Texten, in denen die Reihenfolge der Objekte und ihrer Anaphorisierungen nicht den Regeln der präskriptiven Grammatiken entspricht. Solche "Abweichungen" bilden nicht nur ein sprachliches, sondern auch ein pädagogisches Problem, weil sie den Lernenden verunsichern und zu einem Agnostizismus führen können. Ich muß offen gestehen, daß ich nicht einmal eine Richtlinie für die Lösung solcher Probleme weiß. Wahrscheinlich hängt die Rettung der Situation von der Invention des Lehrers ab, die sich bekanntlich nicht formalisieren läßt.
3. Die Begriffe "Hyperkorrektheit" und "Redundanz" werden in der Literatur relativ häufig gebraucht, sind jedoch m.E. nicht genügend geklärt. Es gehört zu meinem Anliegen, sie später empirisch zu ordnen und begrifflich eindeutiger zu gestalten. Vorläufig gebrauche ich sie so unreflektiert, wie auch andere es tun.

Normenvorstellungen im Fremdsprachenunterricht Deutsch¹

1. Der Ausgangspunkt: Deutschunterricht in fremdsprachiger Umgebung
2. Allgemeines zum kommunikationsorientierten Unterricht in fremdsprachiger Umgebung
3. Der kommunikationsorientierte Unterricht und das Lernen von Normen
4. Exemplarisches
 - 4.1. Aussprachenormen
 - 4.2. Artikelnormen
 - 4.3. Wortbildungsnormen
 - 4.4. Normen in Dialogen und in der Erzählung
5. Abschließende Bemerkungen

1. Der Ausgangspunkt: Deutschunterricht in fremdsprachiger Umgebung

Gestatten Sie mir, meine Ausführungen mit der Aufzählung einiger solcher bekannter Tatsachen zu beginnen, deren Erwähnung ich in meiner Beweisführung für notwendig halte.

Auf dieser Tagung konzentrieren wir uns auf den Deutschunterricht in fremdsprachiger Umgebung, d.h., wir berücksichtigen, daß unsere Schüler Deutsch fast nur im Klassenzimmer hören und sprechen, bzw. daß der Aufenthalt auf deutschsprachigem Gebiet und i.a. der Umgang mit Menschen, die Deutsch als Muttersprache sprechen, zwar nicht selten sind, jedoch unseren Unterricht, besonders den in der Schule, nicht wesentlich beeinflussen. Diese heute noch recht allgemeine Situation macht größere pädagogische Flugversuche des

Deutschlehrers von vornherein unmöglich. Nicht nur, daß die schöne Literatur zu kurz kommt, auch für die alltägliche Kommunikation können wir uns keine hohen Ziele stecken. Zwischen den einzelnen Ländern bestehen zwar gewisse Unterschiede in bezug auf die Intensität und die Stundenzahl des Deutschunterrichts, die Ähnlichkeiten sind jedoch größer als die Unterschiede.

Hinzu kommt, daß die meisten von uns, nicht auf deutschem Sprachgebiet lebenden Deutschlehrer, nie so Deutsch gekonnt haben wie unsere deutschen Kollegen - schließlich hat der Mensch ja i.a. nur e i n e Muttersprache -, und zudem unser einmal erworbenes Normgefühl im Laufe der Zeit labil wird, nicht in letzter Linie deshalb, weil wir tagtäglich von dem falschen Sprachgebrauch unserer Schüler bombardiert werden. Es ist verständlich, daß dies sich auf die Effektivität unseres Lehrens negativ auswirkt.

Nicht außer acht gelassen werden darf auch der Umstand, daß wir in fremdsprachiger Umgebung dem Schüler keine solche Motivation zum Lernen geben können, wie unsere Kollegen auf deutschsprachigem Gebiet dazu imstande sind. Wer dort Deutsch als Fremdsprache lernt, der braucht ja sein Sprachkönnen ständig überall, während wir hier einen großen Teil unserer Energie für die Herstellung und für die Aufrechterhaltung der Motivation verausgaben.

2. Allgemeines zum kommunikationsorientierten Unterricht in fremdsprachiger Umgebung

Diese und viele andere Umstände erschweren unsere Arbeit. Ich möchte nun als nächstes die Schwierigkeiten und ihre Ursachen etwas konkreter darstellen, um damit mein eigentliches Anliegen zu fundieren. Aus Zeitgründen werde ich keine Literatur zitieren. Wenn also viele von Ihnen ihre eigenen, anderenorts geäußerten, Gedanken wiederhören werden, so darf das nicht so aufgefaßt werden, daß ich Sie plagiiere.

Vor allem ist es schwierig, das Ziel des Deutschunterrichts genau zu bestimmen - unabhängig davon, um welche or-

ganisatorische Form des Unterrichts es sich handelt. In den meisten Ländern verlangt man heute einen kommunikativ orientierten Unterricht. Dies ist angesichts der Forderungen des modernen Lebens berechtigt. Aber was gehört denn nun eigentlich zu diesem kommunikativ orientierten Unterricht? Gespräche über Post, Bahnhof und Gaststätte? Zweifellos auch dies, aber n u r dies? Gehören nicht auch die Gewohnheiten, Sitten, sozialen Einrichtungen usw. dazu? Die Frage ist natürlich rhetorisch, aber wenn man die Zahl dieser verbalen und nicht-verbalen Kenntnisse erwägt, so kommt eine solche Unmenge heraus, daß dies in keinen organisatorischen Rahmen des Deutschunterrichts hineingeht.

Es geht jedoch bei der Zielsetzung nicht nur um Konventionen dieser Art, sondern auch darum, wieviel Grammatik vermittelt werden soll. Bei solchen Überlegungen stellt sich heraus, daß die Berücksichtigung von Statistiken bei weitem nicht ausreicht; denn keine Statistik gibt z.B. darüber Auskunft, in welcher Situation man sich eine syntaktische Ellipse erlauben darf und in welcher nicht. Bekanntlich ist für einen großen Teil der mündlichen Kommunikation zwischen Deutschen die sog. Ellipse charakteristisch. Gibt es nun eine Möglichkeit zu formalisieren, in welcher Relation man Warum darf ich denn nicht mitkommen? sagt und in welcher man die kommunikative Stereotypie Warum denn nicht? gebraucht, d.h. in welcher sozialen Relation die Ellipse noch genügend höflich und in welcher der voll ausgeformte Fragesatz nicht affektiert klingt?

Wären die Lanzenbrecher des kommunikativ orientierten Unterrichts konsequent, so müßten sie eigentlich für alle kommunikative Situationen die entsprechenden grammatischen Formen in den Lehrplan einbauen, und dies ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. So sind denn auch die Lehrpläne sehr allgemein gehalten, und selbst die Lehrbücher geben nur über einen Bruchteil von dem Auskunft, was die kommunikative Orientation von ihnen verlangen müßte. Die kommunikative Orientation ist im Prinzip durchaus richtig, nur fehlen ihr

notwendigerweise die konkreten Möglichkeiten einer detaillierten Planung und Verwirklichung. Dies mag der Grund dafür sein, daß man heute schwerlich von einer einheitlichen Konzeption des kommunikationsorientierten Unterrichts sprechen kann. Die Lektüre des Nürnberger Kongreßberichts hat mich erneut davon überzeugt.

Damit ist auch schon die nächste Frage angeschnitten: Welche Methode soll angesichts der Schwierigkeiten der Zielsetzung zur Verwirklichung eines kommunikativ orientierten Unterrichts dienen? Vielfach hört man im Zusammenhang mit dem kommunikativ orientierten Unterricht von der "audio-visuellen Methode". Ich möchte mit aller Entschiedenheit behaupten, daß es eine solche Methode nicht gibt und nicht geben kann, und zwar weder in einem kommunikativ orientierten noch in sonst einem Fremdsprachenunterricht. Es gibt vielmehr die Möglichkeit, im Rahmen einer ausgewogenen Konzeption bestimmte technische Hilfsmittel in gut durchdachtem proportionalem Verhältnis zu anderen Mitteln als ein Verfahren unter anderen zu gebrauchen, so daß sich dadurch die Effektivität des Lehrens und des Lernens erhöht. Diese technischen Hilfsmittel sind jedoch an und für sich nicht imstande, die Methode selbst zu bestimmen, sie können sie nur beeinflussen.

Ich bin hier deshalb so rigoros, weil nicht nur die Macher der öffentlichen Meinung, die ja fast nie eine fachliche Kompetenz haben, den Leuten einreden wollen, hier stecke das Alpha und Omega des Fremdsprachenunterrichts (und übrigens nicht nur des Fremdsprachenunterrichts!) und damit seit langem breite Massen manipulieren, sondern weil selbst Fachleute dieser Manipulation unterliegen und vergessen, daß ein Unterricht ohne Technik, aber mit einer gut fundierten Konzeption, mit gutem Lehrstoff und vor allem mit guten Lehrern besser ist als ein Unterricht mit Technik, aber mit einer ungenügenden Konzeption und ohne sehr gut aufbereitetes Lehrmaterial. Man täte also gut daran, nicht allzu große Hoffnungen auf die technischen Hilfsmittel zu setzen. Ich habe nichts gegen diese

Mittel, ganz im Gegenteil: Ich war wohl der erste in Ungarn, der in den 50er Jahren ein Tonbandgerät in die Stunde mitnahm, um mit seiner Hilfe die Intonation zu üben, und der auch darüber in der Fachliteratur berichtete, ich bin jedoch gegen die Fetischisierung der Technik.

Der Deutschunterricht in fremdsprachiger Umgebung braucht die technischen Hilfsmittel, aber nicht nur sie und auch nicht in erster Linie sie. Was er braucht, ist eine Methode, die dem Ziel des Unterrichts gerecht wird, und innerhalb dieser Methode verschiedene Verfahren, mit denen der Lehrer "deutsche Situationen" schafft, solche Situationen, die die fehlende deutschsprachige Umgebung und die fehlenden Deutsch-Muttersprachler zumindest teilweise ersetzen. Diese Situationen, zu deren Herstellung u n t e r a n d e r e m auch der Gebrauch technischer Hilfsmittel beiträgt, haben eine große motivierende Kraft, eine größere Kraft als das, was wir häufig tun, nämlich das Moralisieren über den Nutzen des Lernens der deutschen Sprache. Insofern der kommunikativ orientierte Unterricht diese Position bezieht, darf er hoffen, erfolgreich zu sein, erfolgreich zumindest innerhalb nicht sehr weit gezogener Grenzen.

Schließlich möchte ich in diesem Zusammenhang noch betonen, daß Deutsch als Fremdsprache in der Welt zum größten Teil in fremdsprachiger Umgebung gelehrt wird. Darin besteht die Wichtigkeit dieser Tagung für unsere alltägliche Arbeit, und ich darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß unsere deutschen Kollegen dafür Verständnis haben.

3. Der kommunikationsorientierte Unterricht und das Lehren von Normen

Im Bewußtsein dieser Wichtigkeit komme ich nun zum Hauptteil meiner Ausführungen und postuliere zunächst folgendes: Der Unterricht - auch der kommunikativ orientierte Unterricht - einer Fremdsprache ist das Lehren von Normen. Ohne auf die spezifisch linguistische Problematik des Verhältnisses von System, Norm und Sprachgebrauch einzugehen, werde ich die

Norm vom Gesichtspunkt des Deutschunterrichts als Fremdsprache aus betrachten, und zwar in bezug auf die Planung des Unterrichts und nicht auf die Bewertung der Schülerleistungen.

Jedem Fremdsprachenunterricht liegen idealisierte Normen zugrunde, da in einer präskriptiven Grammatik für Fremdsprachige die Zahl der zugelassenen sprachlichen Formen stärker begrenzt ist als in einer deskriptiven Grammatik, ja selbst als in einer präskriptiven Grammatik für Muttersprachler. Die Idealisierung hat prinzipiell eine Doppelnatur.

Erstens handelt es sich um innersprachliche Konventionen. Zu diesen rechne ich z.B. die grammatische Kongruenz zwischen dem Subjekt des Satzes und dem finiten Verb, aber auch die semantischen Kongruenzen, also etwa daß man im Deutschen von einem Menschen sagt, er sei gestorben, und von einem Tier, es sei krepirt, und nicht umgekehrt. Daß es sich bei solchen "Regeln" um idealisierte Normen handelt, davon zeugt, z.B. die häufig zu beobachtende Gepflogenheit, bei Substantiven wie etwa Menge den Plural zu gebrauchen. Man kann also durchaus sagen Eine Menge von Gedanken beschäftigten mich zu jener Zeit. Oder aber die Verbindung von Mensch und krepieren hat eine ganz bestimmte Konnotation; und z.B. das Mitglied eines Tierschutzvereins wird von seinem Hund sicher sagen, er sei gestorben. (Ich bin mir dessen bewußt, daß ich mit dieser Behauptung das linguistische Problem des Stellenwertes der Konnotation vereinfache; ich kann hier aber die Frage nicht differenziert behandeln.)

Zweitens handelt es sich um die Situationsadäquatheit der Äußerung. Ein Beispiel dafür sei die Gegenüberstellung von gesprochener und geschriebener Sprache bei Ausklammerungen: Okkasionelle Ausklammerungen sind in der gesprochenen Sprache häufiger als in der geschriebenen. Dennoch wird - besonders bei Anfängern - strikt auf die Einhaltung der "Regeln" des Satzrahmens auch in Sprechsituationen geachtet, und darin besteht die Idealisierung der Norm.

Ich beeile mich, darauf aufmerksam zu machen, daß der soziale Charakter der Sprache es häufig nicht ermöglicht, die

beiden Arten der Idealisierung methodologisch sauberlich voneinander zu trennen. Wer also bei den erwähnten und den folgenden Beispielen die Natur der Idealisierung anders auslegt, als ich es tue, der kann dafür triftige Gründe haben. Dennoch halte ich es aus hier nicht weiter auszuführenden Gründen für möglich und nützlich, eine solche Zweiteilung vorzunehmen.

Die Ursache der Idealisierung der Norm ist leicht zu erklären. Die Sprache ist bekanntlich kein in mathematischem Sinne zu verstehendes konsistentes System, sondern ein in der Gesellschaft lebendes, sich mit der Gesellschaft wandelndes, d.h. ein offenes, der Gesellschaft dienendes und von der Gesellschaft mehr oder weniger fest zusammengehaltenes Gebilde. In diesem Sinne bildet die Synchronie einer Sprache ein statisch-dynamisches System. Auf den einzelnen Ebenen der Sprache gestaltet sich das Verhältnis von Statik und Dynamik der Synchronie recht unterschiedlich. Unterschiedlich sind auch die sprachliche Kreativität der einzelnen Sprachteilhaber und der Einfluß der Kreativität auf die Norm und auf den Sprachwandel.

Diese Umstände erschweren eine durchgehende Formalisierung der Sprache ungemein, so daß im Prinzip jede Normkodifizierung ab ovo eine Normidealisation impliziert. Bezieht sich dies auf wissenschaftliche Beschreibungen, so muß es umso größere Gültigkeit für die didaktische Aufbereitung sprachlichen Stoffes im Fremdsprachenunterricht haben; wir unterrichten ja immer nur ausgewählte Teile der Sprache.

Mit dem letzten Satz bin ich bei den Konsequenzen der Normidealisation angelangt. Der Adressat des Unterrichts verlangt die Adressatenbezogenheit der Normidealisation. Wir sind also gezwungen, idealisierte Normen zu unterrichten. Wie groß der Idealisierungsgrad ist, das hängt vom Ziel und von den Möglichkeiten des Unterrichts ab. Je mehr Zeit wir in einem bestimmten organisatorischen Rahmen des Deutschunterrichts haben, desto weniger idealisiert

sind die Normen, desto differenzierter können wir sie lehren, desto mehr können wir die innersprachlichen Konventionen und die Situationsadäquatheit der Äußerungen berücksichtigen.

Damit ist mein Postulat "Der Unterricht einer Fremdsprache ist das Lehren von Normen" expliziter geworden. Eine weitere Explikation habe ich 1980 in einem Vortrag vorgenommen, der in der Zeitschrift Zielsprache Deutsch² unter dem Titel "Normensicherheit - Normentoleranz" erschienen ist. Da es nun keinen Sinn hat, das dort Nachzulesende zu wiederholen, mache ich an dieser Stelle nur auf jene Ausführungen aufmerksam und nähere mich jetzt der Problematik von einer anderen Seite her, und zwar unter Berücksichtigung dessen, was die Fürsprecher des kommunikativ orientierten Unterrichts in fremdsprachiger Umgebung verlangen und worin ich seine Verbesserung zu sehen glaube. Rekapitulieren wir dazu kurz einiges, was für die Beweisführung wesentlich ist!

Grob formuliert lautet das Ziel des kommunikativ orientierten Fremdsprachenunterrichts etwa folgendermaßen: Der Schüler soll in die Lage versetzt werden, die im Alltagsleben am häufigsten vorkommenden Informationen in den am häufigsten vorkommenden Situationen zu verstehen und zu vermitteln. Die in diesem Unterricht gelehrtten Normen müssen stark situationsbedingt sein, sie müssen utilitaristische Züge aufweisen; denn was die Informationsvermittlung des Alltags übersteigt, gehört nicht mehr in diesen Unterricht. Gefördert wird diese Auffassung von vielen unterrichtspolitischen Überlegungen, so z.B. davon, daß der Fremdsprachenunterricht in der Schule nicht auf Kosten anderer Fächer gehen darf und seine Stundenzahl deshalb sehr limitiert ist, daß das Bildungsprestige in unserer Zeit stärker von der fremdsprachigen Kommunikationsfähigkeit als von der literarischen Belesenheit geprägt ist u.v.a.m.

Der neue Aufschwung des Landeskunde-Unterrichts zeugt zwar davon, daß einige Mißstände des so entstandenen Praktizismus erkannt werden, aber die Desiderate werden auch durch

ihn nicht völlig beseitigt, zumal manche unter Landeskunde nicht erstrangig das Mittel zum Erreichen einer größeren kommunikativen Kompetenz, sondern ein selbständiges und ein nicht historisch aufgebautes Fach verstehen. M.a.W.: Die Operationalisierung des landeskundlichen Wissens für die Kommunikation wird nicht immer genügend ermöglicht. So gut man auch die Intentionen des kommunikativ orientierten Unterrichts verstehen kann, das allem zugrundeliegende Dilemma "kultiviert gebrauchtes Deutsch oder Zustandekommen der Kommunikation um jeden Preis" wird durch diese Auffassung nicht gelöst.

Kommunikation ist ein Handeln, eine Tätigkeit. Wie jede menschliche Tätigkeit muß auch die verbale und innerhalb dieser die fremdsprachliche Tätigkeit eine Kultur haben, sie muß kultiviert sein. Diese Forderung bezieht sich auf das Lehren von Normen, auf die Normerwartungen, und für das Lehren von Normen braucht man eine angemessene Unterrichtspolitik, eine angemessene Methode, man braucht die Anerkennung dessen, daß Kommunikation mehr ist als ein Zusammenwürfeln von verbalen Informationsträgern. Obwohl ich dies für selbstverständlich halte, sehe ich mich gezwungen, es hier wiederholt zu betonen, weil die Wörter Kultur und Kultiviertheit heutzutage nicht hoch im Kurs stehen, nicht zuletzt deshalb, weil in Fachkreisen die Meinung verbreitet ist, man dürfe nur mit wohldefinierten Termini operieren, und was nicht wohldefiniert ist, wie z.B. die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs, das existiere auch nicht.

Ich behaupte nicht, daß das Lehren von Normen in einem kommunikativ orientierten Deutschunterricht einfacher ist als in einem solchen Unterricht, der es sich zum Ziel setzt, zusammen mit der Sprache auch Bildung zu vermitteln. Ich erinnere nur daran, was ich schon erwähnte: Es ist unmöglich, in fremdsprachiger Umgebung für auch nur annähernd alle kommunikativen Situationen die angemessenen verbalen Äußerungen bereitzustellen. Es wäre vermessen zu behaupten, die Normen der Sprache Thomas Manns seien leichter beizubringen als

die eines Kellners, und davon kann auch nicht die Rede sein. Aber auch um einen "goldenen Mittelweg" geht es nicht; denn hinter dem Suchen nach der goldenen Mitte steckt oft ein prinzipienloser und opportunistischer Kompromiß.

4. Exemplarisches

Den Angelpunkt der ganzen Sache bildet m.E. folgende Frage bzw. ihre Beantwortung: Wie ist es möglich, unter den Bedingungen der fremdsprachigen Umgebung, unter Berücksichtigung der Möglichkeiten und Grenzen des Deutschunterrichts in einem gegebenen organisatorischen Rahmen und nicht zuletzt unter Berücksichtigung der konkreten Relation der Muttersprache und der deutschen Sprache, d.h. mit der Anwendung des konfrontativen Prinzips, die deutschen Normen so zu idealisieren, daß man sie effektiv lehren kann und daß ihre Befolgung nicht nur kommunikativ wirksam ist, sondern daß der Lernende auch eine bestimmte Kultiviertheit des Sprachgebrauchs aufweist? Auf diese Frage gibt es - wie überhaupt in pädagogischen Problemen - keine pauschale Antwort, sondern jeder Zusammensteller eines Lehrplans, jeder Lehrbuchautor und jeder Lehrer muß von Fall zu Fall entscheiden, wie er den Anforderungen gerecht werden kann. So und nur so sind meine weiteren Vorschläge zu interpretieren.

Die Vorschläge beziehen sich auf unterschiedliche sprachliche Elemente und Strukturen, damit die Kompliziertheit der Aufgaben nicht unterschätzt wird. Da eine sprachlich-linguistische Darstellung bei dieser Problematik nicht unabhängig von methodischen und unterrichtspolitischen Gesichtspunkten sein kann, erhebt sie keinen Anspruch auf Homogenität im Sinne einer theoretischen Konsistenz, wohl aber auf eine Kohärenz im Sinne der didaktischen Zielstrebigkeit und Effektivität. Dies wird durch die Aufdeckung komplizierter Zusammenhänge möglich. Die Normen, die ich herausgreife, sind für jeden Deutschunterricht in fremdsprachiger Umgebung repräsentativ. Ein wichtiger Kohärenzfaktor der Normenvorstellungen ist die Notwendigkeit der Aufbereitung solcher Lehrmateria-

lien - natürlich auch im kommunikativ orientierten Unterricht -, die jeweils in ihrem spezifischen Rahmen sowohl die innersprachlichen als auch die situativ bedingten Normen dem Lehrer und dem Lernenden konsequent zur Verfügung stellen. Ohne die Befolgung dieses Prinzips bleibt die schönste Normenkonzeption in der Luft schweben.

4.1. Bei der Aussprache sei von der Intonation die Rede. Die Intonationsnormen werden in der letzten Zeit zwar mehr gelehrt als früher, aber sie kommen im Unterricht immer noch nicht genügend zur Geltung. Dies ist verständlich: Die situative und individuelle Bedingtheit der Intonationskurven, ihr Parole-Charakter, führt zu einer so großen Vielfalt, daß eine Formalisierung und eine dadurch ermöglichte Bewußtmachung selbst auf der Progressivstufe kein leichtes Unternehmen sind. Gleichzeitig wissen wir aber, daß eine von der Muttersprache übermäßig beeinflusste Intonation unserer Schüler Verständnisschwierigkeiten auslösen kann, selbst dann, wenn die Äußerung grammatisch und lexikalisch einwandfrei ist; und umgekehrt, daß die normative, jedoch unseren Schülern ungewohnte Intonation des Deutsch-Muttersprachlers bei Nicht-Deutschen Kommunikationsstörungen hervorruft. Eine schlechte Intonation beeinträchtigt die Kultur des Sprachgebrauchs. Um hier Abhilfe zu schaffen, sollte man programmatisch zwei Forderungen aufstellen:

Erstens muß von der ersten Stunde an der Intonation viel Aufmerksamkeit geschenkt werden; denn die Vernachlässigung von Übungen auf der Anfängerstufe rächt sich bei schwer bewußt zu machenden Erscheinungen später um das Vielfache, besonders wenn es die erste Fremdsprache ist. Zweitens kann man im Deutschen im Sinne der erwähnten Normidealisation die Intonation auf zwei rational bedingte Grundtypen reduzieren: auf die terminale und auf die progrediente. Dies bezieht sich besonders auf die interlingualen Relationen, in denen die Muttersprache bei vielen rhetorischen Syntagmen keine terminale Intonation kennt bzw. die Amplitude die Folge eines relativ abrupteren Tonhöhenverlaufs ist, wie z.B. im Franzö-

sischen. Auf diese Weise kann es gelingen, die kommunikative Orientation mit der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs in Einklang zu bringen. Ich unterschätze damit nicht die Relevanz der emotional bedingten Intonationskurven, ich fürchte nur, daß wir in dieser Beziehung stark auf die Imitationsfähigkeit und Imitationswilligkeit der Schüler angewiesen sind, und dies ist eben das, wofür wir in fremdsprachiger Umgebung wenig Möglichkeit haben.

4.2. Selbst auf die Gefahr hin, daß ich Sie mit der Erörterung der nächsten Normfrage zum Gähnen oder zu einem nachsichtigen Lächeln veranlasse, möchte ich doch den Artikel des Substantivs zur Sprache bringen. Ich verschone Sie jedenfalls mit der Darstellung der allzu gut bekannten methodischen Schwierigkeiten oder mit den gängigen Späßen über die "logische" Inkonsequenz der deutschen Genera. Ich will vielmehr auf etwas hinweisen, was angesichts der heutigen Anforderungen an den Deutschunterricht seitens kulturpolitischer Instanzen in weltweitem Umfang langsam gefährliche Maße annimmt. In und aus verschiedenen Ländern habe ich die mehr oder weniger offen geäußerte Meinung gehört, daß die Genera des Deutschen sowieso unerlernbar seien, daß man sich aber auch mit einem falschen Artikelgebrauch verständlich machen könne, daß also infolgedessen der kommunikationsorientierte Deutschunterricht nicht viel Energie für das Beibringen des Artikels verschwenden solle. Ich füge schnell hinzu, daß ich so etwas von Deutschlehrern und anderen Leuten, die etwas auf die Kultur des Sprachgebrauchs geben, nicht gehört habe. Ich habe aber nichts dagegen, wenn Sie meine Mahnung als Kassandra-ruf auffassen: Die Geschichte des Fremdsprachenunterrichts kennt mehrere Fälle, als nicht kompetente, jedoch maßgebliche Persönlichkeiten unsere Sache vorübergehend in eine Sackgasse führten.

Die erwähnte Behauptung und die daraus gezogene Schlußfolgerung entbehren nämlich nicht einer gewissen Wahrheit, die recht verführerisch ist: Da Kommunikationsstörungen infolge falschen Artikelgebrauchs tatsächlich selten auftreten

und die Aneignung des richtigen Artikelgebrauchs tatsächlich mit viel Fleiß und Konsequenz verbunden ist, kommt man leicht in Versuchung, den Weg des geringeren Widerstandes zu gehen. Die Versuchung ist in fremdsprachiger Umgebung größer als auf deutschem Sprachgebiet, weil der Schüler nur im Rahmen des Lernprozesses mit dem Artikelgebrauch konfrontiert wird. Es gehört jedoch zur Kultur des deutschen Sprachgebrauchs, selbst dann auf normgerechten Formen zu bestehen, wenn die Kommunikation nicht unter Normverstößen leidet. Auf diese Kultur darf man nicht verzichten, selbst wenn - wie gesagt - ihre Definition schwierig ist.

Es mag seltsam sein, daß jemand auf einem Kongreß von Deutschlehrern solche Selbstverständlichkeiten verzapft. Ich muß sagen, daß ich glücklich wäre, wenn sich meine Normforderung im Laufe der Zeit als Trivialität erweisen sollte. Ich habe jedoch den Verdacht, daß die Forderung, die manchem vorläufig als überflüssig erscheint, an Aktualität gewinnt, wenn sich extreme Ansichten der einseitigen-kommunikativen Orientierung des Deutschunterrichts verbreiten.

Als weitere Warnung möge noch ein Erlebnis dienen, das ich mit Deutsch lernenden Erwachsenen hatte. Die sehr intelligenten und auch andere Sprachen sprechenden Leute erklärten *expressis verbis*, daß sie es für eine Grille der Deutschlehrer hielten, so viel den Artikel zu üben, jeder verstünde sie unabhängig davon, ob sie der, die oder das Buch sagen. Auch dies ist ein Argument dafür, ein wie zweischneidiges Schwert der Begriff "kommunikationsorientiert" sein kann.

4.3. Ein weiteres Normenproblem knüpft sich unmittelbar an die Frage an, ob es Unterschiede zwischen dem Lernen der Erst- und dem der Zweitsprache und damit der sozial sanktionierten Normen gibt, bzw. wenn es Unterschiede gibt, worin diese bestehen. M.E. gibt es hier sowohl Identitäten als auch Unterschiede, deren Verhältnis ich anders formuliere, als es die kontroversen und nicht selten einseitigen Ansichten in der einschlägigen Literatur tun, und zwar folgendermaßen: Das Verhältnis hängt ab erstens von der Beschaffenheit der sprach-

lichen Erscheinung, zweitens von der typologischen Relation zwischen Ausgangs- und Zielsprache, drittens vom Alter der Lernenden und viertens von der Unterrichtsmethode. Das bedeutet, daß es zwischen dem Lernen von Normen der Erst- und der Zweitsprache notwendigerweise prinzipielle und deshalb große Unterschiede gibt. Die Unterschiede lassen sich gut u.a. bei dem Lernen der Wortbildungsnormen beobachten.

Bekanntlich besitzt die deutsche Sprache produktive Subsysteme der Wortbildung, deren Paradigmen jedoch große Lücken aufweisen. Auch gibt es viele Wortbildungen, die miteinander konkurrieren, ganz bis zur Synonymie hin. Das deutsche Kind ist schon früh in diesem System der Subsysteme bewandert, und die ständige deutsche Umgebung filtert ihm daraus die gängigen Normen heraus, allerdings mit der Möglichkeit, daß die systemhafte sprachliche Kreativität in bestimmten Situationen "akzeptable" Neubildungen gestattet.

Nicht so der Ausländer, der bereits eine automatisierte Muttersprache hat, deren Wortbildungsmöglichkeiten sich von denen der deutschen Sprache unterscheiden, und der sich das deutsche Wortbildungssystem von den Möglichkeiten über die Lücken hinweg erst aneignen muß, bis er in der Lage ist, kreativ mit der Bildung umzugehen. Bekanntlich ist diese letzte Stufe sehr schwer zu erreichen.

Aber auch hier würde ich eine Distinktion machen: Der Ausländer, der auf deutschem Sprachgebiet Deutsch lernt, befindet sich beim Lernen der Wortbildung in einer günstigeren Lage als der Ausländer im Ausland, da er auch außerhalb des Unterrichts i.a. normative Bildungen hört, und nicht-normative Bildungen stets mit einer konkreten Situation verbunden sind. Dagegen sind z.B. die Deutschlernenden in Ungarn gezwungen, gebildete Wörter genauso zu erlernen wie Simplizia bzw. Idioteme. Genauer: Je weniger durchsichtig eine Bildung ist, je weniger von den unmittelbaren Konstituenten her motiviert ihr Ganzes ist, je weniger sie sich semantisch-morphologisch in ein Paradigma einfügen läßt, desto weniger Möglichkeiten besitzen wir, gebildete Wörter systemhaft-paradigmatish zu leh-

ren. Und umgekehrt: Je durchsichtiger eine Bildung ist - und dies bezieht sich vor allem auf die determinativen Komposita -, desto leichter ist es, die Norm unmittelbar aus dem System abzuleiten. Von diesen letzteren Möglichkeiten machen die Lehrbücher - von einigen erfolgreichen Ausnahmen abgesehen - bisher wenig Gebrauch. Das ist übrigens auch deshalb verständlich, weil die Grenze zwischen der Durchsichtigkeit und der synchronisch unmotivierten Idiomatizität verschwommen ist.

Ich sage, es ist verständlich, meine damit aber nicht, es sei entschuldbar. Eben ein kommunikationsorientierter Unterricht hat die Aufgabe, den Schüler in die Lage zu versetzen, mithilfe häufiger Kompositionsmuster und produktiver sowie relativ monofunktionaler Affixe normative Wörter zu bilden und - was noch wichtiger ist - nicht gelernte Bildungen zu verstehen. Sicher gehört das Lernen solcher Normen zu den größten Schwierigkeiten des Deutschunterrichts. Man braucht nur solche Paare zu vergleichen wie z.B. das Umgehen und die Umgebung, dagegen die Möglichkeit der Form das Gehen und die Unmöglichkeit der systemhaften aber nicht normativen Form die Gehung, um einzusehen, daß der Lehrer keine großen Sprünge machen kann. Ich möchte deshalb nur eine einzige prinzipielle Bemerkung zu dem Problem machen.

Wir wissen, daß der Erfolg des Lernens einer Fremdsprache in hohem Maße davon abhängt, mit welcher Bewußtheit und mit welcher Kultur man seine Muttersprache spricht. Ganz besonders bezieht sich das auf das Lernen der Wortbildung auf der Progressivstufe. Gelingt es, im Rahmen des Deutschunterrichts die Spezifika der Wortbildung der Muttersprache mit denen des Deutschen zielbewußt und praxisorientiert zu konfrontieren, so z.B. dem Schüler die Ähnlichkeiten und Unterschiede der Wortbildung zwischen den beiden Sprachen bewußt zu machen, psychologisch ausgedrückt: Sieht der Schüler in der Wortbildung des Deutschen kein Wunder mehr, sondern sieht er ein, daß seine Muttersprache über ganz ähnliche "Wunder" verfügt, so hat man auch schon einen wichtigen Schritt auf dem Wege zur Bewältigung des Problems getan. Leider scheint ein sol-

ches Verfahren im kommunikationsorientierten Unterricht bisher schwer unterzubringen zu sein, weil es zeitaufwendig ist. Der große Zeitaufwand kann auch nicht in Abrede gestellt werden; ohne viel Zeit wird ein einigermaßen normgerechter und kultivierter Sprachgebrauch aber auch wohl nicht erreichbar sein, genauso wenig erreichbar wie die Herausbildung der Fähigkeit, daß der Schüler späterhin seine sprachlichen Fertigkeiten selbständig vervollständige.

4.4. Die folgenden Beispiele bedürfen einer Einleitung. Viele Lehrbuchautoren sind in den letzten Jahren dazu angehalten worden, so viel wie möglich Dialoge in die Bücher einzubauen. Dies ist zweifellos eine richtige Forderung des kommunikativ orientierten Unterrichts, da ein großer Teil der Kommunikation in Dialogen vor sich geht und Dialoge sich mit der Forderung einer schnellen verbalen Reaktion gut zu einer zügigen Unterhaltung in den Stunden eignen, m.a.W. eine gewisse Motivation bieten. Infolgedessen halte ich Dialoge - besonders in Lehrbüchern für Deutschlernende in fremdsprachiger Umgebung - für nützlich und notwendig:

Dennoch hat die Sache sozusagen einen Haken, einen solchen Haken, den wir alle gut kennen, an dem wir jedoch - um auch weiter bei der Metapher zu bleiben - hängenbleiben: Nicht nur bei Anfängern sondern auch bei Fortgeschrittenen macht man nämlich oft die Erfahrung, daß die Schüler geradezu darunter leiden, ihre Gedanken und Gefühle in der deutschen Sprache nicht ihrer Intention entsprechend ausdrücken zu können. Vielleicht macht es am Anfang noch Spaß, auf die Frage Ist das die Katze? die Antwort Nein, das ist nicht die Katze, das ist der Lehrer zu geben, aber recht bald verlieren solche Späße ihren Reiz. Besonders Schüler im Alter der Pubertät und Erwachsene sowie Lernende mit überdurchschnittlichem Gefühlsleben bzw. überdurchschnittlicher Intelligenz empfinden es als eine Qual, immer wieder stereotype Sätze für stereotype oder ausgeklügelte Situationen bilden zu müssen. Dem einen oder anderen Schüler mag unbewußt sogar das Fehlen der Kultur seines deutschen Sprachgebrauchs ein unan-

genehmes Gefühl verursachen. Der Haken, an dem wir hängenbleiben, ist also der, daß wir die Diskrepanz zwischen dem geistigen Bedürfnis des Lernenden und seiner Ausdrucksfähigkeit nicht ausschließlich mit Dialogen beseitigen können. Wir schaffen uns selbst Konfliktsituationen, die zu einer Abnahme der Motivation führen.

Gute Lehrbücher versuchen dem mit Anekdoten und Auszügen aus der Belletristik abzuhelfen - mit unterschiedlichem Erfolg. Der Erfolg ist deshalb nicht immer der gewünschte, weil die Normen, die ein Lernender braucht, um spontan z.B. über ein ihn bewegendes Erlebnis zu berichten, auch in diesen Texten nicht so dargeboten werden und nicht dargeboten werden können, wie er sie braucht. Ohne auch nur im geringsten eine Vollständigkeit anzustreben, zähle ich einige solche Normen auf. Dabei berücksichtige ich wiederum vor allem die fremdsprachige Umgebung, nicht aber die Unterschiede zwischen den einzelnen Stufen des Deutschunterrichts. Die Zahl und die Beschaffenheit der Normen verändern sich parallel mit dem Zeitaufwand des Lernens.

4.4.1. Als ertes kommen die Verben in Betracht. Daß die performativen Verben differenziert unterrichtet werden müssen, also etwa nicht immer das Verb sagen gebraucht werden soll, ist ein Gemeinplatz der Fremdsprachenmethodik. Erfolge sind dennoch nicht viel zu verzeichnen, was einerseits auf die oft ungenügende Kultur des Muttersprachengebrauchs, andererseits darauf zurückzuführen ist, daß Erzähltexte für das Üben der performativen Verben nicht ausreichend genutzt werden.

Gleichfalls aktuell erscheint mir die nicht von allen Kollegen anerkannte Forderung, daß das deutsche Erzähltempus schlechthin das Präteritum imperfectum und nicht das Präsens perfectum ist und - was ich für noch wichtiger halte - daß man beim Erzählen die beiden Tempora nicht ohne Anlaß wechseln darf. Bei einem Deutschen fällt das nicht motivierte Wechseln nicht auf, bei einem Ausländer jedoch umso mehr. Schülern vieler Muttersprachen bereitet die Distinktion

übrigens keine großen Schwierigkeiten, weil die Gefahr der Interferenz z.B. vom Englischen, Russischen, Französischen, Ungarischen her geringer ist, als viele annehmen. Wenn der Schüler die Norm nicht kennt und sie nicht befolgt, so ist dies also sicher oft der Inkonsequenz des Lehrers zuzuschreiben, dessen Kontakte mit Deutschen aus den verschiedenen Teilen des deutschen Sprachgebiets seine Tempuswahl verunsichern. Ich leugne damit nicht, daß es zahlreiche Situationen gibt, in denen die Tempuswahl schwankt, ich bin jedoch gegen ein schlaumpiges Durcheinanderbringen der Tempora in allen Situationen.

Was den Tempusgebrauch im Konjunktiv anbelangt, so ist hier der alternative Gebrauch - besonders auf dem Niveau Deutsch als Fremdsprache - relativ begrenzt. Es ist notwendig, dies zu betonen, weil viele Kollegen beim Hören des Wortes "Konjunktiv" zusammenzucken und behaupten, der Gebrauch dieses Modus sei unverständlich. Sicher gibt es gewisse Schwierigkeiten, aber so groß sind sie nicht, wie einige glauben, und vor allem der Tempusgebrauch im Konjunktiv sollte uns keinen Schrecken einjagen. Die Inkonsequenzen, die hier von der Unsicherheit verursacht werden, stehen in keinem schlechten Verhältnis zu anderen, die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs beeinträchtigenden Fehlern, so z.B. zu den Inkompabilitäten von Lexemen.

4.4.2. Zweitens hebe ich die Differenziertheit der semantischen Abtönung von Adjektiven hervor. Berichtet der Schüler z.B. von seinen Sommererlebnissen, so gebraucht er häufig nur zwei Adjektive: gut und schlecht, eventuell auch noch schön. Auch diese Undifferenziertheit der Bewertungen geht oft auf die ungenügende Kultur des Muttersprachengebrauchs zurück, aber nicht nur darauf, und vielleicht ist eben der Deutschunterricht dazu geeignet, die Kultur des Sprachgebrauchs überhaupt mithilfe eines Erzähltrainings auf ein höheres Niveau zu haben. Wird der Schüler dazu angehalten, jeweils das passendste Adjektiv aus seinem Wortschatz zu gebrauchen, so erreichen wir damit zwei Ziele zugleich. Einerseits gewöhnt der

Schüler sich sukzessive an die Kompatibilitätsregeln und an die Situationsadäquatheit der Lexik, was einen wichtigen Teil der Normen ausmacht, und andererseits hat er selbst Freude daran, seine Gedanken adäquat zum Ausdruck zu bringen, und dies wiederum erhöht die Motivation.

Exkurs: Eigentlich könnte ich an vielen Stellen meiner Ausführungen folgende Bemerkung machen, aber hier erscheint sie vielleicht am aktuellsten. Ich bilde mir nicht ein, daß jeder Deutschlernende die gleiche Freude empfindet, wenn er nicht nur schlechtes, sondern auch trübes, regnerisches, nasses usw. Wetter sagen kann, und daß jeder dadurch auf die gleiche Weise motiviert wird; wir haben es ja nie mit einer homogenen Lerngemeinschaft zu tun. Außerdem empfindet der Schüler den Verstoß gegen eine Kompatibilitätsregel, also etwa ^Wgestörtes Wetter, nicht immer als Mißerfolg. Meine Vorschläge dürfen also nur in bezug auf überdurchschnittliche Schüler optimistisch aufgefaßt werden.

4.4.3. Drittens erwähne ich den Satzbau, der in diesem Zusammenhang deshalb von besonderer Wichtigkeit ist, weil Lernende die Sprechangst bekommen, wenn sie über etwas berichten sollen: Die Vielfalt der Gliedfolgeregeln blockiert ihre Ausdrucksfähigkeit nämlich oft schon, bevor sie den ersten Satz begonnen haben. Bei Dialogen ist dies anders, weil die Fragen mehr oder weniger stereotyp aufgebaut sind und die Gliedfolge der Antworten sich oft mit einem recht primitiven Mechanismus aus der der Fragen erschließen läßt, gar nicht zu reden davon, daß das lexikalische Material vorgegeben ist, diese Schwierigkeit also z.T. entfällt und dadurch der Syntax mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden kann.

Man darf sich natürlich keine Luftschlösser bauen: Den Schüler dazu zu befähigen, für jegliche Intention eine angemessene syntaktische Form zu finden, ist selbst bei Fortgeschrittenen kaum möglich, auch dann nicht, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Gliedfolgeregeln im Deutschen kleiner ist als in manchen anderen Sprachen. Auch so ist sie immer noch sehr groß, bedeutend größer, als sie in präskriptiven und

auch in den meisten deskriptiven Grammatiken kodifiziert ist. Man muß schon eine begrenzte Zahl von Satztypen auswählen, um den Schüler nicht zu überfordern. Hauptsächlich geht es hier um das syntaktisch-hierarchische Prinzip, d.h. um die drei Grundformen des deutschen Satzes, also um die Zweit-, Erst- und Letztstellung des finiten Verbs. Bis zu welchem Grade man bei emotional geladenen Äußerungen Abweichungen zuläßt, d.h. das kommunikativ-pragmatische Prinzip berücksichtigt, hängt von der Höhe der Lernstufe ab. Eine solche Form wie etwa Kannst du ja auch selber machen!, die in einer flotten Erzählung und nicht nur in Dialogen denkbar ist, würde ich erst auf der Progressivstufe lehren. Auch von der Letztstellung des finiten Verbs im abhängigen Satz würde ich ungern absehen, weil Abweichungen davon sich aus dem Mund eines Deutschen anders anhören als aus dem eines Ausländers, übrigens auch aus dem Mund eines ausländischen Deutschlehrers. Was Jupiter darf, ...

Natürlich ist die Reduktion der Gliedfolgeregeln auf die drei Schemata kein Wunderverfahren; denn erstens ist es überhaupt nicht leicht, die drei Regeln stets zu befolgen, zweitens weicht die strikte Befolgung der Regeln vom Sprachgebrauch der Deutschen ab, und drittens ist es - besonders bei unter Sprechanst Leidenden - psychologisch und methodisch nicht immer zweckmäßig, eine Erzählung durch Verbesserungen zu unterbrechen. (Letzteres bezieht sich bekanntlich auf Verstöße gegen fast alle Normen.) Warum ich die Frage hier dennoch zur Sprache bringe, hat seinen Grund darin, daß meinen Erfahrungen nach den Gliedfolgenormen in der letzten Zeit wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird und die Fähigkeit des Lernenden, über etwas zusammenhängend und mit einer minimalen Kultur zu sprechen, darunter zu leiden hat. Ich halte es sogar nicht für ausgeschlossen, daß die Intensivierung der Kontakte zwischen Deutschen und nicht-deutschen Deutschlehrern zu einer Lockerung der Normforderung in der Schule beigetragen hat.

4.4.4. Für die Steigerung der Motivation und die Über-

windung der Sprechangst kann man schon früh solche Normen einführen, die in Lehrbüchern relativ selten zu finden sind. Dazu gehören u.a. die Interjektionen, die Modalpartikeln und die Parenthesen, die eine Erzählung lebendig machen und dem Erzähler Freude bereiten können.

Die Interjektionen bilden nicht nur den Gegenstand moderner linguistischer Forschungen, sondern auch eine interessante Schwierigkeit im Lernprozeß, weil die muttersprachlichen Entsprechungen stark mit bestimmten Emotionen verbunden sind. So fällt es z.B. einem Ungarn schwer, bei der Wiedergabe eines Schrecks oder eines Schmerzes nicht jai! sondern spontan au! oder aua! zu sagen. Die von einem plötzlich und unerwartet erfolgten Reiz ausgelöste Reaktion und deren sprachliche Manifestation bilden eine schwer auflösbare Einheit. Die sprachliche Form ist nur phonologisch, aber nicht syntaktisch und lexikalisch strukturiert. Obwohl weder die Länge noch die Struktur der Interjektion dies begründen, ist es also schwer, den Gebrauch der Interjektionen zu erlernen. (Beim Fluchen haben wir eine ähnliche Erscheinung.) Nun kommen zwar in Erzählungen relativ wenige Interjektionen vor, die paar vorkommenden gestalten die Erzählung jedoch sehr expressiv. Darum lohnt sich die investierte Energie, gar nicht zu reden davon, daß Interjektionen in Dialogen mindestens so wichtig sind.

Das Gleiche bezieht sich in gewissem Maße auch auf die Modalpartikeln, häufig auch Abtönungspartikeln genannt. Eine Erzählung und auch ein Dialog, die solche Elemente enthalten, lassen die Rede erst richtig lebendig werden. Zwei solche Partikeln erwähne ich hier kurz und mache gleichzeitig auf Schwierigkeiten ihres Gebrauchs aufmerksam.

Der Satz Und dann sagte er endlich doch noch, was er wollte klingt zweifellos lebendiger als der Satz Und dann sagte er endlich noch, was er wollte - natürlich nur in dem Fall, wenn das doch von der Situation her motiviert ist. Da die Partikel doch der Konjunktion jedoch lautlich ähnlich ist, besteht allerdings die Gefahr, daß die beiden

Wörter miteinander verwechselt werden. Die Gefahr ist umso größer, als in vielen Fällen auch eine semantische Ähnlichkeit besteht, diese jedoch nicht mit der gleichen Distribution einhergeht. Der zweite Satz ist ein Beweis dafür.

Sehr interessant ist der Gebrauch der Partikel mal. Da das Wort von Deutschen oft gebraucht wird, glauben die Schüler, daß es sich wie ein Joker einsetzen läßt. Das stimmt aber nicht; die Partikel hat wie jedes andere Wort seine bestimmte Distribution, nur läßt sich diese schwer formalisieren. Dennoch soll man nicht auf das Lehren der Verwendung von mal verzichten. Vergleichen wir nur die folgenden beiden Sätze: Ich mußte mir das zuerst mal überlegen und Ich mußte mir das zuerst überlegen! Eine nicht immer zuverlässige, jedoch einigermaßen handhabbare, also nicht überidealisierte, Regel dürfte die sein, daß man das mal gebrauchen kann, wenn auch einmal als semantisch mögliches Wort stehen könnte.

Parenthesen haben in Erzählungen eine hohe Frequenz, und da ihre Funktion der der Interjektionen und Modalpartikeln ähnlich ist, zahlt sich ihre Übung aus. Ein Vergleich der folgenden beiden Sätze überzeugt von dem Unterschied zugunsten des Satzes mit Parenthese: Diesen Sommer hatten wir viel Regen bzw. Diesen Sommer hatten wir, wie ihr wißt, viel Regen.

5. Abschließende Bemerkungen

Wie ich am Anfang betonte, war es nicht meine Absicht, hier völlig Neues zu sagen. Es ist überhaupt schwer, einem erfahrenen Lehrer Neues zu sagen. Mir ging es jedoch darum, einige aktuelle Fragen von einem solchen Gesichtspunkt aus zu behandeln, der in der einschlägigen Literatur bisher zu kurz gekommen ist. Dies ist - wie gesagt - der Gesichtspunkt der Norm, und zwar im Deutschunterricht in spezifisch nicht-deutschsprachiger Umgebung. Gestatten Sie mir, abschließend wiederholt die Gretchenfrage zu stellen und einige Bemerkungen dazu zu machen!

Was ist eigentlich das Ziel des Deutschunterrichts? Das Ziel könnte man grob, jedoch für diese Überlegungen angemessen etwa so formulieren, daß wir den Deutsch Lernenden in die Lage versetzen wollen, sich an die verbalen Gewohnheiten der Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft anzupassen, mit ihnen zu kommunizieren, in gewisser Hinsicht eine zwischennationale Sozialisation zu erreichen. Diese Sozialisation ist jedoch - wie wir es aus Erfahrung wissen - keineswegs so denkbar, daß der verbale Ausdrucksunterschied zwischen den Deutschen und den Nicht-Deutschen völlig eliminiert wird; wie gesagt, hat jeder Mensch nur *e i n e* Muttersprache. Die Sozialisation muß infolgedessen von vornherein mit Einschränkungen geplant werden. Es kann nicht darum gehen, daß Deutsche den Nicht-Deutschen aufgrund seiner Aussprache, seiner Grammatik und seines Wortgebrauchs für einen Deutschen halten sollen. Es geht vielmehr darum, daß der Nicht-Deutsche die deutsche Sprache auf eine solche Weise beherrsche, die einerseits die Korrektheit und Kultiviertheit enthält, andererseits jedoch den Nicht-Deutschen einen Nicht-Deutschen bleiben läßt.

Warum schadet es denn, wenn jemand als Nicht-Deutscher identifiziert wird? Keinem auch nur einigermaßen verständnisvollen Deutschen wird es je einfallen, einen Ausländer nur deshalb schlechter zu beurteilen, weil er Deutsch nicht so wie seine Muttersprache spricht, weil er sich u.U. rigorosser an die Normen der prädiktiven Grammatik hält als ein Deutscher. Ich wage sogar das Gegenteil zu behaupten: Wenn ein Deutscher einen Nicht-Deutschen Deutsch sprechen hört, dabei feststellt, daß der Betreffende mit einem etwas fremden Akzent, ab und zu mit einer für ihn ungewöhnlichen Wortstellung usw. spricht, im ganzen jedoch die Regeln der prädiktiven Grammatik befolgt und seine Intention auf kultivierte Weise zum Ausdruck bringt, so wird er dies hoch zu schätzen wissen. Genauso wie die Deutschen untereinander aufgrund ihres Sprachgebrauchs die Berliner Berliner, die Hamburger Hamburger, die Münchner Münchner bleiben lassen, können wir unsere Schüler

ruhig Nicht-Deutsche bleiben lassen, aber bestehen wir auf der Kultiviertheit ihrer Sprache, auf einer solchen Kultiviertheit, die über das hinausgeht, was man Touristen-Deutsch nennt, auf einer Kultiviertheit, die mehr als kommunikativ orientiert ist.

Die Kultiviertheit der Sprache soll zur Sozialisation beitragen, aber nicht zur sprachlichen Integration. Die Kultiviertheit soll der Befriedigung unserer gegenseitigen Interessen dienen und sie soll dem gegenseitigen kulturellen Austausch behilflich sein. Der Mensch soll jedoch sein Muttersprachengesicht wahren. Und all dies sage ich natürlich nicht deshalb, weil unsere Schüler schon zu gut Deutsch können, ich sage es nicht deshalb, weil ich nicht für eine permanente Verbesserung der Deutschkenntnisse bin (und das bezieht sich natürlich auch auf uns Lehrer!); ganz im Gegenteil: ohne eine ständige Aufpolierung der sprachlichen Fertigkeiten verliert das Können der Zweitsprache - und übrigens nicht nur der Zweitsprache - seinen Glanz; ich sage dies deshalb, weil wir uns auf der einen Seite zwar nicht mit einem Minimum von Informationsaustausch zufriedengeben sollen, auf der anderen Seite jedoch keine Luftschlösser bauen dürfen, sondern stets auf dem Boden der Realität Möglichkeiten und Grenzen des Deutschunterrichts gegeneinander abwägen sollten.

Eine genaue und zugleich elastische Formulierung der Normerwartungen in jeder interlingualen Relation und in jedem organisatorischen Rahmen des Deutschunterrichts trägt zweifellos zu einer realistischen Zielsetzung und damit zur Effektivität des Lehrens bei, natürlich nicht nur, aber besonders in fremdsprachiger Umgebung.

Anmerkungen

1. In: 7. Tagung des Internationalen Deutschlehrerverbandes in Budapest, 1. - 5. August 1983: S. 47-71. Plenarvortrag, der Vortragsstil ist beibehalten.
2. Vgl. den diesem Beitrag vorausgehenden Artikel in diesem Band!

VI. LITERATUR

- Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1 (s. dort!). S. 74-85.
- Arbeitsgruppe Marburg: Aspekte der Valenztheorie. In: Deutsche Sprache 1973, S. 3-48.
- Augst, Gerhard: Soll die Schule Sprachnormen als fest, wandelbar oder veränderbar lehren? In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort!). S. 126-143.
- Ballweg-Schramm, Angelika et al.: Verbvalenz-Wörterbuch auf semantischer Basis. In: Helmut Henne (Hrsg.): Praxis der Lexikographie. Tübingen 1979, S. 94-123.
- Berežan, S. G.: Semantičeskaja ekvivalentnost' leksičeskich ediniz (Die semantische Äquivalenz lexikalischer Einheiten). Kisinev 1973.
- Betz, Werner: Nicht der Sprecher, die Sprache lügt? In: Sprache im technischen Zeitalter 7/1963, S. 461-464.
- Betz, Werner: Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik. In: Sprache im technischen Zeitalter 25/1968, S. 7-27.
- Betz, Werner: Zur Überprüfung einiger Wortstellungsregeln. In: Horst Sitta und Klaus Brinker (Hrsg.): Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik - Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 1973. S. 243-267. (= Sprache der Gegenwart, 30)
- Bickmann, Hans-Jürgen: Synonymie und Sprachverwendung. Tübingen 1978. (= Reihe Germanistische Linguistik, 11)
- Bühler, Karl: Sprachtheorie. Stuttgart 1965².
- Coseriu, Eugenio: System, Norm und "Rede". In: ds.: Sprache - Strukturen und Funktionen. Tübingen 1970. S. 193-212. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 2)
- Coseriu, Eugenio: Synchronie, Diachronie und Geschichte. München 1974. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik, 3)
- Coseriu, Eugenio: Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. München 1975. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Sprachwissenschaft, 2)
- Daneš, František: Zur Theorie des sprachlichen Zeichensystems. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 2 (s.

- dort!). S. 132-173.
- Danes, Frantisek und Viehweger, Dieter (Hrsg.): Probleme der Textgrammatik. Berlin 1976. (= studia grammatica, 11)
- Daniels, Karlheinz: Substantivierungstendenzen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Düsseldorf 1963. (= Sprache und Gemeinschaft, 3)
- Davis, Philip J. - Hersh, Reuben: The Mathematical Experience. Boston 1981.
- Der öffentliche Sprachgebrauch - Bd. I. Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bearbeitet von Birgitta Mogge. Stuttgart 1980.
- Der öffentliche Sprachgebrauch - Bd. III. Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Bearbeitet von Birgitta Mogge und Ingulf Radtke. Stuttgart 1982.
- Die richtige Wortwahl. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Mannheim/Wien/Zürich 1977. (=Schülerduden, 10)
- Duden - Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Mannheim/Wien/Zürich 1976-1981.
- Eggers, Hans: Sprachwandel - Sprachnormen - Sprachvorbilder. In: Der öffentliche Sprachgebrauch I. (s. dort!) S. 202-209.
- Engel, Ulrich: Fügungspotenz und Sprachvergleich. In: Wirken des Wort 30, 1980, S. 1-22.
- Engel, Ulrich und Schumacher, Helmut: Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. Tübingen 1976. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, 31)
- Engelen, Bernhard: Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart. München 1975. (= Heutiges Deutsch, I/3)
- Erben, Johannes: Er sitzt, weil er gestanden hat oder über den Zusammenhang von Valenz und Mitteilungswert des Verbs. In: Hugo Moser et al. (Hrsg.): Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Paul Grebe zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 1970. S. 97-102. (= Sprache der Gegenwart, 6)
- Erben, Johannes: Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin 1975. (= Grundlagen der Germanistik, 17)

Erben, Johannes: Deutsche Grammatik - Ein Abriß. München 1980¹².

Filosofskaja enziklopedija (Philosophische Enzyklopädie).
Bd. 3. Moskau 1964.

Flämig, Walter: Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Berlin 1962². (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur, 15)

Fleischer, Wolfgang: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1974³.

Fleischer, Wolfgang: Ideologie und Sprache. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 29, 1981/11, S. 1329-1339.

Fleischer, Wolfgang und Michel, Georg: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1979³.

Gabelentz, Georg von der: Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig 1901².

Galton, Hubert: Teleologische Sprachbetrachtung. In: Folia Linguistica XIV/1-2, 1980, S. 83-102.

Gauger, Hans-Martin: Wort und Sprache. Tübingen 1970. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 3)

Gauger, Hans-Martin: Zum Problem der Synonymie. Tübingen 1972. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 9)

Gauger, Hans-Martin: In Frage gestellt: Textlinguistik. In: Karl-Heinz Bender et al. (Hrsg.): Imago Linguae. Beiträge zu Sprache, Deutung und Übersetzen. Festschrift zum 60. Geburtstag von Fritz Paepcke. München 1976. S. 159-168.

Gauger, Hans-Martin und Oesterreicher, Wulf: Sprachgefühl und Sprachsinn. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982. S. 9-90.

Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen. Bern/München 1962³.

Glinz, Elly und Hans: Schweizer Sprachbuch - 9. Schuljahr, alle Schultypen. Zürich 1980.

Gloy, Klaus: Sprachnormen I. Stuttgart/Bad Canstatt 1975.

- (= problemata frommann-holzboog, 46)
- Götze, Lutz: Valenzstrukturen deutscher Verben und Adjektive. München 1979. (= Heutiges Deutsch, III/3)
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrg. von der Dudenredaktion unter Leitung von Paul Grebe. Mannheim 1959. (= Der Große Duden, 4)
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearbeitet von Paul Grebe et al. Mannheim 1966². (= Der Große Duden, 4)
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearbeitet von Paul Grebe et al. Mannheim/Wien/Zürich 1973³. (= Der Große Duden, 4)
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrg. und bearbeitet von Günther Drosdowski et al. Mannheim/Wien/Zürich 1984⁴. (= Der Große Duden, 4)
- Grebe, Paul: Sprachnorm und Sprachwirklichkeit. In: Wirken des Wort 1966/3, S. 145-156.
- Große, Rudolf: Entwicklungstendenzen in der deutschen Sprache der Gegenwart. In: Deutsch als Fremdsprache 1964/1, S. 1-6 und 1964/2, S. 1-6.
- Große, Rudolf: Zu den Prinzipien der Sprachgeschichtsschreibung heute. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1, 1981, S. 125-133.
- Grosse, Siegfried: Vorschläge zur Förderung der Kommunikationsfähigkeit oder: Eine Lanze für die "Sprachpflege". In: Standard und Dialekt (s. dort!). S. 117-127.
- Grosse, Siegfried: Bemerkungen zur Normendiskussion. In: Der öffentliche Sprachgebrauch I. (s. dort!) S. 38-42.
- Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Hrg. von dem Kollektiv Eva-Maria Krech et al. Leipzig 1982.
- Grundlagen der Sprachkultur - Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. In Zusammenarbeit mit Karel Horálek und Jaroslav Kuhař hrg. von Jürgen Scharnhorst und Erika Ising. Teil 1 - 1976, Teil 2 - 1982. Berlin. (= Reihe Sprache und Gesellschaft, 8/1, 8/2)
- Grundzüge einer deutschen Grammatik. Von einem Autorenkollekt-

- tiv unter der Leitung von Karl Erich Heidolph, Walter Flämig und Wolfgang Motsch. Berlin 1981.
- Hartmann, Nicolai: Teleologisches Denken. Berlin 1966.
- Hartung, Wolfdietrich: Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin 1977. S. 9-69. (= Sprache und Gesellschaft, 11)
- Hartung, Wolfdietrich: Differenziertheit der Sprache als Inhalt kommunikativer Erfahrung. In: Kommunikation und Sprachvariation. (s. dort!) S. 11-25.
- Hartung, Wolfdietrich: Differenziertheit der Sprache als Ausdruck ihrer Gesellschaftlichkeit. In: Kommunikation und Sprachvariation (s. dort!). S. 26-72.
- Hartung, Wolfdietrich: Sprachvariation und ihre linguistische Widerspiegelung. In: Kommunikation und Sprachvariation (s. dort!). S. 73-105.
- Havráněk, Bohuslav: Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur. In: Internationaler Kongreß der Sprachwissenschaftler. Kopenhagen 1936. S. 151-156.
- Havráněk, Bohuslav: Die Aufgaben der Literatursprache und die Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 1 (s. dort!). S. 103-141.
- Heger, Klaus: Text und Textlinguistik. In: János S. Petöfi (Hrsg.): Text vs. Sentence. Basic Questions of Text and Linguistics. Hamburg 1979. S. 49-62. (= Papiere zur Textlinguistik 20, 1)
- Heger, Klaus: Außersprachlichkeit - Außereinzelsprachlichkeit - Übereinzelsprachlichkeit. In: Logos Semantikos. Studia Linguistica in honorem Eugenio Coseriu. Bd. 2. Berlin/New York/Madrid 1981. S. 67-76.
- Helbig, Gerhard: Zum Funktionsbegriff in der modernen Linguistik. In: Deutsch als Fremdsprache 5, 1968/5, S. 274-287.
- Helbig, Gerhard: Valenz und Sprachebenen. In: Zeitschrift für Germanistik 3, 1982, S. 68-84.
- Helbig, Gerhard und Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik.

- Leipzig 1972.
- Helbig, Gerhard und Schenkel, Wolfgang: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig 1973².
- Henne, Helmut: Semantik und Lexikographie - Untersuchungen zur lexikalischen Kodifikation der deutschen Sprache. Berlin/New York 1972. (= Studia Linguistica Germanica, 7)
- Henne, Helmut: Was die Valenzlexikographie bedenken sollte. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik 12, 1976, S. 5-18.
- Heringer, Hans Jürgen: Theorie der deutschen Syntax. München 1970. (= Linguistische Reihe, 1)
- Heringer, Hans Jürgen: Formale Logik und Grammatik. Tübingen 1972. (= Germanistische Arbeitshefte, 6)
- Heringer, Hans Jürgen: Normen? Ja - aber meine! In: Hans Jürgen Heringer (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen 1982. S. 94-105.
- Heringer, Hans Jürgen: Sprachkritik - die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: Hans Jürgen Heringer (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen 1982a. S. 3-34.
- Heringer, Hans Jürgen. Neues von der Verbszene. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1984. S. 34-64. (= Sprache der Gegenwart, 60)
- Hesky, Regina: A német ige "vegyértéke" (Die Valenz des deutschen Verbs). In: Idegen nyelvek tanitása 1971/6, S. 185-189.
- Horálek, Karel: Die Entstehung der funktionalen Sprachwissenschaft und ihr Beitrag zur Theorie der Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur - Teil 2 (s. dort!). S. 11-39.
- Hörmann, Hans: Semantische Anomalie, Metapher und Witz - oder: Schlafen farblose grüne Ideen wirklich wütend?. In: Folia Linguistica V/3-4, 1971, S. 310-330.
- Isenberg, Horst: Texttheorie und Gegenstand der Grammatik.

- Berlin 1974. (= Linguistische Studien, A/11)
- Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67. Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Düsseldorf 1968. (= Sprache der Gegenwart, 2)
- Jedlička, Alois: Theorie der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur - Teil 2 (s. dort!). S. 40-91.
- Juhász, János: Richtiges Deutsch. Budapest 1965¹, 1983⁴.
- Juhász, János: Probleme der Interferenz. Budapest/München 1970.
- Juhász, János: Ungarisch-deutsche Interferenzerscheinungen im verbalen Bereich. In: Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf 1970a. S. 139-149. (= Sprache der Gegenwart, 8)
- Juhász, János: Zur Problematik des deutschen Attributiv-Satzes. In: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag, Teil 2. Düsseldorf 1973. S. 103-122. (= Sprache der Gegenwart, 24)
- Juhász, János: Még egyszer a német nyelv valenciáelméletéről (Noch einmal zur Valenztheorie der deutschen Sprache). In: Idegen nyelvek tanítása 1977/4, S. 118-121.
- Juhász, János: Diskussionsbeiträge, In: Der öffentliche Sprachgebrauch - Bd. III (s. dort!). S. 215-221.
- Juhász, János: Sprachkunst und Sprachwissen. Linguistisches in und über Thomas Manns Joseph-Roman. In: Neue deutsche Literatur 28, 1980/12, S. 153-160.
- Kainz, Friedrich: Psychologie der Sprache. Bd. 4. Stuttgart 1956.
- Kanngießer, Siegfried: Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik. Tübingen 1972. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 9)
- Kertész, Marianna: Allgemeine und wissenschaftsgeschichtliche Fragen des Verhältnisses von Grammatik und Lexik und seine Problematik in konfrontativer Sicht. Budapest 1980. (= Budapester Beiträge zur Germanistik, 8)
- Kloss, Heinz: How can we describe and measure the indigence and distribution of bilingualism. In: Description and

- Measurement of Bilingualism. Hrgg. von H. G. Kelly. Toronto 1969. S. 296-314.
- Kloss, Heinz: Über einige Terminologie-Probleme der interlingualen Soziolinguistik. In: Deutsche Sprache 1977, S. 224-237.
- Kommunikation und Sprachvariation. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Wolfdietrich Hartung und Helmut Schönfeld. Berlin 1981. (= Reihe Sprache und Gesellschaft, 17)
- Korhonen, Jarmo: Moderne Syntax und historische Sprachforschung. In: Zeitschrift für Germanistik 3, 1982. S. 94-98.
- Kostomarov, G. V. und Leontjev, A. A.: Nekotorye teoreticeskie voprosy kul'tury reči (Einige theoretische Fragen der Sprachkultur). In: Voprosy Jazykosnanija 1966/5, S. 1-15.
- Kraus, Jiri: Zu soziolinguistischen Aspekten der Sprachkultur in der Tschechoslowakei. In: Grundlagen der Sprachkultur - Teil 2 (s. dort!). S. 256-271.
- Küpper, Heinz: Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. I. Hamburg 1963³.
- László, Sarolta: Einige Überlegungen zu einer vergleichenden Valenzanalyse ungarischer und deutscher Verben. In: Festschrift für Karl Mollay zum 65. Geburtstag. Budapest 1978. (= Budapest Beiträge zur Germanistik, 4)
- László, Sarolta und Szanyi, Gyula: Magyar-német igevonzatok (Ungarisch-deutsches Verbvalenz-Wörterbuch). Budapest 1985.
- Leinfellner, Elisabeth: Der Euphemismus in der politischen Sprache. Berlin 1971.
- Lindgrén, Kaj B.: Über den oberdeutschen Präteritumschwund. In: Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. Tom 112,1. Helsinki 1957.
- Ljungnerud, Ivar: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900. Lund 1955.
- Ludwig, Klaus-Dieter: Zur Problematik des Verhältnisses von Sprachkultur, kommunikativer Adäquatheit und sprachlich-

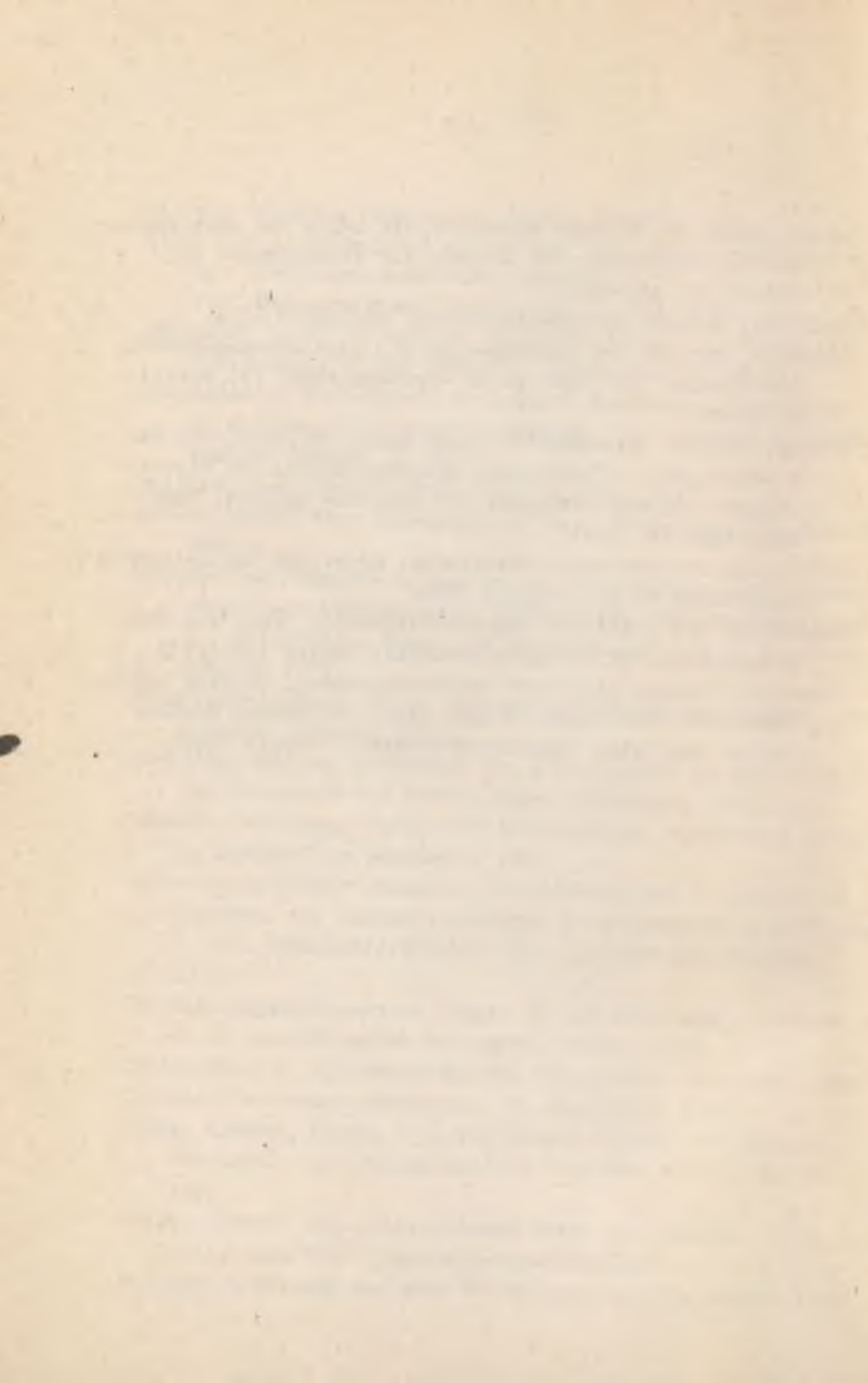
- kommunikativen Normen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 33, 1980/1, S. 56-62.
- Magyar Értelmező Kéziszótár (Ungarisches Erklärendes Handwörterbuch). Hrg. von József Juhász et al. Budapest 1972.
- Martinet, André: La linguistique fonctionelle. In: ds.: Studies in Functional Syntax. München 1975. S. 9-81. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik, 15)
- Mathesius, Vilém: Über die Notwendigkeit der Stabilität in der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur - Teil 1 (s. dort!). S. 86-102.
- Meyer-Ingwersen, Johannes: Sprachwissenschaft in der Deutschlehrerausbildung. In: Der Deutschunterricht 25, 1973/3, S. 39-82.
- Michel, Georg (Leiter eines Autorenkollektivs): Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung. Berlin 1968.
- Molnár, Ilona: A generatív nyelvtannak mint nyelvi modellnek és vizsgálati módszernek néhány kérdése (Einige Fragen der generativen Grammatik als Sprachmodell und Untersuchungsmethode). In: Magyar Nyelv LXV, 1969/3, S. 262-277.
- Moser, Hugo: Sprache - Freiheit oder Lenkung? Duden-Beiträge 25. Mannheim 1967.
- Müller, Wolfgang: Das Sprachgefühl auf dem Prüfstand der Philologie. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982. S. 203-320.
- Nalčadžjan, A. A.: Intuition im wissenschaftlichen Schöpfer-tum. Berlin 1975.
- Nerius, Dieter: Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert. Halle/Saale 1967.
- Nerius, Dieter: Zur Bestimmung der sprachlichen Norm. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 33, 1980/3, S. 365-370.
- Nikula, Henrik: Kontextuell und lexikalisch bedingte Ellipse. Åbo 1978. (= Publications of the Research Institute of

- the Åbo Akademi Foundation, 35)
- Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin 1977. (= Reihe Sprache und Gesellschaft, 11)
- Oksaar, Els: Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Düsseldorf 1976. (= Sprache der Gegenwart, 25)
- Oomen, Ingelore: Determination bei generischen, definiten und indefiniten Beschreibungen im Deutschen. Tübingen 1977. (= Linguistische Arbeiten, 53)
- Ortmann, Wolf Dieter: Beispielwörter für deutsche Ausspracheübungen. München 1975.
- Ortmann, Wolf Dieter (Hrsg.): Lernschwierigkeiten in der deutschen Aussprache. München 1976.
- Papp, Ferenc: Kód (Code). In: Magyar Nyelvőr 90, 1965, S. 201-208.
- Papp, Ferenc: The Russian of Hungarian People whose Russian is first-rate. In: ds. (Hrsg.): Contrastive Studies Hungarian-Russian. Budapest 1984. S. 139-154. (= Studia comparationis Linguae Hungaricae)
- Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle/Saale 1920⁵.
- Polenz, Peter von: Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Muttersprache 1967/3-4, S. 65-80.
- Polenz, Peter von: Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik. In: Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67 (s. dort!). S. 159-184.
- Polenz, Peter von: Spradnorm, Sprachnormung, Sprachnormenkritik. In: Linguistische Berichte 17, 1972, S. 76-84.
- Polenz, Peter von: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Gerhard Nickel (Hrsg.): Angewandte Sprachwissenschaft und Deutschunterricht. München 1973. S. 118-167.
- Polenz, Peter von: Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Peter Braun (Hrsg.): Fremdwort-Diskussion. München 1979, S. 9-31. (= Uni-Taschenbücher, 797) Leicht überarbeitete Fassung von: von Polenz 1967.
- Polenz, Peter von: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Hans Jürgen Heringer (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen

- Ofen. Tübingen 1982. S. 70-93.
- Pražská lingvističeská škola (Die Prager linguistische Schule). In: Osnovnye napravlenija strukturalizma (Die Hauptrichtungen des Strukturalismus.) Moskau 1964. S. 46-126.
- Projektgruppe Verbvalenz: Konzeption eines Wörterbuchs deutscher Verben. Tübingen 1981. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, 45)
- Quirk, Randolph und Svartvik, Jan: Investigating Linguistic Acceptability. The Hague 1966.
- Rall, Marlene, Engel, Ulrich und Rall, Dietrich: Dependenz-Verb-Grammatik für Deutsch als Fremdsprache. Heidelberg 1977.
- Ries, John: Was ist ein Satz? Prag 1931. (= Beiträge zur Grundlegung der Syntax, 3)
- Riesel, E. und Schendels, E.: Deutsche Stilistik. Moskau 1975.
- Römer, Ruth: Die Sprache der Anzeigenwerbung. Düsseldorf 1968. (= Sprache der Gegenwart, 4)
- Romportl, Milan: Gesprochene Sprache und Sprechkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur - Teil 2 (s. dort!). S. 203-233.
- Schieb, Gabriele: Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten sprachlichen Norm Ende des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1, 1981, S. 134-176.
- Schneider, Wilhelm: Stilistische deutsche Grammatik. Freiburg/Basel/Wien 1960².
- Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Bearbeitet von Birgitta Mogge und Ingulf Radtke. Stuttgart 1982. (= Der öffentliche Sprachgebrauch, III.)
- Schwitalla, Johannes: Valenz und Text - Realisierungsbedingungen von Verbergänzungen. Unveröffentlichter Vortrag, der mir vom Verfasser freundlicherweise im Manuskript zur Verfügung gestellt wurde.

- Siebs - Deutsche Aussprache. Berlin 1969¹⁹.
- Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen - Wörterbuch der treffenden Ausdrücke. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Mannheim/Wien/Zürich 1972. (= Der Große Duden, 8)
- Skrebnev, J. M.: K voprosu ob "ortologii" (Zur Frage der "Orthologie"). In: Voprosy Jasykosnanija 1961/10.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst: Zu einigen Entwicklungstendenzen im Satzbau der deutschen Sprache. In: Deutsch als Fremdsprache 1966/4, S. 34-39.
- Spitzer, Leo: Stilstudien, 1-2. München 1961².
- Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982.
- Standard und Dialekt - Studien zur gesprochenen und geschriebenen Gegenwartssprache. Festschrift für Heinz Rupp zum 60. Geburtstag. Hrg. von Heinrich Löffler et al. Bern/München 1979.
- Synonymwörterbuch. Hrg. von Herbert Görner und Günter Kempcke. Leipzig 1973.
- Tesnière, Lucien: Grundzüge der strukturalen Syntax. Hrg. und übersetzt von Ulrich Engel. Stuttgart 1980.
- Teubert, Wolfgang: Valenz des Substantivs. Düsseldorf 1979. (= Sprache der Gegenwart, 49)
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet im Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg i. Br. Düsseldorf/München 1971. (= Heutiges Deutsch, II/1)
- Travaux Linguistiques de Prague 2. Les problèmes du centre et de la périphérie de la langue. Prague 1966.
- Trubetzkoy, N. S.: Grundzüge der Phonologie. Göttingen 1962³.
- Trübners Deutsches Wörterbuch. 7. Bd. Berlin 1956.
- Véges, István: Lexika és nyelvoctatás (Lexik und Sprachunterricht). In: Idegen nyelvek tanítása 1971/4, S. 97-107.
- Weiser, Peter: Die stilistischen Werte des Passivs. Phil. Diss. Bonn 1949. (maschinengeschrieben)
- Villiger, Hermann: Bedrohte Muttersprache. Frauenfeld 1966.

- Weber, Horst: Zu einigen Merkmalen der Lexik der Existenzformen des Deutschen. In: Deutsch als Fremdsprache 17, 1980/6, S. 321-327.
- Weinrich, Harald: Sprache in Texten. Stuttgart 1976.
- Weinrich, Harald: Der richtige und der gute Sprachgebrauch. In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort!). S. 7-14.
- Wimmer, Rainer: Sprachkultivierung durch Sprachkritik: Ein Plädoyer für reflektierten Sprachgebrauch. In: Mitteilungen (10) des Instituts für deutsche Sprache. Mannheim 1984. S. 7-28.
- Wörterbuch der deutschen Aussprache. Hrsg. von dem Kollektiv Hans Krech et al. Leipzig 1971.
- Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. Berlin 1961-1977.
- Wustmann, Gustav: Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1891¹. Erneuerte vierzehnte Auflage hrsg. von Werner Schulze (unter dem Titel "Sprachdummheiten"), Berlin 1966.



Budapester Beiträge zur Germanistik:

- Bd. 1 László Tarnói: Joseph Görres zwischen Revolution und Romantik
- Bd. 2 Katalin Frank: Die Aufnahme der ungarischen Literatur in der BRD 1945-1970
- Bd. 3 Siegfried Brachfeld: Deutsche Literatur im Pester Lloyd zwischen 1933-1944
- Bd. 4 Festschrift für Karl Mollay (vergriffen)
- Bd. 5 Antal Mádl - Ferenc Szász: Nikolaus Lenau in Ungarn. Bibliographie
- Bd. 6 Lajos Szalai: Die Sprache der Ödenburger Kanzlei in den Jahren 1460-1470. Eine graphematische Untersuchung
- Bd. 7 Ferenc Szász: Rainer Maria Rilke und Hugo von Hoffmannsthal in Ungarn. Bibliographie
- Bd. 8 Marianna Kertész: Allgemeine und wissenschaftsgeschichtliche Fragen des Verhältnisses von Grammatik und Lexik und seine Problematik in konfrontativer Sicht
- Bd. 9 Goethe-Studien. Zum 150. Todestag des Dichters herausgegeben von Antal Mádl und László Tarnói
- Bd. 10 Welt und Roman. Visegráder Beiträge zur deutschen Prosa zwischen 1900 und 1933. Herausgegeben von Antal Mádl und Miklós Salyámosy
- Bd. 11 László Tarnói: Verbotene Lieder und ihre Varianten auf fliegenden Blättern um 1800
- Bd. 12 Nikolaus Lenau. Deutschsprachige Personalbibliographie (1850-1981)
- Bd. 13 Ferenc Szász: Germanistik und Deutschunterricht in Ungarn. Bibliographie der Buchveröffentlichungen. 1. Band. Wissenschaftliche Publikationen und Lehrbücher 1718-1918.



